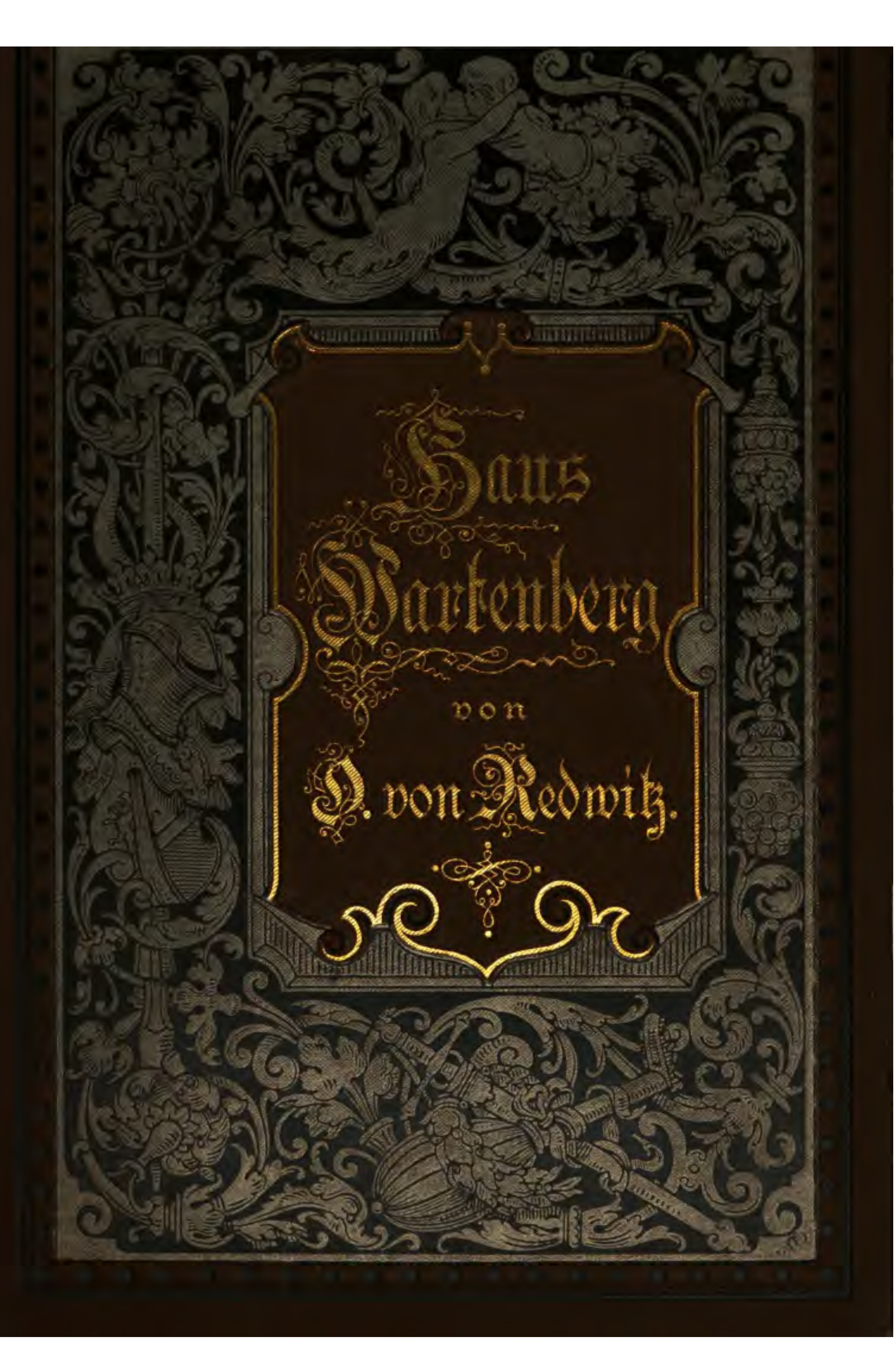
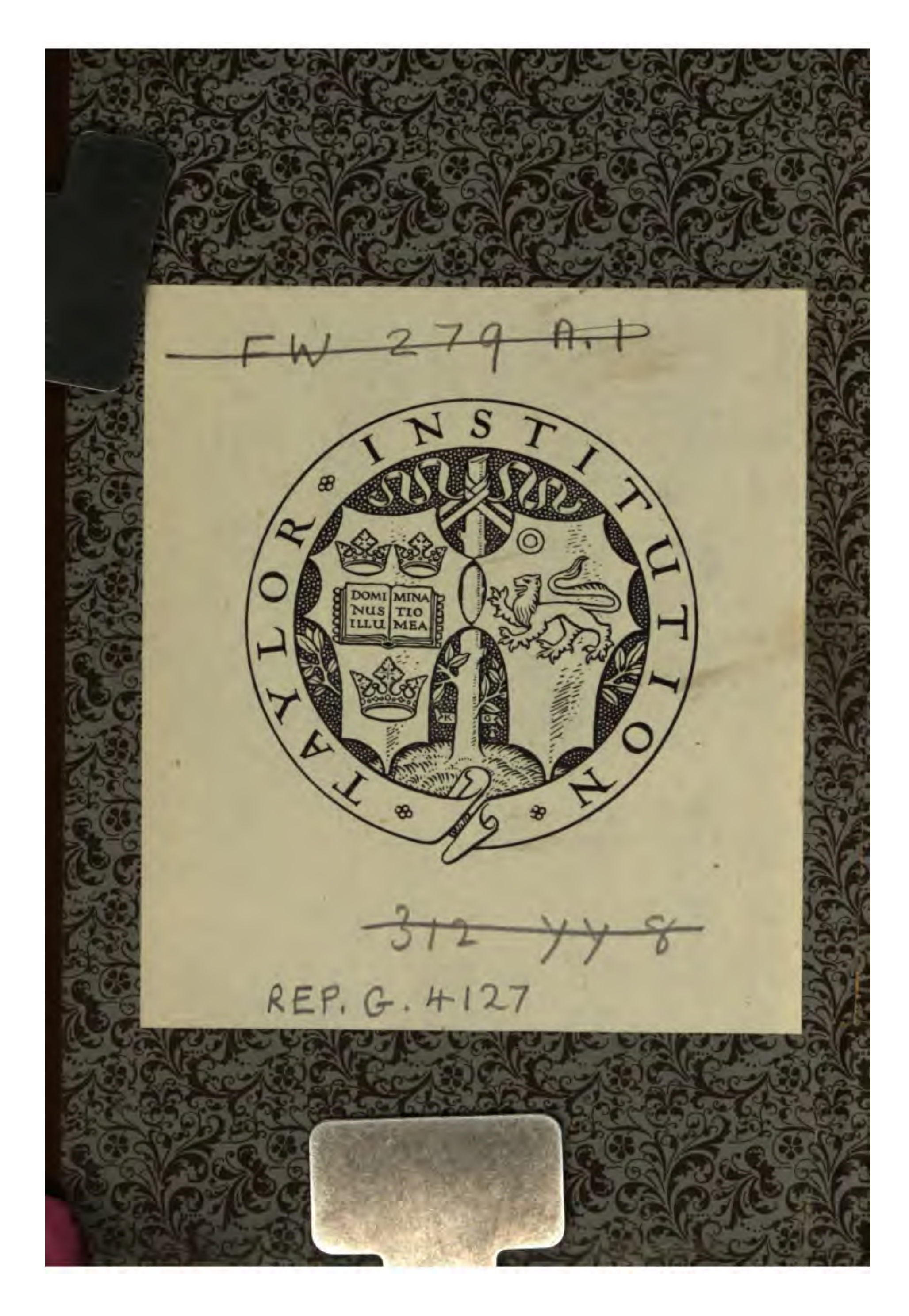
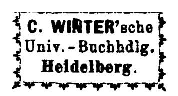

Haus
Wartenberg
von
O. von Redwitz.


FW 279 A.P
TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
312 YY 8
REP. G. 4127




C. WINTER'sche
Univ.-Buchhdlg.
Heidelberg.



Ein Roman

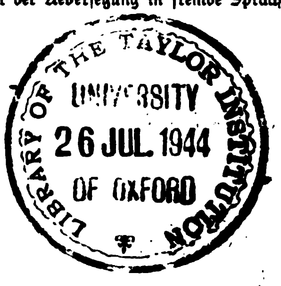
von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1884.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
26 JUL. 1944
OF OXFORD



Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

(Villa Schillerhof in Obermais-Meran Oktober 1883 — Juni 1884)

Erstes Buch.



Erstes Kapitel.

Ein Morgenritt.

Im Burghofe des gräflichen Majoratsitzes Schloß Wartenberg wurden soeben ein halb Dutzend Pferde hereingeführt, je zwei an der Hand eines Reitknechtes — prächtige Thiere, fein gesattelt und gezäumt, die ebenso vornehme Herren verrathen würden, auch wenn sie jetzt, statt an dem wappengeschmückten Schloßportal, vor einer Dorfschenke zum Abritte bereit ständen.

Wie sie mit weiten Nüstern die klare Luft einsogen und dann und wann voll wohligsten Behagens hinauswieherten! Ob sie wohl schon im Voraus wittern mochten, welch' köstlicher Morgenritt das heute werden würde?

War's aber auch ein Frühsommertag, so voll Glanz und Lerchenjubel, daß man glauben sollte: das tragische Lied vom Kampf um's Dasein sei jetzt in weiter Runde verstummt.

Auch im Hause Wartenberg war's heute helle Freude, denn nach langer Zeit wieder zum erstenmal sah es seine drei Kinder bei sich versammelt. Dessen Zweitgeborner, Graf Erich, war schon seit einer Woche von seinen Universitätsstudien

heimgekehrt, und das einzige, bald sechzehnjährige Töchterlein, Comtesse Elsa, ohnedem schon immer als Trost der Eltern zu Hause geblieben. Nun kam auch noch gestern Abend der Majoratserbe, Graf Kurt, ein vierundzwanzigjähriger Husarenlieutenant, in dreistündigem Ritt aus seiner kleinen Garnisonsstadt herübergeflogen, und noch dazu im Geleit von vier gleich lebensfrohen Regimentskameraden.

Der Aelteste davon, als Rittmeister noch sehr jung, war einem märkischen, in jüngster Zeit aber verarmten, Grafengeschlecht entstammt. Der beiden anderen brüderlichen Premierlieutenants uralte Stammburg stand auf der rothen Erde Westphalens, und nur der jüngste der Gäste, Sekondelieutenant Freiherr Schultz von Schultzenburg, konnte sein Wappenschild erst von seinem Großvater herleiten, der sich einst vom Weber zum Fabrikherrn hinaufgearbeitet. Sein edel geschnittenes Gesicht, sowie feine Umgangsformen, harmonirten jedoch vollkommen mit dem ritterlichen Taufnamen „Walther" des nur einahnigen freiherrlichen Enkels. Zudem stellte die von seinem Vater erst neu erbaute Schultzenburg alle althistorischen Nachbarschlösser in den Schatten und die Million Thaler, auf die man den neuaristokratischen Herrschaftsbesitzer allgemein schätzte, war diesmal keine phantastische Volkssage.

Was war das nun gestern Abend ein Staunen und Jubel gewesen ob dieser so ganz unerwarteten militärischen Einquartierung und wie hoch beglückt saßen dann die Eltern mitten unter ihren Kindern und Gästen im dunkel getäfelten, behaglichen Speisesaal!

Besonders der Majoratsherr selber, Hans Eberhard, der einst bis zum Rittmeister bei den Garde-Kürassieren gedient und dann mit Majorscharakter quittirt, hatte sich in dieser

vorwiegend militärischen Luft behaglich gefühlt, wie der Fisch im Wasser. Der Soldat mit all' seinen Passionen steckte eben noch ganz und voll in ihm. Wie auf eine Menschenklasse zweiten Ranges sah er auch jetzt noch immer auf den Stand der Civilisten herab, vorab der bürgerlichen, den Minister nicht einmal ausgenommen, geschweige den Künstler oder Gelehrten. Ja, selbst seine Ehrfurcht vor dem König galt mehr dem obersten Kriegsherrn, als dem landesväterlichen Regenten.

Bei solcher Weltanschauung war's darum auch kein Wunder, daß der Gesprächsstoff gestern Abends ausschließlich dem militärischen Leben entnommen gewesen. Aber auch der soldatische Humor des Majors a. D. war dabei nicht zu kurz gekommen. War doch der Vater der zwei westphälischen Brüder einst des Grafen intimster Regimentskamerad! So ward denn auch manch toller, schneidiger Jugendstreich von dem nun Dreiundfünfzigjährigen wieder aufgetischt, und er hatte noch so herzlich darüber lachen können, daß ihm das Wasser aus den Augen lief. Dabei kümmerte er sich blutwenig um allenfallsige Nachahmung von Seite des stets mitlachenden Sohnes, dessen Husarenregiment so wenig eine Schlafmütze im Banner führte, wie einst das andere der Garde-Kürassiere.

Auch Comtesse Elsa, der immer der Schelm im Nacken saß, getraute sich, so lange mitzukichern, bis Fräulein Julie, ihre stets morose Gouvernante, ihr einen jener Tyrannenblicke zugeworfen, vor dem ihre Lustigkeit wieder furchtsam in den Schmollwinkel zurückgekrochen war.

Nur Graf Erich, der „Civilist“ in seinem ganzen Wesen, wenn auch offiziell Reserveoffizier, hatte bei all' dieser wein-

seligen militärischen Heiterkeit seinen Ernst bewahrt und ihn nur, wenn er sich vom Vater beobachtet glaubte, mit erzwungenem Lächeln vertauscht.

Die Mutter jedoch, aus dem Grafengeschlecht der Strahlenheim, eine hohe Gestalt mit vornehm schönen Zügen, hatte für alles Aug' und Ohr gehabt, für das Lachen der Einen so gut, wie für das Schweigen des Andern. Ihr Mutterblick gewahrte gar wohl die geistige Kluft zwischen dem Vater und Erich, und durch all' den Frohsinn vernahm ihr Herz den Mißklang, der den Hausfrieden heimlich durchzitterte. Wenn sie dennoch äußerlich gelächelt, so geschah es um des geliebten Mannes willen. In ihrem Innern hatte sie auf den Zauberspruch gesonnen, der wieder heilen könnte, was in ihrem Hause heimlich erkrankt war.

Der Zweite, der gestern Abend meistens ernst und schweigsam geblieben, war der junge Schultzenburger. Wer voll geheimer Sehnsucht nach den Sternen schaut, der lacht nicht, sondern wird andächtig gestimmt und schweigt. Und diese Sterne waren Elsa's Augen gewesen! . . . .

Und schon hörte man jetzt durch das offene Schloßportal von oben herab Tritte und Sporngeklirr und vor Allem auch die metallene Stimme des, wie es klang, auch heute Morgen gleich gut gelaunten Schloßherrn.

Durch die spitzbogigen Fenster des thurmartigen Treppenhauses fiel eben der volle Sonnenstrahl und so konnte man beim Hinaufblick deutlich gewahren, welch reicher trophäenartiger Schmuck von Wehr- und Rüstzeug schon beim Aufsteigen jedem Gaste verkündete, daß nur althistorische Luft ihn fortan hier umwehen würde.

In bewunderndem Anschauen dieses Hausschatzes schritten die Gäste auch nur langsam Stufe für Stufe hernieder. Manchmal hielten sie sogar zögernd inne, wenn der Burgherr, bald rechts, bald links gewendet, ihnen ein besonders merkwürdiges Schwert oder Schild historisch erklärte und die Beziehungen eines seiner wehrhaften Ahnherren damit oft allzu gründlich erörterte.

Den Gästen mochte ein solcher Aufschub, wie der gräfliche Cicerone sich schmeichelte, wohl nicht langweilig sein. Aber die Pferde drunten, die Nähe ihrer Reiter witternd, waren jetzt kaum mehr zu halten. Die Ungeduld durchzitterte ihre geschmeidigen Gelenke, in's Gebiß knirschend reckten sie die Köpfe ungestüm auf und nieder und bald dieses, bald jenes stampfte scharrend den Kiessand, als wollten sie zum endlichen Aufsitzen energisch mahnen.

Jetzt traten alle Sechs in den Hof heraus und standen in voller Beleuchtung. Der Majoratsherr, in gewähltem Reitanzuge mit Stulpstiefeln, war eine hünenhafte Gestalt mit mächtig breiter Brust, darauf der, nach königlichem Vorbild im Kinn ausrasirte, Bart in zwei mächtigen Flocken niederwallte. Jedem Nibelungenmaler wäre Kopf und Wuchs zu einem grimmen Hagen ein willkommenes Modell gewesen. Doch auch der junge Majoratserbe mit dem zierlichen, blonden Lippenschmuck hätte jetzt keck seinen Husarenrock mit der Erzrüstung eines seiner Ahnherren vertauschen dürfen, und Niemand würde dies Siegfriedbild für unecht gehalten haben; nur daß sein germanisch lichtes Haar, jetzt modern militärisch zugestutzt, erst hätte zu wallender Goldlocke heranwachsen müssen.

„Wie danken wir Ihnen, Herr Graf, für Ihren hochinteressanten Vortrag!“ sagte jetzt der märkische Rittmeister,

und die Erinnerung an sein eigenes, erst von seinem Vater verkauftes Stammschloß überschattete sein Gesicht. Die beiden westphälischen Brüder hingegen gedachten selbstbewußt ihres eigenen, gleich wohl erhaltenen Herrenhauses mit gleicher historischer Rüstkammer, wenn sie auch, ihrer mehr schweigsamen Stammesart gemäß, den Ausdruck ihres Stolzes bei sich behielten.

Um so redseliger war der mitunter noch sehr naive Schultzenburger, und er platzte unbedacht heraus:

„O wie schad' ist es nur, daß solche Antiquitäten immer seltener werden! — Papa hat trotz alles Umhersuchens erst die Hälfte unserer marmornen Schloßtreppe mit gleichen Trophäen ausschmücken können. Natürlich möchte er als feiner Kenner doch nur lauter exquisite und auch echt historische Stücke kaufen und der Preis wäre ihm auch völlig Nebensache — —“

„Ha, ha, ha!“ schnitt ihm jetzt der Majoratsherr den Satz mitten entzwei: „Was, alte Waffen kaufen, aus Trödlerbuden zusammenscharren? — Welch' unhistorischer Schwindel mit simplem alten Eisen, zu dem man heutzutage gerne den ganzen historischen Adel werfen möchte! Darin steckt ja der eigentliche Werth meiner Sammlung, daß, wie ich Ihnen erst vorhin demonstrirt, auch nicht ein einziges Stück darunter ist, das nicht einst ein Wartenberg oder doch unsere Leute getragen. Sonst kauft man gerade so gut für ein funkelnagelneues Ritterschloß einen ganzen fremden Ahnenbildersaal zusammen und sonnt sich dann im Glanze seiner vermeintlichen Ahnherren!“

Der junge Schultzenburger biß sich voll Zorn und Scham auf die Lippen. Die anderen Offiziere, in ihrem Kameraden

verletzt, sahen verblüfft sich an; auch Kurt ward blutroth und, am Zaume seines Pferdes herumnestelnd, suchte er seine Verlegenheit zu verbergen. Selbst die Gräfin, die eben zum Abschiedsgruß aus dem Portal getreten und noch auf der Schwelle Alles mitangehört, schüttelte still bekümmert den Kopf.

Es war ein allgemeines peinliches Schweigen. Der Majoratsherr selber aber, dadurch plötzlich wieder ernüchtert, wollte doch sein Unrecht nicht förmlich eingestehen, noch viel weniger abbitten. Dagegen versuchte er mit demselben Humor, der seiner vorigen Rede den Stachel gegeben, diesen nun auch wieder geschickt herauszuziehen, und sagte:

„Ha, ha, ha, kam da erst vor ein paar Wochen ein solch' moderner Narr von Baumeister zu mir her und wollte mir den Blödsinn aufschwatzen: ich sollte Schloß Wartenberg in reinstem gothischen Stil ummodeln lassen, weil der wiedererwachte Sinn für korrekte Stileinheit das so verlange. Herrgott, hab' ich aber diesen einstiligen gothischen Musje heimgeschickt! — Nun ja, es ist ja richtig — sehen Sie, mein lieber junger Kamerad," damit wendete er sich verbindlich an den Schultzenburger, daß dieser wohl oder übel gleichfalls ihn anblicken mußte — „hätt' ich also ein ganz neues Schloß Wartenberg zu bauen, wie Ihr Herr Papa seine Schultzenburg, na, natürlich würde ich es dann genau ebenso im reinsten gothischen Stile thun. Aber nicht wahr, mein lieber Herr von Schultz auf Schultzenburg — sehen Sie doch nur einmal all' diese Giebel, Erker und Thürme sich an! — nicht wahr, wenn so, wie hier, die leibhaftige Historie mit Geschmack oder Ungeschmack alle Stilarten so successiv zusammengewürfelt, da hatt' ich doch ganz Recht, diesem modernen Stilreiniger

spöttisch heimzuleuchten, ebenso, wie es ein Pinsel von Maler verdiente, der in meinem Ahnensaal alle perrückten und bezopften Köpfe nachträglich mit Erzhelmen und Federbaretten überklexen wollte, blos um der mittelalterlichen Einheit willen. Einverstanden, meine jungen Herren Kameraden?"

Sehr gerne nickten ihm Alle sammt der Gräfin freundlich zu. Waren sie doch selber froh, daß der Eindruck der ersten Spottrede wieder verwischt worden war!

„Und nun, en avant, messieurs!" rief der Schloßherr. „Keine Verstimmung mehr über ein zu rasch herausgestoßenes Wort, das nicht böse gemeint war! Bin nun einmal solch' ein Altkonservativer! Und wenn Einem von Euch noch ein Stäubchen Mißmuth im Herzen hangen geblieben, dem soll es die Waldluft draußen wieder wegblasen."

Nicht ohne heimlichen Stolz, seine Vorwurfslast in so eleganter Wendung wieder abgeworfen zu haben, reichte er auch noch Allen die Hände, die Jeder, selbst der verhöhnte Schultzenburger, respektvoll schüttelte.

Und eben schwangen sich auf Kurt's Anregung seine Kameraden sammt ihm selbst in den Sattel, als der Majoratsherr, Roß und Reiter überzählend, wie aus einer Zerstreutheit wieder zu sich kommend, seinen Leibreitknecht anfuhr:

„Aber wo ist das Pferd des Grafen Erich?" Und zur Gräfin gewandt fragte er noch dringlicher: „Und wo bleibt er selbst? Er wußte doch, daß er mitreiten sollte."

„Du mögest ihn gütigst entschuldigen, lieber Eberhard, läßt er durch mich bitten," erwiderte die Mutter mit Herzklopfen, „eine unaufschiebliche Arbeit, seine Dissertationsschrift —"

„Pah, dummes Zeug! Dissertationsschrift! Was ist das wieder?“ polterte der Graf heftig erregt. „Keine Spur von Disciplin! Also nicht einmal sein Bruder, nicht unsere Gäste! — Doch weg damit, will mir jetzt meinen Humor nicht verderben. Nach meiner Heimkunft soll er mir schon noch Rede stehen.“

Die dem ganzen Hause gar wohlbekannte Zornader auf seiner Stirne war blutroth angeschwollen und schon setzte er den Fuß in den Bügel und griff mit zusammengekrampfter Faust in die Mähne seines schweren Trakehners, um dem, zu seiner unlieben Ueberraschung mit seinen Kameraden schon hinaustrabenden, Sohne nachzusprengen. Ihr Arm aber hielt ihn an der Schulter vom Aufsteigen zurück.

„Nein, Eberhard, nicht in solchem Unmuthe fortreiten! Was that Erich denn großes Unrecht? — Jede Stunde ist ihm ja jetzt kostbar.“

„Was, kostbar!“ unterbrach er sie wieder, noch immer im Bügel stehend. „Weiß er doch ohnehin, daß ich mit diesem gelehrten Philisterkram nichts zu schaffen haben will! — Ein Graf Wartenberg braucht dies Larifari nicht und damit basta! — Doch nochmals! Ich und er reden schon noch mit einander.“

Mit kurzem Ruck hatte er sich von ihr losgemacht und sich aufgeschwungen. Sie aber fiel jetzt dem Pferd in den Zügel.

„Nein, Eberhard, ich lasse Dich nicht! An einem solch' doppelt schönen Tage für uns solcher Zorn gegen den eigenen Sohn? Nein! Du darfst so nicht fortreiten! Erst versprich mir, ruhigen Herzens gegen Erich wieder heimzukehren! Um unserer Liebe willen, Du mußt mir's versprechen!“

„Nun ja denn, in Gottes Namen ja, um Deinetwillen, Gabriele!“ klang nach raschem inneren Kampfe sein gepreßtes Wort. Er neigte sich tief zu ihr nieder; ihre Stirn flüchtig küssend ritt er davon.

Es war ein Glück, daß diese elterliche Scene sich ohne Zeugen abspielen konnte, und das war dem Zartgefühle Kurt's zu verdanken. Denn, kaum hatte dieser seines Vaters erregte Frage nach dem Bruder vernommen, so war er auch schon mit seinen vier Kameraden, die seinen Wink mit gleich feinem Takt sogleich verstanden, zum Burghof hinausgeritten.

Unter dem Thor aber hatte er noch scheinbar ganz harmlos der Mutter sein frohes Adieu und dem Vater die Worte zugerufen:

„Pardon, Vater, ich zeige den Herren nur noch die merkwürdige Inschrift des äußeren Burgthores und erwarte Dich dort.“

Wie im Fluge war jetzt der Majoratsherr den Anderen nachgesprengt und als eben die Gräfin tief aufathmend ihm nachsah, da klang ein Nachtigallenlied, erst jubelnd und dann klagend, aus dem Park in den Burghof. Gefaltet ließ sie die Hände herabhängen und sagte vor sich hin:

„Ach, diese Nachtigallen mit ihrem ewig wechselnden Liede von Freud' und Leid, sie bekommen doch immer Recht, selbst an einem so gottvollen Sommermorgen!“ —

Unterdessen waren die Sechs in den Park eingeritten, der eine ganze Wegstunde weit von der Südfront des Schlosses sich hinzog. Graf Eberhard ließ in seiner Ungeduld den Gästen eben noch knappe Zeit, das farbenprächtige Blumenparterre zu bewundern, in dessen Mitte aus dem, von einem Knaben gerittenen Marmordelphin ein Springquell zischend

aufsprühte. Dann flogen sie in gestrecktem Trab durch die breiten Fahrwege dahin.

Kolossale natürliche Laubbogen von Ulmen, Linden und Platanen, Riesenexemplare von Tannen und Eichen auf freien Rasenflächen, künstliche Wasserfälle und von Schwänen durchschimmerte Seen, Säulen, Tempel und Götterbilder nebst in Rosenhecken versteckten Muschelgrotten — lauter Ueberbleibsel aus der leichtlebigen Rococozeit — welch' ein Wechsel der Scenerie!

Als aber die Gäste dem Schloßherrn ihr Lob darüber zuriefen, entgegnete er fast unmuthig: „Pah, Luxus, lauter Luxus, der viel kostet und nichts einträgt! Muß ihn aber gleichfalls konserviren, da er mir einmal so vererbt worden ist."

Nach viertelstündigem Ritt ging er zu langsamerem Tempo über, und als der märkische Rittmeister dann auch noch die musterhafte Instandhaltung des Parkes zu rühmen begann, da ging dem Majoratsherrn mit einemmale das Herz auf: „Ei ja, dieses Lob, lieber Rittmeister, läßt sich hören, nur müssen Sie's auch an die rechte Adresse richten, an die Gräfin nämlich, die ich immer scherzweise meine Schloß- und Garteninspektorin nenne." Und nun auch gegen die Anderen gewendet, setzte er noch hinzu: „Na, und was mir meine liebe Frau erst in der Gutsverwaltung mithilft, als der überall wachsame Geist von Zucht und Ordnung, das ist gar nicht zu sagen. Ja, meine lieben, noch höchst ledigen Herren: eine Frau mit großem Verstand und großem Herzen auch ohne jede Mitgift ist goldeswerth, aber eine, wenn auch noch so goldene Gans taugt keinen rothen Heller. Das merkt Euch, und zieht einmal ein gleich großes Loos in der Ehestandslotterie!"

Unterdessen waren sie an einen freien Aussichtspunkt gekommen, von dem man in fernster Rundschau den Thalgrund vor sich liegen sah, und all' die breiten, langgestreckten Saatfelder und Wiesen verriethen deutlich, wessen Besitz sie wohl angehören mochten.

„Ist das nicht eine magnifique Landschaft?" fragte der Majoratsherr, hinunterdeutend.

„Das ist wohl Alles Wartenbergisches Eigenthum?" meinte der Rittmeister.

„Ganz richtig," erwiderte der Gefragte, „ein kleines Stück davon, und auch, wohlgemerkt, das ganze Majoratsgut süperb arrondirt."

Darauf wies er auf Kurt, dessen Blick über sein unabsehbares Erbe wohlgefällig hinschweifte, und er sagte:

„Ja, nicht wahr, meine Herren, mein Junge hier wird sich einmal über zu schmales Erbtheil nicht zu beklagen haben, aber auch nicht über zu wenig Arbeit und Sorge. Das heißt, insofern er einmal ein richtiger konservativer Majoratsherr sein will, der all' sein Gut zum Besten seiner Kinder und Kindeskinder verwaltet, wie auch seiner Nebenmenschen, deren er so gut bedarf, wie sie seiner."

Darauf schlug er Kurt mit der Reitgerte auf die Schulter und scherzte wieder: „Ja, ja, mein junger, flotter Herr Lieutenant, jetzt magst Du immerhin noch manchmal über die Stränge springen und auch beim Geldausgeben die Zügel verlieren! Die Jugendhörner müssen eben abgestoßen werden. Wenn nur die Mannesehre dabei intakt bleibt! Aber hast Du den Husarenrock einmal ausgezogen, na warte, Du mein leichtfüßiger Springinsfeld, in was für eine stramme Disciplin ich Dich dann nehmen werde, um Dich sattelfest zu

machen! Deine jetzige Reitschule soll Dir dagegen wie ein Tanzboden vorkommen."

„Es wird nicht so schlimm werden, guter Vater," entgegnete Kurt mit lachendem Auge.

„Nun aber vorwärts, meine Herren," drängte jetzt der Majoratsherr, „und ventre à terre in den Wald hinüber geflogen!"

Wie der Sturmwind sausten sie über eine ginsterumwucherte Haidefläche, an deren Ende schon der erste Waldeshang vom Himmelsblau nächtig schwarz sich abhob. Und „Halt!" rief jetzt der einstige Rittmeister mit so mächtiger Stimme, als ob er noch seine Kürassier-Eskadron kommandire, „halt! hier ist der Eingang zu meiner Herzensdomäne."

Ein paar aufgescheuchte Häher huschten eben über den breiten Waldweg, in den sie nun einritten. Würziger Harzduft umhauchte, ferner Drosselschlag begrüßte, hundertjährige Fichten umrauschten sie. Wie unabsehbare Säulen eines gothischen Domes ragten sie aus dem Moosgrund in kräftiger Schlankheit himmelwärts; kaum, daß hie und da noch ein Sonnenstrahl das dichte Nadeldach durchbrechen konnte. Ueberall zauberhafte Dämmerung und jene weltentrückte, feierliche Stille, wie sie nur der Waldeinsamkeit eigen. Und alle Reiter überkam eine fast andächtige Stimmung.

„Sind das nicht gleichfalls ‚heilige Hallen', wie jener weltberühmte Buchenwald von Tharand?" unterbrach jetzt der Herr dieses Musterforstes das allgemeine Schweigen.

Erst stimmte der Rittmeister zu, dann ging auch den beiden schweigsamen Brüdern das Herz auf, dem sich gleiches Lob entrang. Gedachten sie doch jetzt ihrer gleich prächtigen Eichenwälder auf der rothen Erde der Heimath! Der junge

Schultzenburger hätte so gerne gleichfalls mit eingestimmt, aber ihm bangte, daß er wieder etwas Ungeschicktes sagen und auf's Neue vom Majoratsherrn abgekanzelt werden könnte. Darum vertraute er auch nur seinem nachsichtigeren Kameraden Kurt seine gleiche Bewunderung an und dieser nickte ihm wohlgefällig zu.

Schon eine halbe Stunde durchritten sie den Fichtenhochwald und er schien noch lange kein Ende zu nehmen. Plötzlich aber lenkte der Graf in einen Seitenweg ein mit den Worten: „So könnt' ich Euch noch ein paar Stunden herumführen und alle Jahrgänge meiner Waldwirthschaft bis herunter zur Stangenholzjugend produziren, aber da Ihr nun die ganz ausgewachsenen Alten gesehen, will ich Euch nur noch die Kinderzeit meines Waldes schauen lassen."

Nach ein paar Minuten lag eine weite, vor wenigen Jahren erst abgeholzte Waldfläche vor ihnen und die grelle Sommersonne darauf that den Augen fast weh. Aber es war doch Allen eine wahre Freude, zu sehen, wie all die abertausend jungen Waldpflanzen, hie und da von uralten Samenbäumen wie von sorgenden Müttern überschattet, ihre kleinen Wipfelköpfe schon recht lebenslustig aus dem Ginster hervorstreckten.

„Da seht Ihr nun meine ganz kleinen Waldkinder," sagte der Majoratsherr, „und wer kann prophezeien, wen sie, einst ausgewachsen, als ihren Herrn umrauschen werden? Ob es dann wohl mein leiblicher Urenkel sein wird? Du lieber Gott! Ein Jahrhundert ist in unserer raschlebigen Zeit sehr kurz, und unser Herrgott mag's wissen, ob bis dorthin der mit Dampfkraft gehetzte Fortschritt nicht schon alle Majoratsgesetze sammt allen Musterforsten zum Teufel ge-

schickt hat. Normale Waldwirthschaft will ja schon heutzutage fast überall ein überwundener patriarchalischer Blödsinn scheinen. Hohe Zinsen heißt jetzt das falsche Rechenexempel. Na, und was ist dann der Profit davon? Daß Kinder und Enkel trotzalledem verarmen, weil die Väter ihren Wald dem Moloch der Habsucht in den Rachen geworfen."

Seine Brust hob sich hoch, und im Sattel sich aufrichtend, donnerte er jetzt in die Waldeinsamkeit hinaus:

„Ja, bei unserem allmächtigen Herrgott! Hätt' ich ein Wörtlein in die Weltregierung mitzureden: mir müßte der alte Moses noch einmal leibhaftig auf Erden erscheinen, und zu den zehn Geboten ließ' ich ihn noch ein eilftes unter Blitz und Donner vom Himmel herabholen, und wißt ihr, wie das lauten würde? — ‚Du sollst Deinen Wald schonen, Edelmann wie Bauer, und Du sollst ihn pflegen mit all' Deiner Sorgfalt, auf daß auch Dein Vaterland gleich verschont werde von Wassersnoth, Dürre und Hagelschlag, und auf daß es fruchtbar bleibe in alle Zeit! So Du aber dies Gebot freventlich übertrittst, nicht Deiner Enkel gedenkest und nicht der Wohlfahrt Deines Landes: dann sollst Du mitschuldig sein an allem Uebel und Verderbniß, mit dem die Strafe des Himmels Dein Land heimsuchen wird bis in die fernsten Geschlechter!'"

Die jungen Reiter, namentlich auch Kurt, schauten seltsam ergriffen dem Redner in sein flammendes Auge. Keiner getraute sich jetzt, mit profanem Worte die Stimmung zu entweihen. Nur den jungen Schultzenburger hatte diese Waldapostelpredigt so tief erregt, daß er nun, ganz unbekümmert um die Wirkung seines Wortes, seinem neuaristokratischen Herzen Luft machen mußte:

„O, Herr Graf, hätte Papa Sie jetzt so reden gehört, wahrhaftig, um den Hals wär' er Ihnen gefallen, so sehr haben Sie ihm aus der Seele gesprochen! Denn auch in den Schultzenburger Waldungen —"

Und hier schnitt der Majoratsherr schon wieder den weiteren Erguß ihm ab: „Das lass' ich mir gefallen und drum meinen ganz besonderen Respekt Ihrem Herrn Papa! Bitte, ihm diesen freundlichst zu vermelden."

Wie die schnell erregbare Natur des Grafen stets jähe Sprünge von Ernst zu Humor und umgekehrt machte, rief er auch jetzt, dabei den Hut abnehmend und über die erhitzte Stirne fahrend:

„Alle Wetter! Ist mir der Kopf heiß und die Zunge trocken geworden! Mich verlangt nach Eichenschatten und gutem deutschen Wein. Vorwärts, ihr Herren, diese doppelte Erquickung uns aufzusuchen!"

Wieder nur ein paar Minuten lang waren sie durch einen Hohlweg geritten, da begrüßte sie auch schon ein anderthalbhundertjähriger Eichenwald mit solch' majestätischen Aesten und Kronen, daß es kein Wunder geschienen, wäre jetzt ein altgermanischer Oberpriester in schneeweißem Talar und Bart aus diesem hehren Tempel plötzlich einhergeschritten, um diese Reiter der Neuzeit einzuladen zum Opferfest für ihre noch immer allwaltenden Naturgötter.

Selbst die Pferde hielten sich hier so still, als spürten auch sie die Nähe von etwas Urgewaltigem in dieser dämmerigten Eichwaldnatur.

Jetzt rief der Majoratsherr den beiden Brüdern zu: „Na, ihr Herren zwei Ritter von der rothen Erde, wird

Euch hier nicht ganz heimathlich zu Muthe und hat nicht auch unser Schlesierland westphälische Eichen aufzuweisen?"

Kaum hatten diese dem Frager in ihrer etwas schwerfälligen Mundart beigestimmt, da traten aus dem Versteck eines kolossalen Eichstammes zwei Diener, wie herbeigezaubert, hervor. Jeder trug einen Korb, und erst jetzt gewahrten die fremden Offiziere auch die in der Nähe angebundenen zwei Pferde nebst dem kleinen Jagdwagen.

„Ei, das geht ja, wie im Märchen," lachte der glückliche Hauswirth, hoch befriedigt von dem verblüffenden Eindruck, den sein genialer Einfall auf allen Gesichtern gewahren ließ. „Es ist nur Schade, daß ich meine dienstbaren Geister nicht auch als Waldgeister vermummte, da wäre die Kindergeschichte von dem ‚Tischlein deck' Dich' erst recht leibhaftig wahr geworden."

Die Körbe wurden unterdessen ausgekramt, weiße Linnen überbreiteten die Moosdecke, und Flaschen, Gläser und Teller mit kalter Küche verlockten zum Zugreifen.

„Absitzen!" kommandirte wieder der Graf, und keine Minute verflog, da lagerten die Sechs behaglich im Moose und ihre an den Stämmen angebundenen Pferde lugten wie neidisch auf ihre Herren, die eben nach dem vollgefüllten Glase gegriffen hatten.

„Deutscher Rheinwein!" rief der Majoratsherr, „kein französischer Sekt, mit dessen Geschlürf ihr jungen Herren Söhne den armen Herren Papa's daheim immer so heidenmäßig viel Geld kostet! — Und so vernehmt in diesem deutschen Eichendome mein soldatisches Credo!"

Halben Leibes sich aufrichtend und mit emporgehobenem Glase sprach er dann:

„Wo immer unsere Offiziere sich festlich zusammenfinden, da soll auch ihr oberster Kriegsherr im Geiste mitten unter ihnen sein. Und so trink' ich dies erste Glas unserem allergnädigsten König und Herrn, dessen dreiundsiebzigjährige Jugend oft selbst die jüngsten seiner Offiziere beschämt. Ich trink' es diesem, unser Aller hocherhabenen Vorbild von Ehre, Rittersinn und Pflichttreue. Unserem allgeliebten König Wilhelm, dieser Königseiche, ein dreimaliges Hurrah!"

Und „Hurrah!" durchdröhnte es sechsfach und dreimal jetzt diese anderen „heiligen Hallen".

Wieder schenkten die Diener ein und der märkische Rittmeister sprach den zweiten Trinkspruch:

„Dem urdeutschen Aristokraten von altem Schrot und Korn, ohne Falsch und Hehl, dem treuen Soldatenfreunde, dem Schutzherrn und Pfleger des deutschen Waldes, ein, gleich diesem selber brausendes, dreimaliges Hoch!"

Wie jetzt die Gläser und Stimmen zusammenklangen — fuhr da nicht der Morgenwind noch kräftiger durch's Laub, als ob auch alle Aeste und Kronen in gleiches Lob mit einstimmen wollten?

Und nun erhob auch der junge Majoratserbe das Glas und sprach etwas befangen:

„Drei Sprüche müssen's allzeit sein. Und so gelte dies dritte Glas unserm Regiment und unserer treuen Freundschaft bei Freud und Leid im Frieden, aber auch," rief er mit noch höherer Begeisterung, „in Noth und Gefahr, bei Wunden und Tod im Kriege!"

Eben wollte er mit den Andern anstoßen, da fragte der Vater in plötzlich etwas unheimlicher Empfindung den er-

hitzten Redner: „Was? Krieg, mein lieber Junge? Sag' mir doch, wer denkt jetzt im tiefsten Frieden an Krieg?"

„Und doch, lieber Vater," entgegnete Kurt, erst ein wenig verlegen, „muß der aktive Offizier nicht immer auch an einen möglichen Krieg denken, für den wir doch eigentlich Soldaten sind? Und, bei Gott!" fuhr er dann muthig fort, „so ein recht fröhlicher Krieg, wie Anno dreizehn einer gewesen, wäre meine wahre Passion."

„Recht so, mein Junge!" jubelte der Majoratsherr ihm jetzt zu, fast beschämt über seine vorige, so ganz unsoldatische Frage, „so ein zweiter heiliger Krieg wie dazumal — ei ja, unser Herrgott mag's wissen! den möcht' ich selber noch einmal mitmachen, trotz Weib und Kind und meinem ganzen Majorat. — Und darum noch einmal ein dreifaches Hoch auf unser Aller treue Kameradschaft im Frieden und auch im Krieg!"

Erst jetzt hatte der Anderen kriegslustiger Zuruf den rechten Zug bekommen. Da läutete mitten darin vom nahen Walddorf die friedliche Mittagglocke. Welch' seltsamer Abstand!

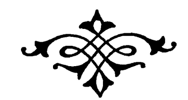
„Ei der Tausend! Schon Mittagszeit! Aufgesessen, meine Herren!" mahnte der Graf Hans Eberhard. „Wir brauchen über eine Stunde zum Heimritt, und müßte der Braten in der Schloßküche verbrennen, na, gnade Gott! wie ich dann ausgescholten würde! Denn ihr glaubt nicht, welch' strammes Regiment meine gestrenge Hausfrau führt!"

Unter allgemeinem Lachen hatten Alle flugs die Pferde bestiegen. In gestrecktem Trabe durchflogen sie zum zweitenmal all' die Herrlichkeit in Forst und Park und schlürften

in vollen Zügen aus dem Zauberbecher voll Sonnenschimmer und Waldesduft.

Die mannigfachsten Gedanken, ernste wie freudige, hatten dabei die Herzen der sechs Reiter durchwogt, aber, gleich dem wolkenlosen Sommerhimmel über ihnen, war doch eine Empfindung Allen gemein:

War das doch ein köstlicher Morgenritt!



Zweites Kapitel.

Schacht „Morgenroth“.

I.

Ihre „Morgen- und Abendlandschaft“ hatte die Gräfin vor vielen Jahren einmal ihre zwei Söhne genannt, ein anfangs scherzhafter Vergleich, der aber im Laufe der Zeit zu einem immer ernsteren Sinne vertieft worden war.

Der heitere Tag und gleicher Lebensgenuß war des blonden, lichtäugigen Majoratserben Element. Der Geist Erich's, dessen Haar und Auge tiefdunkel, wurde mehr durch die geheimnißreiche Nacht der ewigen Räthsel angezogen, und die Natur, wie die Studierstube, waren die für ihn allein reizvolle Welt.

Woher diese so verschiedene Lebensanschauung den beiden Brüdern nur gekommen war aus gleichem Geschlecht und gleichem Elternhause?

Freilich, wer den Wartenbergischen Ahnensaal nur ein einziges Mal durchwandelte, dem mußte sogleich unter all' den germanischen Gesichtszügen ein ebenso ausgeprägter südlicher Frauenkopf auffallen und dieselben dunkeln Augen

drangen ganz so, wie Erich's Blick, tief in's Herz des Beschauers.

Ob wohl diese Marchesa von Monte Claro, die einst Graf Hans Erich, als damaliger Ambassadeur, vom Golf von Neapel auf sein schlesisches Stammschloß heimgeführt, ihr Blut und Gesicht auf den jetzigen Urenkel vererbt haben mochte?

Doch wie viel eigenthümliche äußere Einflüsse hatten außerdem noch mitgeholfen, Erich's geistiges Bild gegenüber dem des älteren Kurt in immer schärfer unterscheidenden Zügen ausreifen zu lassen! —

„Hofmeistererziehung taugt nun einmal nicht weiter für die beiden Jungen. In's Kadettenhaus müssen sie! Das lehrt sie gehorchen und kommandiren und treibt ihnen alle Verzärtelung aus Blut und Knochen. Ist mir auch einst nicht anders ergangen und doch an Leib und Seele vortrefflich bekommen. Und Offiziere müssen sie nun einmal werden, Kurt, weil er nur dann als einstiger Majoratsherr ein tüchtiges Regiment zu führen weiß, und Erich muß erst recht Berufssoldat werden, denn der Offiziersstand ist der einzige, der ihm einst würdigen Ersatz bietet für das ihm vom Himmel versagte Vorrecht der Erstgeburt."

So hatte damals der Machtspruch des auch hier hochkonservativen Vaters gelautet und der zwölfjährige Kurt, in dessen Adern das Soldatenblut des Vaters rann, war auch mit diesem Entschlusse höchlichst zufrieden. In dem nur um ein Jahr jüngeren Bruder Erich hingegen, dem schon damals eingefleischten Civilisten, war der Widerwille gegen gleich frühe militärische Erziehung weder durch Güte noch Strenge zu überwinden gewesen.

Heiße Thränen des Knaben, Vorstellungen und Bitten der

Mutter, hatten endlich den zürnenden Vater umgestimmt und Erich's fernere Erziehung durch den Hofmeister, wenn auch unwillig, zuletzt zugestehen lassen.

Woche für Woche war dann Alles seinen regelrechten, hoffnungsreichen Weg gegangen. Kurt's freudige Briefe aus dem Kadettenhause, Erich's stilles, gemüthvolles Wesen daheim, hatten im Schlosse Wartenberg jenes traute Glück geschaffen, wie es nur auf dem geweihten Boden der Familie erblühen kann. Die damals erst vierjährige Elsa durchzwitscherte das Haus gleich einer Lerche im Frühjahr und die Liebe der Mutter durchstrahlte sonnengleich den Wartenbergischen Haushimmel. Auch war von deren Licht noch gar manches frühere Stück Eis im Herzen des Majoratsherrn geschmolzen und was darunter oft nur als starrer Fels erschienen, darauf waren jetzt Blumen milder Gatten- und Vaterliebe hervorgesprossen, die nur aus den Tiefen eines reinen, ehrlichen Mannesgemüthes zu keimen vermögen.

Aber schon in einer für Erich's Alter ungewöhnlich frühen Zeit war sein junger Geist langsam, doch bestimmt, auf eine ganz besondere Bahn hingelenkt worden.

Der Wartenbergische Majoratsbesitz umfaßte nämlich nicht nur viele tausend Morgen von Feld, Wiesgrund und Wald über der Erde — dessen anderer Schatz unter derselben war fast noch kostbarer, noch einträglicher: die Kohle.

Beträchtlich weit dehnten sich jenseits des Waldgebirges die drei Gruben aus, mit den schon sehr alten Namen: „Morgenroth", „Eintracht" und „Goldenes Haus". Ein eigener Direktor kommandirte eine kleine Armee von Bergknappen, die in dem, den Schloßberg umzingelnden Dorfe Wartenberg ihren häuslichen Herd errichtet hatten.

Dieser wohnte mit seinen zwei Assistenten in dem Häusercomplex, der, westwärts vom Schloßpark durch eine Pappelallee abgeschlossen, auch das Forstamt und die Güterinspektion beherbergte: das dreifache, höchst verantwortliche Miniaturministerium des autokratischen Majoratsregenten Hans Eberhard, seines Namens des Neunten.

Alle seine Beamten waren von ihm aber reichlich besoldet, und wenn er auch streng auf Pflichterfüllung und Redlichkeit hielt, so war er doch auch wohlwollend, sowie peinlich gerecht, und Nichts ihm verhaßter, als die Nothwendigkeit eines Wechsels bei seinen Beamten, wie beim Schloßgesinde. Ja, mancher gräfliche Bedienstete, der den jetzigen Majoratsherrn schon als jungen Lieutenant gekannt, war unter ihm altersgrau geworden und genoß jetzt sein Gnadenbrot. Auch dieses patriarchalische Verhältniß war alte Wartenbergische Haustradition, an welcher der Graf in edelstem Konservatismus festhielt.

Geradezu persönlich befreundet war er überdies dem schon seit vier Jahrzehnten bei ihm bediensteten Bergdirektor Lotze, den schon der Vater des Grafen immer seinen „Hausschatz“ genannt. Auch die Frau Direktorin, in ihrer Art ein ganz gleiches Kleinod, erfreute sich bei der Gräfin der vertrauensvollsten Zuneigung. Selbst in der Kinderstube des Schlosses war ihre praktische Erfahrung oft willkommener, als der Arzt, und Freud' und Leid war in den beiden Familien trotz alles Standesunterschiedes stets gemeinsam gewesen.

Ein glücklicher Zufall hatte es noch obendrein gefügt, daß ein mit Erich gleichalteriger Enkel des Direktors, dessen Tochter an einen seiner Bergassistenten verheirathet war, des gleichen Unterrichs bedurfte, wie der Grafensohn, dessen

Spielgenosse der kleine Georg Nitzschke schon ohnedem gewesen. Und so war denn auch die Gräfin auf den gleich nahe liegenden, wie auch klugen und menschenfreundlichen Gedanken gekommen: am Unterricht Erich's auch seinen jungen Freund theilnehmen zu lassen.

Selbstverständlich hatte dieser gemeinsame Unterricht stets im Schlosse stattgefunden. Mit der Zeit war es aber eine, auch vom Majoratsherrn unbeanstandete, Gewohnheit geworden, daß Erich fast täglich im Bergamthause seine abendlichen Erholungsstunden zugebracht. Und eben dort wurde der Beiden Lieblingsbeschäftigung auf einen ganz besonderen Boden hingelenkt.

Des jetzigen Majoratsherrn Großvater, Hans Erich, der Gemahl jener selben Marchesa von Monte Claro, war, als mineralogischer Dilettant, der Gründer einer selten kostbaren Mineraliensammlung, die in drei Sälen des Bergamts aufgestellt war. Technische Hochschulen und Bergakademien sendeten oft ihre Schüler zu deren Besichtigung hierher und der alte Direktor hatte immer einen wahren Festtag in seinem Dienstkalender zu verzeichnen, so oft er solche Gäste als officieller Erklärer geleiten durfte. Das Eine nur that dem alten Mann in der Seele weh, daß sein jetziger Herr für diese berühmten Raritäten so gar kein Verständniß hatte. Ja, sogar auch am ganzen Grubenbetriebe war ihm nur dessen goldener Ertrag als reizvoll erschienen. Sein pflegbefohlener Liebling blieb nun einmal der oberirdische Wald mit all' seiner Pracht und Jagdlust.

Und so hatte der gute Direktor es auch wie einen wahren Trost im Alter empfunden, daß, was der Vater ihm stets versagt, ihm nun wenigstens von einem der Söhne gewährt

worden: das Interesse an seinem bergmännischen Wissen und Wirken.

Freilich war es anfangs mehr eine knabenhafte Neugierde gewesen, als Erich mit seinem Freunde Georg von dessen Großvater sich die Erlaubniß erbeten, das berühmte Mineralienkabinet sich auch einmal genauer anschauen zu dürfen. Gerne hatte dabei Direktor Lotze den beiden wißbegierigen Knaben das für sie schon Faßliche in populärer Methode erklärt. Und so wurden sie zu dem weiteren Schritt angeregt, sich nun auch, theils aus eigenen Funden in Feld und Wald, theils aus werthlosen Doubletten, eine besondere Steinsammlung anzulegen, deren ganze äußere Anordnung dem mustergültigen Original naiv nachgeahmt war. Und wenn auch der Großvater oft über diese fraglichen Steinschätze seines Enkels und Erich's heimlich lächeln mußte: sein erfahrener Geist hatte doch bald herausgespürt, daß dieser Schoß knabenhaften Spiels vielleicht doch noch zum Baume mannesernsten Studiums organisch emporwachsen könnte.

Bei dieser eigenen, sich stets vergrößernden Steinsammlung war jedoch der Eifer der zwei jungen Mineralogen nicht stehen geblieben. Das unterirdische Reich der Kohle hatte jetzt ihr Herz mit magischer Gewalt angezogen. Erich's Bitten, die Fürsprache der Gräfin und des Direktors halfen zusammen, um dem Majoratsherrn die Erlaubniß zur ersehnten ersten Grubenfahrt abzuringen. Georg's Vater selber übernahm die verantwortliche Führung und so ließ die Gräfin noch obendrein ein nettes Knappenkostüm anfertigen für die, bei Tag und Nacht von diesem Festtage schwärmenden jungen Unterweltfahrer. —

Es war ein sonniger Maimorgen. Graf und Gräfin

sammt der kleinen Elsa waren im Burghof zur Musterung der zwei jungen frohen Knappen erschienen und der offene Jagdwagen war eben vorgefahren. Neugieriges Schloßgesinde lugte aus den Fenstern nieder, als das heute ganz stolze Gräflein mit seinem gleichgekleideten Freund und dessen Vater aufgestiegen war. Und wie hatten Aller Augen geleuchtet, als Erich, sich noch einmal hoch aufrichtend und den Knappenhut schwenkend, hinausgejubelt: „Glückauf, wir fahren in's ‚Morgenroth!‘“

Von welch' heiligen Schauern war er dann erfaßt worden, erst bei der Niederfahrt in den Schacht, und dann noch stärker von Staunen und Mitleid, als er, schüchtern an seines sichern Führers Hand dahin tastend, die matt beleuchteten Grubengänge durchwandelte! Sah er doch nun zum erstenmale seine Mitmenschen so schwere Arbeit verrichten, bald eng eingekeilt und hingekauert, bald mit gekrümmtem Rücken am Schubkarren! Und mehr, als einmal, hatte er sich denken müssen: „Arme Menschen!“

Als er dann endlich, nach zweistündiger unterirdischer Wanderung, auf dem hölzernen „Hund“ wieder dem Sonnenlicht entgegengeritten, das ihm aus dem fernen Rahmen des Stolleneingangs erst wie ein Stern erschienen, und ihn dann immer voller leuchtend begrüßt — da war ihm dieser mystische Ritt viel verlockender vorgekommen, als der auf seinem Ponny, darauf er an des Vaters Seite seine kavaliermäßigen Reitstudien bisher betreiben mußte.

Niemehr hatte der eigenartige Zauber dieser ersten Unterweltfahrt sein Herz losgelassen. So oft er vom Vater sich eine besondere Gunst erbitten durfte, war ein neuer Grubenbesuch das Ziel seiner Wünsche. Wie spielend waren so die

beiden Knaben mit der Zeit in das Wesen des Bergbaues eingeweiht worden, theils in den Gruben, theils im Bergamthause, wo der Direktor und Georg's Vater deren primitive Wissenschaft zu erweitern stets gern bereit gewesen.

* * *

Jahre waren so vergangen und im Kopfe des nun sechzehnjährigen Georg hatte sich der einstige Bergmannsberuf schon zur fixen Idee ausgebildet. Und warum hätte sein Vater ihn auch darin beirren sollen, da auch er als gleicher Bergmannssohn einst den gleich frühen Jugendtraum gehegt, und als Mann dann zur Wahrheit gemacht?

„Ach, Georg, wie bist Du glücklich gegen mich! Du kannst werden, was Dir Freude macht, und Dein Vater verbietet Dir's nicht. Aber ich, was darf ich einmal werden, was auch ich selber gerne werden möchte?"

So hatte der junge Grafensohn einmal seinem bürgerlichen Freunde vorgeklagt, als der alte Direktor, der es eben noch mitangehört, ihm den, freilich nur scherzhaft gemeinten Trost zugesprochen:

„Ei, weißt Du was, lieber Erich? Du brauchst ja nicht eben ein praktischer Bergmann zu werden, wie Georg und unsereins, Gott bewahre! — Aus Dir wird einmal ein recht gelehrter Professor der Geologie oder so was, jedenfalls ein Naturforscher! Warte nur!"

„Ach, du lieber Gott!" hatte dieser darauf geseufzt, „ich und ein Professor werden! Da würde mich der Vater schön auslachen oder gar auch noch zanken. Sie wissen's ja doch, lieber Herr Direktor!"

Niemehr war dann das ganze Jahr über im Bergamthause diese Frage besprochen worden. Selbst vor seinem Georg blieb Erich verschlossen und der damalige Trostspruch des väterlichen Freundes schien gleichfalls in ihm verweht und vergessen zu sein.

Wie oft aber war das verlockende Wort vom „Professorwerden" in Erich's Seele von Neuem erklungen, von Neuem verstummt und wieder laut geworden, gleich einer Zauberglocke, bei deren Läuten und Verhallen Niemand sagen kann, welch' geheimnißvolle Hand den unsichtbaren Strang bald angezogen und bald wieder fallen gelassen!

So war die Zukunft von Erich's Beruf jenem Sonnenlichte vergleichbar, das einst dem knabenhaften Unterweltreiter auf dem hölzernen „Hund" erst wie ein ferner Stern entgegengeleuchtet. Aber ein Stern blieb es dennoch, und unter dessen geheimem Einfluß stand von nun an des jungen Grafensohnes Schicksal.

* * *

Die beiden Freunde waren nun schon siebzehn Jahre und ihre Schulkenntnisse soweit gefördert, als zum Eintritt in die oberste Gymnasialklasse verlangt worden. Da, den Eltern ganz unerwartet, hatte der frühere Hofmeister eine Anstellung als Professor an einer fernen Studienanstalt erhalten, und auf den Rath eines erfahrenen Schulmannes, dessen Tochter eben Elsa's Lehrerin war, wurde Erich's weiteres Studium auf dem Gymnasium der Kreisstadt beschlossen.

Der Besuch eines öffentlichen Gymnasiums, welch' ein schroffer Widerspruch mit des Majoratsherrn streng aristokra-

tischer Lebensanschauung! Welche Gefahr zur weiteren Abschwächung des, in diesem Zweitgeborenen ohnehin nicht sehr stark ausgeprägten Standesbewußtseins! Und nun soll gar noch das Haus dieses selben spießbürgerlichen Schulmannes, der am Gymnasium Geschichtsprofessor war, den jungen Grafensohn beherbergen und ebenso Georg als Schulgenosse ihm wieder beigegeben werden! — Welch ein Gewölk von Skrupeln im Kopfe des Grafen! Aber die Liebe der Mutter, weitsichtiger als des Vaters Auge, hatte jede einzelne Wolke mit ihrem Lichte zu verklären verstanden. Und die beiden Freunde, das Herz voll lebensfroher Hoffnungen und Zukunftspläne, verließen das Elternhaus zum erstenmal in ihrem jungen Leben.

Auch aus dieser Gymnasialstadt waren die freudigsten Berichte heimgekommen. „Nicht leicht", so schrieb der Professor, „hatte ich noch besser erzogene, fleißigere Jünglinge unter der Hand gehabt"; und auch sie selber fühlten sich in dem fremden Hause bald wie daheim. Was aber die Beiden auf ihrem gemeinsamen Lernzimmer sich dann immer noch einander vorgeschwärmt vom Erdball, seinem Alter, seinen Schöpfungsperioden und Revolutionen — lauter Enthüllungen aus einem von Georg von daheim mitgenommenen geologischen Handbuche — von all' diesen Privatstudien der wißbegierigen Autodidakten hatte des Professors pädagogischer Scharfsinn dennoch nichts geahnt. Mußten sie auch noch ein unmethodischer Dilettantismus genannt werden: jenes geheimnißvolle Läuten hatte doch auch jetzt wieder Erich's Geist dabei begleitet und immer klarer war er sich bewußt geworden: diese Glocke hänge hoch oben im Kuppelbau jenes Heiligthums, an dessen Altar er einst als Priester geologischer

Wissenschaft das Opfer alles Standesvorurtheils darbringen sollte.

Standesvorurtheil, oder sagen wir lieber: allzu großes Standesbewußtsein — wie war es schon im Bergamthause daheim in Erich abgeschwächt worden! Schon seine ganze Gemüthsart hatte dazu mitgeholfen. Und nun erst hier auf dem öffentlichen Gymnasium! — Des gräflichen Vaters aristokratische Skrupel in dieser Richtung waren doch nicht so ganz unberechtigt. — Hier, auf den gleichen Schulbänken zwischen den Söhnen von Beamten und Kaufleuten, Handwerkern und Bauern, von denen oft der im Leben Niedrigste durch größere Begabung den Preis des Wissens allen Höheren streitig macht — hier in dieser ersten, Jedem gleich zugänglichen Vorschule zur Bildung des Geistesadels der Nation — hier war dem Grafensohne noch viel eindringlicher der Glaube gepredigt worden, daß das Geschenk des Talents unabhängig sei von der Geburt, und daß möglicherweise der Sohn des vornehmsten und reichsten Hauses später zum geistigen Bettler herabsinken und das Kind aus der ärmsten Bauernhütte zum geistigen Fürsten sich hinaufringen könnte.

Und hatten nicht fast alle großen Dichter und Künstler, Forscher und Erfinder, deren Namen Erich nun allmählich kennen gelernt, ihm als die beredtesten Zeugen für die Wahrheit dieses Glaubens gelten müssen? — Wie nur ganz Wenige davon waren schon mit einem klingenden Namen zur Welt gekommen, aber wie Viele hatten sich erst aus Noth und Streit einer freudlosen Kindheit zu jenen geistigen Höhen emporarbeiten müssen, daran sie nun als lichtbringende, wegweisende, herzerquickende Sterne vom Auge der Nation bewundert und von deren Lippen gesegnet werden!

Mit solch' einem Maßstab zur richtigen Schätzung seiner selbst, wie seines Nächsten, war Erich nach glücklich bestandenem Absolutorium im Spätsommer 1865 in's Elternhaus zurückgekehrt. Zu gleicher Zeit mit ihm Kurt, strahlend vor Stolz und Glück über seine neue Lieutenantswürde und den goldverschnürten Husarenrock. Kein Maler hätte das Idealbild lebensfroher, edler junger Männlichkeit noch glaubwürdiger ersinnen können. Und wenn Aug' und Herz der Eltern, namentlich des Vaters, sich an dessen Anschauen erlabt, wer hätte es ihnen verargen sollen? — Auch Erich war beim ersten Wiedersehen des Bruders überrascht. Die kleidsame Uniform hatte freilich die stattliche Erscheinung auch noch verschönern helfen. Und welches heitere Licht der Gegenwart, wie der Zukunft, war darüber ausgegossen!

Wenn Kurt jetzt durch unabsehbare Weizen- und Kornfelder geritten, konnte er's dann nicht aus dem Aehrenmeer sich zuflüstern hören: „All' unser Ertrag wird einst Dein sein?" — Und hatten die Wipfel des Waldes sich vor ihm geneigt, war's dann nicht wie ein verfrühter Huldigungsgruß für den einstigen Herrn und Hüter gewesen? Doch, was hatte er auch nur seines zukünftigen Glückes zu gedenken brauchen, das erst aus dem Grabe des geliebten Vaters für ihn hervorsteigen konnte? Schon die Gegenwart hatte ihm ja den vollen Freudenbecher kredenzt und auf dessen Golde waren die drei Worte eingegraben: „Junges, frohes Reiterleben." —

Woher kam's nun aber, daß Erich bei all' seiner Bruderliebe doch nur mit einer gewissen Scheu zu ihm hinaufgesehen? Wegen des nur so geringen Altersunterschiedes? Gewiß nicht! — Weil er an Kurt eine geistige Ueberlegenheit herausgespürt? — Noch viel weniger! — Und der Gedanke, daß

der Bruder ihm gegenüber der vom Schicksal so maßlos bevorzugte Majoratserbe sei, lag seinem ehrlichen Herzen so himmelweit fern, daß er sich wie ein heimlicher Verbrecher gefühlt hätte, wäre je dieser Versucher an ihn herangeschlichen, und nicht auch sofort mit heiliger Entrüstung von ihm abgewehrt worden.

Was war aber nun dieses Etwas, das Erich's Herz dem Bruder gegenüber so niedergedrückt?

Das Bewußtsein war's, daß Kurt schon als fertiger junger Mann ihm gegenüberstand in einer, seinem Wunsch und Wesen völlig anpassenden, Berufsstellung, während seine eigene Zukunft noch gleichsam zwischen Himmel und Erde in der Luft hing. Ja, sogar körperlich war dieser Druck an Erich zu verspüren. Kein Zweifel: des Bruders äußere Form war viel freier, viel eleganter, sein Gesichtsausdruck und Blick der harmonische Ausdruck inneren Behagens. Erich's Auge hingegen war stets umdüstert im bangen Vorgefühl neuen Ringens mit dem Willen des Vaters, der sein innerstes Wesen so gar nicht verstehen wollte . . .

„Morgen- und Abendlandschaft!“ — Ach, in den Tagen der Kindheit ihrer Söhne, in welch' ganz anderer Meinung hatte die Mutter einst diesen poetischen Vergleich auf sie gemacht! Doch auch die „Abendlandschaft“ war noch immer schön, selbst neben dem Morgenbild, ja fast noch anziehender, aber Luft und Stimmung darin ließen stets den Ausbruch eines nahen Gewitters ahnen.

* * *

Der bürgerliche Bergassistentensohn Georg Ritzschke war mit seinem Vater zur Bergschule abgereist, ohne dessen langes

Besinnen, denn der Weg schien dem Auge der Eltern klar vorgezeichnet.

Und „glücklicher Georg!“ hatte es nun abermals in Erich's Herzen gerufen, diesmal in einem Zusammenklang von Betrübniß und Neid, als dieser auf der ersten Bahnstation vom Halse seines Vaters sich losgerissen. Als dann Erich mit dem Direktor wieder heimfuhr, blieb er stumm an seiner Seite sitzen und all sein Denken war trübe und nebelhaft, wie draußen die Herbstlandschaft. Der alte Mann hatte sich aber wohl gehütet, ihn auch jetzt wieder mit dem Troste des Professorwerdens aufzuheitern. —

Am selben Abend war der Majoratsherr in seinem alterthümlichen Wohnzimmer nachdenklich auf und nieder gegangen. War's doch nun höchste Zeit, für Erich's Universitätsstudien einen bestimmten Plan zu entwerfen! Die Mutter, in gleich ernstes Sinnen verloren, saß am Erkerfenster und erschrak ganz, als der Graf ihr nun in höchster Erregung zurief:

„Nun hab' ich's! — Das ist das einzig Richtige und auch außer dem Militärstande das einzig Würdige für ihn! — Nein, um des Himmels willen, nur keinen bureaukratischen oder juristischen Federfuchser! — Herrgott, was hat mir der Junge schon Sorgen gemacht! — Aber jetzt wahrhaftig hab' ich's —“

„Was hast Du, lieber Mann?“ fragte die Mutter überrascht und ihr Auge hing besorgt an seinem Munde.

„Na, gut denn, Du meine liebe, kluge Hausfrau“, fuhr er mit einem Anflug von Humor fort, „Du sollst jetzt mit Deinen sogenannten ewigen Erbschaftsgesetzen Recht bekommen! Hat Erich also von seinem Urgroßvater die Steinpassion geerbt, so soll er sie in Gottes Namen auch behalten, aber

auch das andere Erbtheil von ihm mit darannehmen: nämlich das Metier der Diplomatie, das dieser einst ganz vortrefflich verstanden hat. Als solch' ein Diplomat kann er dann bei allen Potentaten in der Welt herumgeschickt werden und nebenbei auch so viele Steine sammeln, als eine ganze Schiffsladung ausmacht, notabene, wenn er das zur Fracht überflüssige Geld hat, aber —" und nun schlug sein Ton in einen sehr diktatorischen um, „das sage dem Jungen, liebe Gabriele! — denn ich selbst könnte dabei zu hitzig werden — also sag' ihm, und so energisch, wie nur möglich: eine bloße Liebhaberei muß diese Steinpassion bei ihm bleiben, ganz so, wie bei seinem Urgroßvater, und nie und nimmer soll er sich träumen lassen, ihrethalben seine Fachstudien hintanzusetzen, sonst, so wahr mir Gott helfe, soll er erfahren, daß ich noch im vollen Besitze meiner väterlichen Autorität bin und sie an ihm auch zu gebrauchen wissen werde! Und davon weiche ich keinen Finger breit ab. — Gabriele, Du kennst mich dafür!"

Er hatte die erhobene Hand wieder sinken lassen und dann die Gräfin, wie immer beim Fortgehen, auf die Stirne geküßt, um später einen Ritt in den Wald zu machen. Das Alles war so rasch gegangen, daß sie gar keine Zeit gehabt, auch nur ein einziges Wort des Widerspruchs zu wagen. Und wenn auch, sie hätte doch geschwiegen, aus Klugheit für den Sohn, ob ihr auch der Schmerz die Brust zersprengen wollte.

Und keiner Menschenseele hatte sie ihren mütterlichen Gram vertraut, nur ihrem Tagebuch, das niemals etwas ausgeschwatzt, so oft sie ihm auch Freud' wie Leid anvertraute.

Es war schon bald Mitternacht, da saß sie noch in ihrem Zimmer und schrieb:

„O du glückselige Kinderzeit meiner Söhne! Wie klingst

du jetzt wehmüthig in mir nach, gleich lieblichster Poesie! Ihr Wiegenlieder, ihr Märchen, ihr Liebkosungen und Scherze, ach, und auch ihr Thränen meiner Sorgen! Wie hatte ich euch für den höchsten Inbegriff der Mutterliebe gehalten! Und doch, schon längst hab' ich's erkannt: es ist nur deren untere Sphäre, die hernieder reicht bis zum Thiergeschlecht. Aber freilich, ist dessen Junges groß geworden, dann vergeht auch die Liebe der Thiermutter zu ihm, als habe die eine das andere nie gekannt. — Du aber, heilige Liebe der menschlichen Mutter, fängst dann erst an, deinen göttlichen Ursprung zu erweisen! Du schwingst dich auf in jenen höheren, von der Thierwelt nicht einmal geahnten Kreis, von dem du auch noch das Leben des Jünglings und Mannes umschließest in Freud' und Leid, in Noth und Gefahr, schützend, mahnend und tröstend, als stets bereite Opferpriesterin für's Glück deiner Kinder!"

Sie hatte den gedankenschweren Kopf in die Hand gestützt und dann erst wieder zur Feder gegriffen.

„Opfer! — Ach ja, wie stimmt dies Wort zum Mutterherzen, sowie das Licht zur Sonne! — Aber ich muß ja nun meinem eigenen Manne das Opfer des Schweigens bringen und den Sohn hinziehen lassen auf eine ihm vom Vater aufgedrungene Bahn. Und wenn er zuletzt freudlos ermattet darauf niedersinkt? — Heilige Nacht da droben, hast du keinen Traum für mich, der mir eine Botschaft brächte, wie ich diesen Widerstreit meines Frauen- und Mutterherzens lösen soll?" —

Am Morgen darauf saß Erich neben der Mutter im selben Zimmer, seine Augen waren noch feucht, seine Wangen bleich. Aber der ganze Gesichtsausdruck hatte doch schon den Abschluß eines schweren inneren Kampfes verkündet, als er

jetzt seine Hände in die ihrigen gelegt und mit feierlicher Stimme zu ihr gesprochen: „Ja, liebe Mutter, in Deine Hände hinein gelob' ich Dir jetzt: wie Du mich's geheißen, so werd' ich thun als Dein und des Vaters gehorsamer Sohn. Das Probejahr, das Du mir auferlegt, werd' ich aushalten mit all' meiner Kraft und Ehrlichkeit. Meinem juristischen Fachstudium gehöre der Tag und des Abends, wo Andere sich vergnügen, soll meine liebste Erholung auf Erden die Erde selber sein! — Und so möge denn auch der Vater meinen diesmaligen Ausgang segnen gleich Dir!"

War dieser versöhnende Mittelweg des Probejahres, das Erich's qualvollem Streit den stärksten Stachel genommen, der Mutter heute Nacht im Traume wohl enthüllt worden? —

Und so war wieder einmal die kluge Frauenliebe dieser Mutter die siegreiche Vermittlerin gewesen zwischen Mann und Sohn. Als wäre nicht die kleinste Schranke zwischen der Beiden Herzen gelegen, so stürmisch hatte der Vater den an die Berliner Hochschule scheidenden Sohn an die Brust gedrückt und, was ihm selten geschah, ein paar große Thränen waren ihm dabei in den Bart geronnen; vielleicht auch ein wenig aus Reue? —

Was Erich einst seiner Mutter so heilig versprochen, ebenso ehrlich hatte er's auch ihr und dem Vater nach Jahresfrist gehalten. Aber wie war er wieder heimgekommen? — Zum Entsetzen des ganzen Hauses. — Nicht nur um ein einziges Jahr war er inzwischen gealtert: ein halbes Jahrzehnt schien über sein Gesicht hinübergezogen zu sein und auch dies nicht mit dem Frohsinn der Jugend. Gewaltigen Seelenstreites leibhaftige Hände hatten darüber hingestreift und hohläugig war er aus diesem Kampfe hervorgegangen zwischen dem,

von dem Gebot des Vaters ihm aufgedrungenen Beruf und dem andern, zu dem sein eigener Geist ihn hingezogen. All' sein mildes Lächeln, all' seine Beruhigungsworte hatten die Eltern darüber nicht hinwegzutäuschen vermocht: er war als ehrlicher, aber todwunder Ringer wieder heimgekehrt.

Was die Mutter in ihrem Herzen längst schon von Erich's wirklichem Berufe vorausgeahnt, das war nun auch des Vaters Glaube geworden, da er jetzt für seines Sohnes Leben zittern mußte. — Wie dessen leibliche Kraft war auch sein aristokratischer Starrsinn gebrochen, so oft er sich auch noch aufbäumte, gleich einem von seinem Reiter gebändigten Pferde, das dann und wann noch in die Zügel knirscht. —

Und Jahr um Jahr war Erich wieder fortgezogen als nunmehr freier Jünger der geologischen Wissenschaft, bald an diese, bald an jene Hochschule, wo die berühmtesten Lehrkanzeln dieses Faches aufgeschlagen waren, und Geist wie Leib blieben in ihm von nun an in harmonischer Fortentwickelung. Je weiter sein Wissen, desto größer war seine Sehnsucht geworden: immer tiefer einzudringen in die Geheimnisse des Erdballs und Sternenhimmels. — Selbst über's Meer nach England hatte das Läuten jener Zauberglocke ihn gelockt, deren erste Klänge ihn schon als Knaben eingeweiht zum freien Priesterthum der Naturwissenschaft.

Wir sind aus dem Schachte der Erinnerung wieder zum Lichte der Gegenwart aufgetaucht.

Auch dieser Schacht hieß: „Morgenroth“.





Drittes Kapitel.

Auf dem Schloßaltan.

Die massige Südfront der Grafenburg mit den schieferbehelmten Thürmen und dem mächtigen Staffelgiebel war eben grell beleuchtet vor den durch den Schloßpark Heimreitenden aufgetaucht. Und da stand auch schon die seit gestern Abend so schwärmerische Elsa auf dem, von einer durchbrochenen Steinbrüstung umgebenen Altan. Schon eine halbe Stunde zuvor war sie der heute sehr beschäftigten Mutter bis in die Küche nachgegangen, um sich scheinbar ganz harmlos nach der Heimkehr von Vater und Bruder zu erkundigen.

„Nach Eins!" hatte die Gefragte ihr zerstreut zugerufen und das Comteßchen war wieder in ihr Erkerzimmer hinaufgehuscht, um nach neu aufgenommener, recht hudeliger Klavierübung den Schlag der inneren Schloßuhr zu erwarten. — Und horch! Da schlug auch schon die erwartete Stunde. Mitten im Takt brach die ungeduldige Spielerin ab, warf beim Aufstehen den gestickten Klavierstuhl um und, ohne ihn wieder aufzustellen, husch! da war sie auch schon die breite

Steintreppe vorsichtig hinauf- und zum Salon hineingeschlichen.

Und jetzt erst noch einen Blick in den Spiegel, der in schwerem verschnörkelten Goldrahmen fast bis zum Deckensims hinanreichte. Ei! wie stand ihr doch das blüthenweiße Kleid mit den pfirsichrothen Streifen so gut! Nun schnell zum Altan hinaus, dessen Glasthür weit offen stand! Und wie sie jetzt voll sehnsüchtiger Neugier hinausspähte! Aber weit und breit noch kein Reiter zu sehen, nicht einmal zu hören. Nur der Springquell plätscherte. Und doch zog sie jetzt schon ihr Taschentuch hervor, und entfaltet legte sie's auf der Brüstung zurecht. Sie werden doch nicht schon vorübergeritten sein? Doch nein, nein, horch, jetzt! Ist das nicht Pferdegetrabe? Ja, kein Zweifel! Gott! Wie das Herz in ihr klopft! Und, o der süßen Verwirrung! Da kommen sie auch schon aus dem Lindengang! Keiner jedoch sieht herauf; wird denn ihr Gruß auch bemerkt werden? O könnte sie doch nur hinunterrufen oder ein Liedchen singen! Aber es möchte sich gar nicht schicken. Wie würde auch der Vater sie darum zanken! Und doch ist nur jetzt der richtige Moment. O so flattere nun auch, du bescheidenes Banner der ersten schüchternen Liebe!

Und wie die Hand ihr auch zitterte, sie winkte und winkte, mochte es nun gesehen werden oder nicht. Doch sah jetzt nicht Bruder Kurt zu ihr herauf? — Ja, wirklich, er that's! O dieser herzige Bruder! Sogleich flog auch sein Tuch zum Willkommgruß; selbst der Vater winkte jetzt ihr zu und alle vier Gäste salutirten, die Hand an der Mütze. Wie ließ sie da erst recht triumphirend, gleich der Agathe im „Freischütz", die Flagge der Liebe hinunterwehen! — Und, o du

überglückliches Geschöpf! — Sah sie jetzt nicht auch den Schultzenburger das Taschentuch hervorziehen, wohl nur zu gleich flatterndem Liebesgruß? — Aber, Himmel! Da ritt, war's Absicht oder Zufall? ihr Vater an seinen jüngsten Gast jählings heran. Der schwärmende Sterngucker von gestern Nachts erschrak und — o wie über alle Maßen unpoetisch, obwohl selbst der ewige Himmel beim Sternschnuppenfall ganz etwas Aehnliches thut! — statt des verstohlenen Minnegrußes mit dem Taschentuche — schneuzte er sich.

Ein so überkomisch verpfuschter Winkversuch, daß der lose Schelm auf dem Altan, plötzlich aus allen Himmeln fallend, trippelnd und lachend in die kleinen Hände paschte. Und lachte drunten nicht auch Bruder Kurt?

„Ach, wenn der Aermste mein Lachen nur nicht bemerkt hat, ich konnte ja nichts dafür," seufzte sie sogleich wieder voll reuigen Mitleides, und die Reiter flogen vorüber.

Nein, tröste dich! Keinen einzigen Aufblick hatte der verwirrte Schultzenburger mehr zu dir heraufgewagt. Aber hier oben, du kleine Lachtaube, bist du selber unterdessen belauert worden von einem Geier in altjüngferlicher Gestalt! Und kreischend fuhr nun auch dieser zum Altan heraus, als wollte er ihr zartes Gefieder in Stücke zerreißen.

Wie verflog da die letzte Lachspur auf Elsa's Gesicht und gleich einem, auf einer Unart vom Lehrer ertappten Schulmädchen stotterte sie:

„Was denn? — Ich weiß ja von gar nichts."

„O Du liebe, heilige Unschuld," donnerte Fräulein Julie von Gillen, die Gouvernante, sie an, „weißt von gar nichts? Also nichts, gar nichts soll das sein, wenn ein gräfliches

Fräulein landfremden Offizieren mit dem Taschentuche hinunterwinkt?"

„Ich hatte ja doch nur dem Papa und Bruder Kurt zugewinkt. Das darf ich doch noch? Und sie haben ja auch wieder heraufgegrüßt," wehrte sich Elsa mit aller Energie.

„So, so, Papa, Bruder, heraufgegrüßt?" polterte das Fräulein, ihres Zöglings Stimme nachäffend, „aber dieser andere junge Herr Schultz" — —

„Der schneuzte sich, und das durfte er doch wohl auch noch? Wirklich, der schneuzte sich," lachte sie hell auf und wollte schon wieder in die Hände patschen.

„O, o, Sie wollen's nun gar noch in's Komische hinüberspielen?" jammerte Fräulein Julie. „Ich aber nehme es ungeheuer ernst. Habe ich doch noch von gestern Abend die ganze Tasche voll réprimandes für Ihr indecentes Benehmen!"

„Indecent? Gestern Abend? Was denn?" fragte Elsa schon etwas kleinlauter.

„So sagen denn Sie selbst, Comtesse: bemerkten Sie nicht auch, mit welcher Insolenz dieser Monsieur Schultz Sie gestern Abends beständig fixirte?"

„Er heißt Baron Schultz auf Schultzenburg, und nicht blos Monsieur," korrigirte Elsa sie trotzig, „ist Lieutenant und Freund meines Bruders."

„Pah, solch' ein Parvenü von einem neugebackenen Baron," spottete die Zurechtgewiesene mit hocherhobenem Kopfe, „ein Fräulein von Gillen aus einer der ältesten pommerischen Adelsfamilien respektirt nur die wirklich historische Aristokratie. Doch das nur en passant! Ich frage Sie vielmehr nochmals, Comtesse: bemerkten Sie dieses dreiste Liebäugeln oder nicht?"



„Dreist? — O nein! Er hat sehr gute, sehr sanfte Augen,“ protestirte Elsa, „und wenn er mich damit angesehen, was kann ich dafür? Ich selber hatte ja die meinen fast immer niedergeschlagen.“

„Darin liegt's ja eben. Gerade das Senken und dann wieder plötzliche Aufschlagen der Augen ist erst recht exquisite Koketterie, und daß Sie, Comtesse, als noch halbes Kind, auch schon diese verwerfliche Kunst kennen und üben — o, das ist ein Schmerz für mich und eine solche Verhöhnung all' meiner Erziehungsprinzipien —“

„Jawohl,“ fiel ihr Elsa, nun in Thränen ausbrechend, in's Wort, „und hätt' ich dann immerfort hingesehen, dann wär' es auch wieder nicht recht gewesen. Ich weiß ja gar nicht mehr, was sich für mich schickt oder nicht. — O, da noch Fräulein Helene bei uns war, da durfte ich mit den Freunden meiner Brüder immer mitlachen und mitnecken. Aber jetzt möcht' ich gleich lieber ein armes lustiges Bauernkind sein, als eine Comtesse mit einer solchen Gouvernante.“

„O Sie inkorrigible Sünderin! Wie Sie geschickt ablenken wollen! Ist das Ihre Sittlichkeit, Ihre Religion? Aber alle Seitensprünge helfen Ihnen nichts. Noch heut Abend wird der Herr Papa in höchst eigener Person die Untersuchung weiterführen.“

„Was? Beim Papa mich wieder verklagen?“ schrie jetzt Elsa gellend hinaus. Und die geballten kleinen Fäuste rückwärts, den Kopf wie drohend vorwärts reckend, schluchzte sie so heftig, daß selbst das Fräulein darob erschrak und verstummte. Schien ihr's doch, als sei ihr kaum sechzehnjähriger Zögling während dieses Aufschreies der mißhandelten Natur plötzlich um ein volles Jahrzehnt älter geworden! Und eben wollte Made-

moiselle Julie durch die offene Glasthür in verächtlicher Haltung den Rückzug antreten, da trat ihr die Gräfin unerwartet in den Weg, und fast tonlos befahl sie ihr: „Bleiben Sie, Fräulein!“

Zu Boden starrend, wie Eine, die vor der Anklagebank den Urtheilsspruch erwartet, blieb diese gleich einer Bildsäule stehen.

„Elsa, komm herein, liebes Kind!“ rief die Mutter dann hinaus zum Altan.

Elsa trat ein und schüchtern gesenkten Kopfes blieb sie vor ihr stehen.

„Keine Thränen mehr!“ sagte die Gräfin, während sie ihr über die Augen strich. „Geh' jetzt hinunter zum Eßzimmer und sorge für die Blumen auf dem Mittagstisch! — Ich komme bald nach.“

„Ja, liebe Mutter!“ erwiderte Elsa wie erlöst, küßte ihr die Hand, und mit einem scheuen Seitenblick nach ihrer jetzt wie versteinerten Gouvernante verließ sie den Salon.

„Setzen wir uns, Fräulein!“ bat die Gräfin sehr ruhig und wies auf den nahestehenden Stuhl, während sie sich gleichfalls niederließ.

Wie willenlos und düstern Blickes folgte das Fräulein von Gillen dieser Aufforderung. Und die Gräfin, die bei ihrem unbefangenen Eintritt in den Salon durch die weit offene Glasthür absichtslos die ganze Scene auf dem Altan mit angehört, verwies ihr erst recht strenge all' ihre ebenso bissigen, wie auch unangemessenen Scheltworte; dann sich voll Würde erhebend fuhr sie fort:

„Echte Zucht und Sitte, mein Fräulein, sollen so gut, wie echte Frömmigkeit, in meinem Hause wohnen und walten,

und seien Sie überzeugt, daß ich auch die Mutter dazu bin, diese im Herzen meines Kindes zu pflegen und zu bewachen. Aber Prüderie und Scheinheiligkeit, sie widern mich an, gleich jeder andern Lüge. Doch ich will Sie wegen Ihrer verständnißlosen Behandlung Elsa's nicht allzu hart verurtheilen. Und warum nicht? Weil Sie verbittert sind gegen jede Heiterkeit und unschuldige Schwärmerei, die im Herzen eines jungen Mädchens so natürlich!"

„Ich bin nicht verbittert," murmelte nun gleichfalls aufstehend die Gouvernante, obwohl jeder Zug des Gesichts diese Versicherung Lügen strafte.

„Ja, mein liebes Fräulein, das sind Sie," entgegnete die Gräfin in einem Tone, aus dem mehr Mitleid, als Unmuth, hervorklang. „Und daß Sie's durch Ihr Schicksal geworden sind, kann ich Ihnen vollkommen nachempfinden."

„Sie, die Gräfin von Wartenberg, mir nachempfinden?" fragte jetzt Fräulein Julie in langgezogenem Tone des Zweifels. „Pardon, Frau Gräfin, das können Sie unmöglich!"

„Sie irren sich!" entgegnete diese, und fuhr dann fort, wie bei einem wichtigen Geständniß:

„Das Haus der Grafen von Strahlenheim ist mindestens ebenso altadelig, wie das der von Gillen. Auch mir war es wohl sowenig, wie Ihnen, an der Wiege gesungen worden, daß ich einst als arme Doppelwaise in fremdem Dienste mein Brot verdienen müßte. Und doch war es dann so gekommen, für Sie so gut, wie für mich."

Mit großen Augen starrte das Fräulein sie an und hob sich im Lehnstuhl höher empor:

„Frau Gräfin waren doch nie eine Gouvernante?"

„Das nicht," erklärte diese, „aber Hofdame der Prinzessin Pauline war ich. Wußten Sie das noch nicht?"

„Hofdame, ah so!" klang das Echo der Enttäuschten und ein spöttischer Zug umspielte deren stets etwas herabgezogenen Mundwinkel.

„Bitte, Fräulein, keine Spöttereien darüber! Denn auf den Knien hätte ich Gott gedankt, wenn ich in den vier ewig langen Jahren meines Hofdamendienstes von meiner damaligen Herrin nur halb soviel Liebe genossen hätte, wie Sie, mein Fräulein, in diesen vier kurzen Wochen bei uns. Und doch, Gott weiß es, alle Launen und Chikanen der fast geistes=kranken Prinzessin hatten mich nicht verbittern können, sondern ich ertrug sie als eine harte Lebensschule der Geduld und Ergebung. Und noch ein Anderes, mein liebes Fräulein, hatte ich in jener herben Zeit mir gelobt: sollte je dereinst eine Tochter der besseren Stände meinem eigenen Hause dienen, so wollte ich ihr den immerhin schweren Beruf so leicht und angenehm, wie nur möglich, machen. Ihnen aber schenkte ich noch größere Nachsicht, da Ihr seliger Herr Vater einst des Grafen erster geliebter Rittmeister war, und ich sammt ihm an Ihnen, der noch Lebenden, vielfachen Dank für den Todten abtragen wollte. Doch genug hiervon! Mir sagt mein Kopf wie mein Herz, daß Ihr ferneres Ver=bleiben für Elsa bedenklich ist, ja sogar eine große Gefahr in sich schließt. Und deshalb, Fräulein von Gillen, entbinde ich Sie hiermit Ihrer Stellung in unserem Hause."

„Mich entlassen?" — schrie das Fräulein, vom Stuhle wie elektrisch aufschnellend, aus. „Ich berufe mich auf meinen einjährigen Kontrakt!"

„Der wird pünktlichst eingehalten und Ihr ganzes Jahres=

gehalt Ihnen ausbezahlt werden," beruhigte sie die Gräfin mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Heute Mittag speisen Sie noch hier auf Ihrem Zimmer! Und morgen frühe dann — Gott befohlen!"

Mit vornehmer Handbewegung entließ sie die nun erst recht verbittert vor sich Hinstarrende, die mehr zur Thüre wankte, als ging, und diese dann heftig hinter sich zuschlug.

Wehmüthig sinnend sah die Gräfin ihr nach; dann sprach sie, den Salon gleichfalls verlassend, vor sich hin:

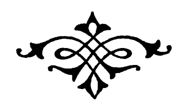
„Das war nun schon der zweite Wolkenschatten an diesem klaren Sommertag. Wird noch ein dritter folgen?" —

Unterdessen hatte die geschäftige Elsa drunten im Speisezimmer mit Hilfe des Schloßgärtners alle Blumenvasen auf dem Tische geordnet. Aus jener, die zunächst am schon bestimmten Platze des Schultzenburger's stand, neigten sich ein paar halberschlossene Rosen hernieder.

„Nun, sehen wird er sie schon," dachte sie jetzt. „O, wenn sie ihm nur auch ganz heimlich verrathen könnten, daß ich sie mit eigener Hand für uns Zwei gebrochen habe!"

Dann lachte sie wieder:

„Ei was, wenn auch nicht! Schön und lustig auf dem Altan wär's ja doch!"





Viertes Kapitel.

Ein gräflicher Doktorand.

Das Mittagmahl, von zwei alten Dienern und dem jungen Leibjäger servirt, war zu Ende und allseitiger Frohsinn dabei zu Tische gesessen. Niemand hatte den Augen Elsa's das frühere Weinen oder der Stimme der Gräfin die vorige Erregung mehr angemerkt. Auch Erich war heute wie umgewandelt. Heiter und mittheilsam nahm er an allen Gesprächen Antheil, die freilich auch den engen militärischen Gesichtskreis jetzt durchbrochen hatten. Durch eine einzige geistvolle oder kritische Bemerkung des jungen Gelehrten ward oft das ganze Thema neu beleuchtet, und immer deutlicher kam auf den Gesichtern aller Gäste der Respekt vor Erich's Geist und Wissen zum Ausdruck.

Nun fühlte sich Kurt als den Gedrückten und doch, wie herzlich gönnte jetzt auch er dem Bruder das von ihm so mühsam errungene geistige Vorrecht!

Selbst der Majoratsherr hatte mitunter vor stiller Verwunderung über seinen scharfsinnigen „Civilisten" den Kopf geschüttelt. Was ihm aber noch mehr sein altes Soldaten-

herz erfreute, das war Erich's ganze Haltung. Kein Zweifel: sein schon vor zwei Jahren bei der Berliner Garde durchgemachter Einjährig-Freiwilligen-Dienst hatte seinem früher etwas verschlossenen Wesen den Stempel degagirter Strammheit aufgedrückt, und selbst seine Rede so schneidig gemacht, daß der väterliche Major a. D. in seiner Freude nur durch den einen Skrupel gestört ward: Herrgott, wäre das ein prächtiger Generalstäbler geworden!

In natürlichem Gedankengange war jetzt das Gespräch beim Nachtisch vom Wald auf dessen unterirdische Schwester, die Kohle, übergesprungen, auf deren Entstehung und Alter. Und kaum dieses Thema nur angeschlagen war, rief der Schloßherr seinen Gästen zu:

„Na, meine Herren, was diese Unterwelt anbetrifft, da wird's wohl am besten sein, wenn wir Alle miteinander hübsch stille bleiben und nur meinem geologischen Herrn Filius das Wort lassen! Also los damit und laß einmal Dein Grubenlicht vor uns leuchten!"

Dieser zwar wohlgemeinten, aber doch etwas unzarten Aufforderung zu folgen, widerstrebte Erich's Wesen in hohem Grade. Mit seinem Wissen irgendwo zu prunken, war ihm ohnedem in der Seele zuwider. Selbst die Zurufe der Gäste hätten ihn nicht dazu vermocht, und schon wollte er sich hinter die Ausrede flüchten, daß heutzutage ja jeder Realschüler diese längst populär gewordenen Dinge zu sagen wüßte. Aber ein einziger mahnender Blick der Mutter — und sofort erklärte sich Erich bereit, der väterlichen Aufforderung nachzukommen.

Und sein Geist tauchte Millionen von Jahren hinunter in die Vergangenheit des Erdballs. Den Urwald von da-

mals ließ er vor den Augen seiner Zuhörer erst wieder auferstehen in für uns jetzt unfaßlichem, urweltlichem Wirrsal von Bäumen, Pflanzen und Blumen. Dann wieder, Jahrtausend um Jahrtausend, tiefer und immer tiefer, vom gigantischen Zerfall seiner eigenen Ueppigkeit allmählich erstickt und begraben, ließ er diesen Urwald wieder hinabsinken in den Schooß der Erde. — Neue ungezählte Zeiträume rannen über diesen Pflanzenmoder hinweg und halfen ihn endlich verzaubern in den unterirdischen Schatz der Kohle! —

Wie die Mutter, die Geschwister und Gäste an seinem Munde hingen! Aber auch am Auge des Vaters durfte er's zum allerersten mal merken, daß sein geistiges Streben von ihm gewürdigt werde. Und diese stolze Empfindung beflügelte seinen Vortrag immer höher über den akademischen Stil hinaus zu rethorisch poetischem Schwunge.

Und welch' neuer Zauber vollzieht sich jetzt! — Kraft und Licht, die zwei Machthaber unseres Jahrhunderts, strömen aus der Unterwelt hinauf zur Oberwelt. — Aber nein, nicht nur Kraft, die, in den Maschinen wirkend, aller Menschenhände spottet und auf eiserner Bahn die Völker einander immer näher bringt; nicht nur Licht, davor aller frühere Oel- und Kerzenschimmer verblaßt — nein, aus dem theerigten Abschaum der zum Gaslicht verwandelten Kohle, welches neue hochpoetische Wunder! — Alle Blumen, Farben und Blüthen dieses Urwaldes vor Millionen Jahren, die damals noch in keines Sterblichen Sinn gekommen: die Zaubermacht der Chemie heißt sie jetzt wieder in der Jetztzeit auferstehen in solchem Glanz und Wohlgeruch, als habe bisher ein ewiger Frühling darüber schützend gewaltet! —

Ist diese rußige Unterwelt somit nicht ein wahres Märchen-

reich von Kraft und Licht, Duft und Farbenschimmer? — Und so geht nichts in der Natur verloren. Die Formen allein wechseln! Doch nur der Wissenschaft ist die Macht verliehen, das scheinbar Todte zu neuer Lebenskraft wieder aufzuerwecken. —

„Alle Wetter, Junge!“ rief jetzt der Majoratsherr, als Erich seinen Vortrag vollendet, „excellent hast Du Deine Sache gemacht! Hast wirklich etwas gelernt und weißt es auch an den Mann zu bringen. Respekt davor! Aber wie Du dieses Sammelsurium von all den botanischen, mineralogischen und chemischen Namen nur so auswendig hersagen konntest? Mir summen sie noch jetzt wie ein Bienenschwarm um's Ohr. Na, und mit den Jahrtausenden hast Du um Dich geworfen, daß ich mir jetzt vorkomme, wie eine Eintagsfliege, und sollt' ich auch hundert Jahr' alt werden.“

„Ja, nicht wahr, Vater,“ lächelte Erich, überglücklich durch dessen Lob, „die geologische Wissenschaft rechnet mit ziemlich großen Zahlen. Und doch, was sind sie erst gegen die anderen der Astronomie, die ja gleichfalls in mein Studium einschlägt? In dieser rechnet man sogar mit Milliarden von Jahren und Meilen, und doch, was sind auch diese wieder gegen die Ewigkeit der Zeit und die Unendlichkeit des Raums?“

„Na, und trotz dieses Eintagsfliegenlebens halt' ich's jetzt doch mit dem alten fröhlichen Lied: ‚Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.‘ Und darum frisch eingeschenkt!“ rief der joviale Graf.

Im Nu waren von den eiligen Dienern die Gläser ringsum gefüllt. Der Hausherr, ohne erst den Trinkspruch des Rittmeisters, der sich sichtlich schon dazu vorbereitet, abzuwarten, stand auf und sprach:

„Der erste Trunk gelte Dir, mein gelehrter zweiter Junge! — Nichts für ungut, Herr Erstgeborner!“

Und kaum hatte er am Glase genippt, da erhob er's schon wieder.

„Und dieser zweite gehöre meiner lieben Hausfrau, die mir zwei so prächtige Jungen geschenkt hat, sammt dem losen Mädchenzeisig da drüben! — Und das ganze Glas — thut mir Bescheid, meine lieben Gäste! — leere ich jetzt auf mein ganzes, gottgesegnetes deutsches Haus.“

Wie da alle Gäste gleichzeitig aufsprangen und ihre Gläser freudig zusammenklingen ließen mit jedem einzelnen der Wartenbergischen Hausgenossen! Und, o wie versanken da mit einemmal im Herzen der Mutter alle jahrelangen Sorgen um diesen zweiten Sohn — von seiner ersten knabenhaften Knappenfahrt bis heute zu seinem Manneswort über die Kohle! —

War doch dieser Graf Eberhard eine eigenthümliche Natur! Wenn ihm je einmal das Herz so recht warm geworden, daß dessen voller Lichtstrahl sein Haus erwärmt: sogleich ward wieder die rauhe äußere Schale seines Wesens hervorgekehrt. Und so ließ er auch jetzt, nach diesem Gefühlsausbruch, wieder seinen Humor in ziemlich derben Tonarten spielen. Wer ihm aber in's innerste Herz hätte hineinsehen können, dem wäre klar geworden, daß er sich durch all' diese guten und schlechten Witze nur gegen den heute noch bevorstehenden Abschied von seinem Erstgeborenen und Lieblingssohne wappnen wollte. Aber warum denn? — Solch ein dreistündiger Ritt hin und her war für Kurt ja ein Kinderspiel, und ein gleich flüchtiger Urlaub leicht zu erhalten. Dann kam er ja überdies für mehrere Wochen nach den Manövern heim und die Warten=

bergischen Herbstjagden fielen gleichfalls in diese Zeit. Und was ist Kurt schon für ein famoser Schütze! — Pah, und da soll nun solch' ein Kernmann, wie er, sentimental werden, wenn jetzt sein Sohn wieder fortreitet, um so bald und für so lange wiederzukommen? — Dummes Zeug!

Mit solchen Worten würde er gewiß jeden andern Vater abgetrumpft haben. Und „Dummes Zeug!" sagte er jetzt auch grundehrlich zu sich selber. Und doch — hol's der Henker! — Als jetzt wieder die Reitpferde, und diesmal sieben, vor dem Schloßthor bereit standen und er sah, mit welch' unbefangener Herzlichkeit die Gräfin ihren Aeltesten vorm Aufsteigen umarmte und ihm ein frohes: „Komm' nur bald wieder!" zurief — da brummte er, wie fast neidisch, in sich hinein: „Ist die Frau couragirt!" —

Und im Galopp sprengten die sieben Reiter zum Burgthor hinaus — denn diesmal war auch Erich dabei — „bis an die Grenze seiner Reiche", wie der Majoratsherr scherzhaft das Ziel seiner Begleitung nannte.

Kaum waren sie den Schloßberg hinabgeritten und im ebenen Felde, wie machte da der schöne Abend und der Reiz der Landschaft die Unterhaltung heiter und belebt! Und auch die Erinnerung an diesen genußreichen Tag spann ihre Goldfäden längs des ganzen Weges.

Der einzige schweigsame Träumer war wieder der junge Schultzenburger. Und war's ihm denn auch zu verübeln? — Hatte doch Comtesse Elsa während des ganzen Mittagmahles ihn mit ihren Rehaugen gerade so freundlich angeblickt, als alle Andern! Nur allerdings, als sie auch ihm Lebewohl gesagt, da senkte sie doch den Blick vor ihm in einer merklichen Schüchternheit und auch ihre Hand, wie Stimme, zitterten

ein wenig. Das war doch immerhin ein trostvolles Zeichen. Und hatte die Sonne der Liebe ihr noch etwas zu junges Herz auch noch nicht gerade für ihn in Flammen versetzt, so war's doch mindestens von einem Strahl davon gestreift worden. „Und, ist es Zeit, ja, gewiß, dann komm' ich wieder, und sie wird mein eigen werden!"

So klang's im schwärmerischen Schultzenburger fort und, bevor er sich recht versah, hatte der halbstündige scharfe Ritt sie schon an's Ziel gebracht: an eine Riesenlinde, die als uraltes Wahrzeichen den Eintritt in's Majoratsgebiet bezeichnete.

Und jetzt nur keinen langen Abschied!

„Goldjunge, leb' wohl und komm' bald wieder!" rief der Vater, mit aller Macht sich zusammennehmend, indem er mit leis umflortem Auge kräftigst seines Lieblings Hand schüttelte.

„Vor den Manövern wohl schwerlich mehr," fiel Kurt leichten Tones ein, „aber dann auch ganze sechs Wochen, lieber Vater! — Wie schnell kommt diese Zeit und wie vergnügt wollen wir dann zusammen jagen!"

„Geb's Gott, mein Junge! — Und mußt dann einen Zehnender schießen!"

Das war sein letztes Wort. Dann noch ein Handschlag Erich's zwischen dem Bruder und den Gästen; Dank und neue Einladung auf den Herbst. — Fünf Pferde wandten sich nach Norden, zwei nach Süden. Nochmaliges Umsehen und Winken von Vater und Sohn aus der Ferne! — Und der Abschied war vorüber.

* * *
*

In Gedanken verloren trabten Vater und Sohn wieder heimwärts. Kein Wort ward anfangs zwischen ihnen gewechselt. Der Friede der Abendlandschaft stimmte das Gemüth der Beiden zu sehr zum Nachklingen des heute so volltönigen Tages.

Nach einer Weile ritt der Majoratsherr näher an Erich heran und sagte: „Du hast mich heute Nachmittag recht erfreut, mein lieber Junge! Was diese Universitäten erst an Dir verdorben, hat das Berliner Garderegiment wieder vollauf reparirt. Ja, ja, die militärische Dressur und Disciplin! Es geht nichts drüber! — Sagt das jetzt der Herr Reservelieutenant nicht auch?"

Er hatte bei diesen Worten sein Pferd unwillkürlich zum Schritt verhalten und erwartete neugierig Erich's Antwort.

Diese lautete hörbar reservirt: „Gewiß, lieber Vater, diese militärische Erziehung hat viele gute Seiten —"

„Was, Seiten?" fuhr dieser unmuthig dazwischen, „nur viele gute Seiten hat sie? — Nein, die Hauptsache ist sie für unser ganzes Volk, das Salz zur Erhaltung und Verstärkung von dessen Kraft, und deren nochmalige höhere Schulzucht ist sie auch. Ei, da schau' Dir nur einmal den flegelhaftesten, plumpsten und schmutzigsten Bauernlümmel an, wie er oft von Stall und Pflug als Rekrut hereinkommt, und als welch' adretter, properer und manierlicher Kerl er nach drei Jahren in sein Dorf wieder heimkommt! — Und hat er außer seinem bauernpfiffigen Interesse nicht auch noch gelernt, was Gehorsam und Muth, Ehre und Vaterlandsliebe sei? Und wer hat dies leibliche wie geistige Wunder an ihm zu Wege gebracht? — Unsere Offiziere sind es, die nach dem längst vergessenen Dorfschulmeister nochmals das ganze

junge Volk in die höhere Schule nehmen, und dessen Vorbilder sind für Zucht, Ritterlichkeit und Königstreue. — Ist das richtig oder nicht, mein gelehrter Herr Sohn, oder hast Du's bei Deinem Berliner Garderegiment anders erfahren?"

„Gott bewahre, lieber Vater, Alles ist wahr, was Du eben gesagt," entgegnete Erich mit einer Ruhe, die wohlthuend gegen das Ungestüm des Majoratsherrn abstach, „und vor Allem richtig bei den Bauernsöhnen."

„So, und bei welchen anderen denn nicht?" unterbrach ihn der Graf mit neuer Heftigkeit, „etwa bei Jenen nicht, die einst Gelehrte und Professoren werden wollen? — Ha, ha, ha, gerade diese Menschenklasse leistet an Ecken, Schrullen, Ungeschlachtheit und mitunter auch an Malpropretät ja oft das Unglaublichste bis zur Karikatur. — Ist das richtig oder nicht, Herr Admirateur des deutschen Gelehrtenstandes?"

„Höchst ausnahmsweise," entgegnete Erich ein wenig gereizt, „und doch — pardon, lieber Vater — glaube ich, daß oft auch ein ganzes Dutzend elegantest geschniegelter Kavaliere, die auf der Wage geistiger Werthschätzung die eine Schale füllen, noch lange nicht die andere niedersinken machen, in die ich selber nur solch' einen einzigen linkischen, schrullenhaften, meinetwegen auch saloppen, deutschen Gelehrten hineinstellen darf."

„Oho, ein sauberes Compliment für unsere Kavaliere," trumpfte der Vater ihn ab. „Aber glaubst Du nicht trotzalledem, daß auch das deutsche Gelehrtenthum durch Anstand und Propretät an seinem geistigen Gewicht kein einziges Loth verlieren würde? — Just umgekehrt! — Darum sag' ich noch einmal: auch für alle diese jungen Gelehrten, Poeten und Künstler, sowie alle verhätschelten reichen Mutter-

söhnchen, ist der Korporalsstock auf ein Jahr eine wahre Wohlthat, so gut, wie für Bauern- und Handwerkersöhne. — Na, was sagt der Herr Sohn dazu?"

„Völlig einverstanden, auch für Söhne der bessern Stände," antwortete Erich, „und keiner soll sich über dies Opfer beklagen, weil der Gewinn für's ganze Leben ihn dafür belohnt und er sich ohne Unterschied des Standes als gleichen Sohn seines Volkes empfinden lernt. — Alles zugegeben für die Friedenszeit. Aber, lieber Vater, wie steht's mit dieser allgemeinen Wehrpflicht zur Zeit des Krieges?"

„Welche curiose Frage!" entgegnete der Major a. D. mit unverhohlenem Mißmuth. „Ich will doch nicht befürchten, mein Herr Sohn, daß Du als ein Graf von Wartenberg die Idee vom Volk in Waffen nicht nur zur Friedenszeit für einen großen und heilsamen Volksgedanken hältst!"

„Nein, Vater, das wahrhaftig nicht! Dieser Gedanke vom Volk in Waffen wird im Krieg erst recht verkörpert, und unter dessen Sturm wächst er riesig groß empor zum streitbaren Mann, aber er enthüllt uns auch dann ein so furchtbar ernstes Antlitz, daß der Volksgeist selber, der ihn gezeugt, in seinen innersten Tiefen davor erschauert."

Jetzt hielt der Majoratsherr sein Pferd an; Erich, dessen Auge düster glühte, that das Gleiche. Die Landschaft weithin war grabesstill.

„Rede weiter!" mahnte mit dumpfer Stimme der Vater, „Dein Satz ist noch nicht zu Ende."

Und Erich fuhr fort, da eben eine Lerche über ihren Häuptern zum letzten Liede jubelnd aufstieg:

„Ja, es ist ein großartiger Gedanke, daß alle wehrhaften Söhne eines Volkes dem Heerruf ihres obersten Kriegsherrn

in's Feld folgen, um Freiheit und Wohlfahrt ihres Vaterlandes mitvertheidigen und mitschirmen zu helfen durch Blut und Leben. Müssen sie nicht aber auch zu anderen, minder volksthümlichen Kriegen gleich ausnahmslos mitziehen? — Und für solchen Fall frage ich Dich, lieber Vater: wenn einer dieser Söhne des Vaterlandes vielleicht zum großen Gelehrten, ein anderer zum Denker, Dichter, Künstler oder Erfinder, berufen wäre, und Einer davon, oder Alle zusammen, sie müßten dann hinsinken von derselben sinnlos unbarmherzigen Kugel, wie hundert Andere, die nur ihren Leib dem Feinde dargeboten — ich frage Dich: ist dann der Heldentod solcher Gottbegnadigten des unberechenbaren Verlustes werth, den das geistige Leben der Nation dadurch erleiden muß? — Ja, wenn einer von diesen wirklich freiwillig für solchen nur politischen Krieg die Waffen ergreift und darin fällt, dann um so ruhmreicher auch sein Lorberkranz! Wenn er aber auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden, gezwungen von demselben Staat, der sein kostbares Leben hätte schützen sollen: wie dann, lieber Vater? — Steht die ausnahmslos allgemeine Wehrpflicht auch dann noch auf der Höhe der Zeit? — Ach ja, unserer Zeit! — Aber der ewig fortschreitende Geist der Menschlichkeit verhüllt sein Antlitz vor solch' allzu frühem Grabe seiner begnadeten Lieblinge."

„Mein Sohn," erwiderte jetzt der Vater, „in Deinen Ausführungen hast Du einen einzigen hochwichtigen Faktor vergessen!"

„Welchen, lieber Vater?" fragte Erich, erstaunt über dessen plötzliche Ruhe.

„Unsern Herrgott vergaßest Du, der auch fern vom Schlachtfeld solche Begnadigte in der Stube sterben lassen und mitten

auf der blutigen Wahlstatt vor dem Tode bewahren kann. Dieser einzige Satz wirft alle Deine Argumentationen über den Haufen. Doch streiten wir nicht länger und reiten wir heim in Frieden!"

Er dachte zu lebhaft noch an die erst heute Morgen von Kurt zu ihm gesprochenen Worte von Krieg und Tod. Darum reichte er auch seinem andern Sohne jetzt wie zur Versöhnung die Hand. Auch diesem war jedes weitere Wort der Erwiderung auf den Lippen erstorben. Auf diesem übersinnlichen Gebiete des Glaubens gab es ja keines.

Sie ritten nun im schärfsten Trab wieder weiter, verstummt, wie das Lied der Lerche, die eben langsam aus dem Abendglanz in die grünen Saaten wieder herniedersank.

* * *

Eine Stunde darauf, es dämmerte schon, saß der Graf von Wartenberg neben seiner Gemahlin auf seinem Lieblingsplatz im Burghof. In alten Zeiten mag es ein Wartthurm gewesen sein; jetzt war dessen nach dem Hof zu gelegenes freies Halbrund aus der Zopfzeit her mit Muscheln ausgeschlagen. Dicke Epheuflechten quollen darüber, wie Ringellocken über eine Frauenstirn, und verschleierten zur Hälfte die darin Sitzenden.

Gräfin Gabriele saß auf derselben Bank, eine zweite gegenüber blieb leer. Und eben hatte sie ihm ihren Zusammenstoß mit der durch sie entlassenen Gouvernante nicht ganz ohne Besorgniß auseinandergesetzt.

„So, so, Du gestrenge Frau, im Handumdrehen hast Du ihr den Abschied gegeben? — Na, da glaub' ich freilich, daß dem Fräulein darüber der Appetit zum Essen vergangen ist.

Nun, zwar hättest Du wohl auch mich, als Herrn des Hauses, zuvor erst um meine Sanktion befragen sollen. Im Ganzen aber bin ich, ganz abgesehen von Elsa, doch auch selber froh, die böse alte Jungfer nicht mehr im Hause zu haben, so gut ich's auch mit ihr um ihres Vaters willen gemeint. Damit seist Du absolvirt! Und so, liebe Gabriele, wähle Dir denn die nächste Gouvernante ganz nach eigenem Gutdünken! Hoffentlich hast Du auch dann eine glücklichere Hand, als es die meinige diesmal nicht war! — Bist Du mit mir zufrieden?"

„Du guter Mann!" rief sie, sich küssend zu seiner Stirn neigend. Schon nach einer Minute jedoch war sein Blick wieder sehr ernst geworden und er sprach:

„Nur Eines, Gabriele, nicht wahr, Eines versprichst Du mir jetzt?"

„Was, lieber Eberhard?" fragte diese befremdet.

„Daß Du nie und nimmer etwas mit Erich verhandelst, wovon ich als Vater nichts weiß. An dieser Stelle ist sogar meine Liebe zu Dir verwundbar."

„Wann hätte ich das je gethan?" fragte sie erschrocken.

„Lassen wir die Vergangenheit, Gabriele! Es ist nun einmal Alles so gekommen und ich habe mich heute damit ausgesöhnt. Aber bei meinem Heimritt, da war mir's, als ob ein böser Geist, neidisch über unser heutiges Hausglück, mir beständig ein Wort in's Ohr raunte, ein Wort, das Dir heute Morgen bei unserem Wegritt unbewacht entschlüpft war."

„Um des Himmels willen, welches Wort, Eberhard?" fuhr die Gräfin dazwischen und legte ihre Hand, wie beschwörend, auf seine Schulter.

Und dieser antwortete strenge:

„Das Wort: ‚Dissertationsschrift!‘ — Nun weißt Du's!“

Die Gräfin zuckte einen Moment zusammen, dann hatte sie sich wieder muthig aufgerafft.

„So hoch, lieber Eberhard, rechnest Du's zur Schuld mir an, daß ich als Mutter in Erich's Laufbahn Dir einen weiteren Schritt verschwiegen, für den Du als Vater heute Morgen noch gar kein Verständniß gehabt? Und willst Du mit Erich selber darum rechten, daß er erst der Mutter etwas anvertraut, von dessen Mittheilung an Dich ihn noch eine gewisse Scheu zurückgehalten?“

Da trat dieser selber aus dem Schloßportal in den Burghof und sah sich, wie suchend, um.

„Ah, da seid ihr, auf des Vaters Lieblingsplatz? Hab' ich euch doch überall gesucht uud just nicht hierher gedacht!“

Er beschleunigte seinen Schritt und jetzt erst, näher gekommen, gewahrte er den tiefen Ernst im Gesichte seiner Eltern.

„Ist hier was vorgefallen? — Oder habt ihr eine schlimme Nachricht erhalten?“

„Nichts Schlimmes von Außen,“ sagte der Vater, setzte aber auch sogleich nicht sehr freundlich hinzu: „Komm, Erich, nimm hier Platz! Wir Zwei haben vor Nacht noch etwas in's Reine zu bringen.“

„Meinethalben, Vater?“ fragte Erich, betroffen sich ihm gegenüber setzend, und sein Auge hing forschend an dem der Mutter, das ihn nur einen Moment groß ansah und dann sich wieder senkte.

„Sag' mir, mein Sohn,“ begann nun der Vater im Ton eines Untersuchungsrichters, „nicht wahr, wer eine sogenannte

Dissertationsschrift schreibt, der hat die Absicht, damit den Doktorhut zu erlangen, oder nicht?"

„Ja, lieber Vater," entgegnete Erich mit erzwungener Ruhe, „so ist es."

„Und Du verfassest jetzt eben eine solche Dissertationsschrift und willst somit gleichfalls Doktor werden, nicht wahr?"

„Ich kann es nicht leugnen," bestätigte Erich gedrückt.

„Und zu diesem doch immerhin officiellen und öffentlichen Schritt braucht so ein gelehrter Herr Sohn natürlich gar nicht zuvor die väterliche Einwilligung?" inquirirte der Graf immer schärfer.

„Ich hätte Dich in aller Pietät noch jedenfalls darum gebeten, lieber Vater! Nur schien mir meine Bitte noch etwas verfrüht zu sein. Vergieb mir darum, daß ich bis jetzt darüber geschwiegen habe!"

„Diese Deine Bitte um meine väterliche Einwilligung kann weder verfrüht noch verspätet kommen," entgegnete der Vater spöttisch, „ganz einfach deshalb, weil ich Dir sie niemals gewähre."

„Nicht, Vater? — Und warum nicht?" fragte Erich im Tone schmerzlichster Enttäuschung. Zugleich suchte sein durchdringender Blick wieder das Auge der Mutter, damit ihm diese das Räthsel erkläre: wie der Vater wohl von dem Allen wissen könne.

„Schau' nicht so scharf Deine Mutter an," mahnte der Majoratsherr, „als habe sie Dein Geheimniß mir verrathen! Nein, dank' ihr vielmehr aus ganzem Herzen, daß sie bereits meinen Unmuth über Deine Heimlichthuerei etwas besänftigt! Und so sage ich Dir jetzt mit aller Ruhe und Bestimmtheit: ein Graf von Wartenberg, der in seiner schon durch die Ge-

burt so bevorzugten Stellung sich nebenbei auch mit Wissenschaft beschäftigt, der mag meinethalben seinen Stand und Namen noch mit diesem höchst eigenthümlichen Nimbus umgeben. Aber, merke wohl, mein Sohn: er muß auch ein Edelmann bleiben, der die Gelehrsamkeit nur aus nobler Passion betreibt und niemals als Metier, was Du, Gott sei Dank, auch gar nie nöthig hast! Nun aber auch noch in die niedere Sphäre eines Doktors herabzusteigen, das erlaube ich Dir unter keinen Umständen. — Doktor! — Zum Teufel! wer Alles ist das nicht heutzutage? — Der durchtriebenste Advokat, der schuftigste Winkelblattschmierer, jeder Hungerleider von Literat prahlt mit diesem vulgären Titel oder prätendirt es wenigstens, sich so schimpfen zu lassen. Und diese höchst verdächtige Ehre willst Du für Deinen Stolz erachten, oder gar für eine Erhöhung Deines gräflichen Namens? Welche heillose Verwirrung aller Standesbegriffe in Deinem, und, verzeih' mir's, Gabriele, auch in Deinem eigenen Kopfe!"

„Aber, Vater," kam jetzt Erich mit neuem Muthe seiner Mutter zu Hilfe, „bedenke doch: nur zum würdigen, formellen Abschluß meiner Universitätsstudien verlangt's mich nach dem Doktorgrade. Tausende haben schon vor mir das Gleiche gethan, und hältst Du mir solche Doktorenkollegen der niedrigsten Klasse verächtlich entgegen, so kann ich Dir noch unzählig viel mehr Doktorennamen von Männern nennen, die auch Du selber als höchste Zierde unserer Nation anerkennen mußt. Und könnte nicht ein adelsfeindlicher Demokrat auch Dir, lieber Vater, Fürsten, Grafen und Barone vorhalten, finanziell wie sittlich verkommen, um einen gleich falschen Beweis durchzuführen über die allgemeine Korruption des Adels? — Ja, um noch höher hinaufzusteigen — wenn

ein Revolutionär Dir jetzt, nach dem zweifellosen Zeugniß der Geschichte, an höchst grausamen und lasterhaften Fürsten den Satz beweisen wollte, daß deshalb alle Monarchen Feinde und Verderber des Volkswohles seien — mit welchem Namen würdest Du wohl, angesichts unseres ehrwürdigen Königs, dieses erhabenen Musterbildes aller Monarchen, solche gleich lügnerischen Umsturzdoktrinen benennen?"

„Oho, mein Sohn, Du steigst mir allzu hoch hinauf!" wehrte der Majoratsherr ab. „Bleiben wir doch lieber hübsch unten, daß auch unsere Gedanken nüchtern bleiben! — Also nur zum formellen Abschluß Deiner Universitätsstudien wolltest Du den Doktorhut erlangen? Und zu weiter nichts?"

Und jetzt fixirte er ihn so scharf, als es die hereinbrechende Dämmerung noch zuließ.

So freudig auch das Herz der Mutter vorhin geschlagen, als Erich mit solcher Wucht seine Vergleiche in's Treffen geführt, jetzt bangte ihr vor dessen Antwort.

Aber diese lautete, ebenso ruhig, wie wahrhaftig:

„Wäre ich mir schon jetzt darüber klar, lieber Vater, daß ich einst mit meinen Kenntnissen ausreichte, um, meines Namens würdig, den Katheder besteigen zu können: nun, dann würde mich's allerdings auch neben dem Doktorhut nach dem Professorentalare verlangen. Für jetzt jedoch und ein paar Jahre lang hab' ich noch so unendlich viel zu lernen, daß ich erst dieses Ergebniß abwarten muß, bevor auch diese zweite Sehnsucht in mir zur That ausreifen kann."

Erich blickte ruhig vor sich hin. Das Schwerste in ihm war ausgesprochen. Die Mutter schaute besorgt auf den Vater. Und dieser sagte mit spöttischem Lächeln:

„Na, wenigstens ehrlich, mein Junge, und das lob' ich

an Dir. Also noch gar ein deutscher Professor werden! — Recht nett, recht anständig für einen Grafen von Wartenberg und so ganz die gloriose Zukunft, wie ich sie mir einst von Dir geträumt! Wirst Dich auch gar nicht übel ausnehmen auf einem solchen Katheder! — Prächtige Erscheinung, elegant, adrett und auch proper dabei! — Ha, ha, das wird Effekt machen, und auch recht profitlich nebenbei sein! — Ich gratulire, mein Junge!"

„Vater!" rief jetzt Erich, „so abgrundtief stellst Du die Wissenschaft und deren Vertreter? — O ich bitte Dich, entsinne Dich doch noch Deiner Worte bei unserem heutigen Heimritt! Wie hoch hattest Du da den Beruf der Offiziere gerühmt, als der zweiten Schullehrer unseres Volkes! Und was Du bei diesen als ritterliche Ehre gelten lässest: — für unsere edelsten Geschlechter bis hinauf zum Königssohne — dieser selbe, noch höhere Lehrerberuf auf den Hochschulen sollte nun eine Standeserniedrigung bedeuten für einen Grafen von Wartenberg? Oder soll nur des Königs Rock den Ausschlag geben zwischen Ehre und Schande? — Nein, Vater! Ruhm und Ehre unseren Offizieren und der ganzen Armee, aber auch gleiches Maß davon für alle anderen Ringer und Streiter im Dienste der Wissenschaft, dieser Königin auf dem Throne des Geistes! — Wissenschaft und Kunst, diese zwei idealen Mächte haben den Volksschatz unserer Durchbildung wie unseres Wohlstandes durch unblutige Siege errungen und die Armee soll ihn bewachen und beschützen auf der blutigen Wahlstatt! — Und ist nicht auch die stets fortschreitende Kriegskunst selber nur das Produkt der Gesammtwissenschaft, ohne welche alles Kriegführen nur rohes, barbarisches Hinwürgen geblieben wäre? — Darum sollen aber auch beide

Heere der Wissenschaft und des Krieges das Banner vor einander verehrungsvoll grüßend senken mit dem gemeinsamen Fahnenspruch: ‚Eintracht und Fortschritt zu Ehr' und Heil des Vaterlandes!‘“

Als sei Erich selber ein solch' begeisterter Standartenträger, stand er jetzt da, und hoch hob sich seine Brust.

Werden sie nun wieder gleich heftig auf einander prallen, Vater und Sohn? — So bangte der Mutter, die kaum aufzublicken wagte.

Aber seltsam! — So hoch erregt auch der Sohn gesprochen: den Vater hatte es nur um so ruhiger gemacht. War er doch viel zu ehrlich, um sich nicht heimlich eingestehen zu müssen, daß er selber jetzt der Geschlagene sei. Zur förmlichen Ergebung jedoch dünkte er sich dem Sohne gegenüber zu stolz. Sein Rückzug sollte nur ein gedeckter sein, und wie kampfesmüde begann er jetzt:

„Mein Sohn! — Was nützt uns alles weitere Streiten? Deine Weltanschauung hat nun einmal ein anderes Gesicht, als die meinige. Du gehörst zu den Neuen, ich aber will bei den Alten bleiben und auch festhalten an unseren uralten Traditionen.“

Dann fuhr er träumerisch fort: „Siehe, mein lieber Erich, wie oft schon bin ich hier auf diesem Platz gesessen mit unserer Familienchronik auf dem Schooß! Oft, wenn ich dann vom Lesen schon müde geworden, saß ich bis tief in die Dämmerung noch so da, und hörte den Epheu hier, diesen uralten Hausgesellen, mir von alten Zeiten flüsternd erzählen. Und all' unsere Ahnherren zogen in diesem Burghofe dann an meinem Geiste vorüber: Kreuzritter waren's und kaiserliche Romfahrer, Hofmarschälle und Erbmundschenke. Auch

Generäle wie Offiziere, sie zogen hier an mir vorbei aus dem dreißig-, dem siebenjährigen, und dem letzten heiligen Befreiungskriege. Hundertfältig in Trachten und Wehrzeug schaut' ich sie so, alle die Wartenberg vom ehernen Panzer bis zum seidenen Hofkleid, aber — merke das wohl! — mit dem Doktorhut oder im Professorentalar auch nicht einen Einzigen unseres doch so uralten Geschlechtes."

Ruhigen Gemüthes hörte die Mutter nun zu. War's doch jetzt ein so ganz anderer milder Ton in des Vaters Rede!

Erich aber antwortete: „Und doch, lieber Vater, wenn Du schon jetzt untrüglich wüßtest, daß etwa nach neuen hundert Jahren Dein Urenkel als gleich alter Mann, wie Du, auf diesem selben Platze die Reihe seiner Ahnherren an sich vorüberziehen sähe, und daß dann auch ich mit dem Doktorhut und im Professorentalare darunter wäre, daß aber keiner von allen Wartenbergs sich von mir abwendete, weil sich keiner meiner zu schämen hätte — wenn Du das Alles jetzt schon wüßtest: würdest Du auch dann noch meinen künftigen Professorenstand als unseres Namens unwürdig erachten?"

Die Gräfin sah großen Blickes auf den Gefragten, aber dieser wich der Antwort aus und sprach weiter, als habe er die Frage gar nicht vernommen. Und dennoch war es eine Erwiderung darauf:

„Und dann, mein Sohn, bedenk' auch dieses: nicht nur die Männer unseres Hauses zogen oft so an mir vorüber, sondern auch deren Frauen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert war keine von allen unter unserm Stande geboren, gar manche jedoch noch höheren Geschlechts. Denn Hand und Herz eines Wartenberg war — unsere Hauschronik bezeugt

es — von jeher ein hochersehntes Gut. — Du, mein Sohn, wirst einst einsam stehen, ohne Weib und Kind! Denn glaub' mir's: kein uns ebenbürtiges Haus wird einem Professor eine Tochter zum Weibe geben! — So will's einmal Ordnung und Herkommen in unserem Stande."

Und Erich erwiderte ruhig: „Wer gleich mir einst durch's ganze Leben sich Erde und Himmel zum Umgang gewählt, um sich von Jahr zu Jahr immer vertrauter mit ihnen zu befreunden, und in immer tiefere Geheimnisse von ihnen eingeweiht zu werden, ein solcher Mann, lieber Vater, kann und wird niemals einsam im Leben stehen."

Wie schon so oft am heutigen Tage athmete auch jetzt die Mutter hoch auf, da auch diese drohende Wolke zerronnen war, und nun hielt sie sich nicht länger zurück. Sie nahm den Grafen bei der Hand und sprach:

„Ach, liebster Mann, nun laß es genug sein! — Was quälst Du Dich jetzt schon ab mit all' diesen Fragen und Sorgen für eine noch dunkle Zukunft? Oft kommt Alles anders, als wir's denken und all' unsere noch so klugen Berechnungen mit menschlichen Zahlen erweisen sich als falsch in der göttlichen Summe der Zukunft, die nur der Allwissende voraussieht. Aber die Gegenwart, die wir jetzt schon leibhaftig sehen, ist sie denn nicht schön für uns? War nicht trotz alles Widerspruchs jedes von Erich gesprochene Wort ein neues Zeugniß für seine edle Gesinnung? Und ist es darum recht, daß wir, statt des freudigen Dankes für das Jetzt, uns durch dunkle Sorgen für die Zukunft unser Hausglück verdüstern?"

Während die Mutter so sprach, klang aus dem offenen Erkerthurmfenster Beethoven's Mondscheinsonate in den Abend

hinaus. Alle drei horchten darauf. So innig hatte Elsa noch nie gespielt. Ueberrascht fragte der Majoratsherr:

„Ist das Elsa?"

„Gewiß, lieber Eberhard, niemand anders," antwortete sie mit einer Art von Triumphgefühl. „Ja, siehst Du's nun? Der Druck ihrer Tyrannin ist weg, und schon hebt sie auch die Flügel viel freier. Ich wußte es ja."

Ob aber nicht doch ein ganz neuer, süßer Druck ihre musikalische Empfindung heut Abend so besonders vertiefte?

„Und, nicht wahr, lieber Eberhard," fuhr die Gräfin, sich erhebend, fort, „lassen auch wir nun unsere Herzen sich freudig aufschwingen, und wollen wir den Tag so beschließen, wie Du ihn heute mit Deinem Morgenritte begonnen hast!"

Dann des Sohnes Hand ergreifend, sagte sie: „Komm, Erich, umarme den guten Vater! — Und Du, lieber Mann, vergieb ihm jedes Wort, das er vielleicht zu erregt zu Dir gesprochen. Pietätlos war ja keines."

Erich umfing voller Ehrerbietung den Vater. Dann küßte der Graf auch seine Gemahlin mit den Worten: „Du Frieden meines Hauses!" — Endlich sagte er noch zu Erich: „Danke täglich dem Himmel auf den Knieen, daß Du eine solche Mutter hast!"

„Ich weiß es," entgegnete Erich gerührt, „bleib' nur auch Du mir immer gleich gut!"

Und Vater und Mutter, den Sohn inmitten, schritten jetzt zum Schloßportal. —

Nun waren im Hause Wartenberg zur Wahrheit geworden auch die zwei anderen Grubennamen: „Eintracht" und „Goldenes Haus".



Fünftes Kapitel.

Margarethe.

In ihrem einfachen, aber trauten und überaus reinlichen Wohnzimmer, drei Stockwerke hoch, in der Seitengasse einer schlesischen Provinzstadt, saß die Professorswittwe Bluhme mit einer Näharbeit beschäftigt am offenen Fenster. Draußen war ein milder Juniabend mit wolkenlosem Himmel. Wer diesen aber von hier aus sehen wollte, der mußte sich erst weit über die Brüstung hinausbiegen; ein so schmales Stück Himmelsblau lugte in diese Wohnung hernieder. Die Professorin wußte recht gut, warum sie so hoch ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte.

Wie ganz anders war die Lage dieser Frau noch vor zwei Jahren! — Da war sie noch die beneidete, hochbeglückte Gattin des ebenso gelehrten wie feingebildeten Professors der Kunstgeschichte, Doktor Wilhelm Bluhme. Ihre prächtig eingerichtete Wohnung befand sich damals im elegantesten Viertel einer kleinen anmuthigen Universitätsstadt, und antike wie moderne Kunstschätze, mit vielem Geld allmählich zusammengekauft, gaben in den kostbarsten Exemplaren Zeug=

niß von dem ästhetischen Sinn und auch der Wohlhabenheit des Hausherrn.

Das wahre Kleinod des Bluhme'schen Hauses, als es noch auf dem Gipfelpunkt des Glückes stand, war aber doch die siebzehnjährige Margarethe und die vielen Gäste der dortigen stets geistvollen, anregenden Abendzirkel unterhielten sich nicht lieber mit dem Vater, als mit der Tochter, die bei aller etwas frühzeitigen hohen Geistesbildung dennoch kein manierirter, unweiblicher Blaustrumpf geworden, sondern das anmuthigste, bescheidenste Mädchen geblieben war.

Schon seit ihrer frühen Jugend ward ihr Unterricht von dem eigenen Vater sorgfältig geleitet und überwacht, und hatte sich um gar vieles erfolgreicher erwiesen, als die Studien ihrer zwei minder begabten jüngeren Brüder. Deren mütterlicher Großvater, ein allgemein für sehr wohlhabend geltender bürgerlicher Gutsbesitzer, der nur die Schwäche gehabt, es in kostspieligen Passionen dem benachbarten Adel gleich zu thun, hatte durch eine sehr ansehnliche Jahresrente den Professorsgehalt seines Schwiegersohnes mindestens noch verdreifacht und alle Mittel zur Erziehung sollten für die Kinder aufgewendet werden.

So hatte Margarethe schon von Kind auf mit ihren Bonnen wie spielend französisch und englisch sprechen gelernt, und auch im Klavierspiel gar bald die Kunst der Mutter übertroffen. Was ihr junges, selten klares, Köpfchen dann später, als sie zur Jungfrau herangeblüht, vom Wissen des Vaters fassen und in sich verarbeiten konnte, das hatte dieser seinem Liebling beigebracht, nicht mit trockenem theoretischen Dociren, sondern ganz allmählich ließ er das Verständniß in ihr reifen und ihre junge Seele mühelos niedertauchen

in den Strom ewiger Schönheitsideale, von dem sein ganzes Haus und Dasein durchfluthet war.

Auch eine Reise nach Paris und Italien, wohin er seine Tochter als liebste Begleiterin mitgenommen, hatte unauslöschliche Eindrücke in ihr zurückgelassen, und im täglichen Umgange mit gleich gebildeten Hausfreunden war vom Baume des Geistes gar manches Blatt, das ein Anderer erst mühsam pflücken muß, auf den Weg ihrer Jugend niedergefallen. Die Mutter hinwieder war nie müde geworden, gleich verständig für die Bildung ihres Herzens zu sorgen und dessen Einfalt und gesunde Empfindung für alles Gute und Edle rein zu erhalten.

Kein Wunder, daß schon damals die jungen Docenten für diese Professorstochter geschwärmt, und mancher ihr schon seine Huldigungen schüchtern zu offenbaren gewagt. Aber lächelnd schüttelte sie stets den Kopf dazu. Noch war das eigene Elternhaus für sie der Inbegriff all ihres jungen Glückes gewesen und die Zaubermacht der ersten Liebe ihrem Herzen noch fremd geblieben. Oder hatte sie sich selbst vielleicht nicht für schön genug gehalten, um ihren Anbetern glauben zu dürfen? — Nun, sinnlich schön und sinnbestrickend war sie nicht trotz ihrer feinen, schlanken Gestalt und dem geistvollen Köpfchen. Wer aber auch noch von höherer, seelischer Schönheit etwas wußte, und nur einmal in ihre großen, tiefen Augen sah, der vergaß ganz, nachzuforschen, was denn noch sonst in diesem Gesichte schön oder unschön sei. Nur nach diesen Augen verlangte ihn noch und nach all' den anderen Reizen der in diesem Blick so glaubwürdig sich offenbarenden schönen Seele.

So war Margarethe mit siebzehn Jahren, da noch ihr

Elternhaus die Heimstätte vornehmen geistigen Lebens gewesen und die gemeine Sorge noch nicht daran angeklopft. Die Pfeiler des materiellen Wohlstandes schienen unerschütterlich zu sein, aber die Mauern des allzu verschwenderischen großelterlichen Hauses waren unter der schon längst heimlich angewachsenen Schuldenlast auf einmal über Nacht zusammengebrochen und auch das Professorenheim ward in den gleichen Schutt mit hinabgerissen.

Zu jählings und grausam hatte dieser unerwartete Schicksalsschlag den vom Glücke so verwöhnten Gelehrten getroffen, dem bisher jede Noth oder auch nur Beschränkung unbekannt gewesen. Sein Professorengehalt war ihm nicht mehr als ausreichend erschienen, um mit Anstand weiterleben zu können. Ein bis zum Tode verwundeter Ehrgeiz war dieser vermeintlichen Noth gleich gespenstischer Genosse geworden und Beide umklammerten ihr Opfer so grimmig, daß es in ein hitziges Fieber verfiel. Schon nach zwei Wochen trug man dann die Leiche des Professors hinweg aus den Trümmern seines einst so wohl geordneten, von allem Menschenglück gesegneten Hauses.

Noch viel ärmer aber waren die darin Zurückgebliebenen. Eine armselige Pension war von nun an alles Gut der Wittwe sammt Hausrath, Bibliothek, Büsten, Bildern und anderen seltenen Kunstschätzen. Zu alledem schien auch ihre moralische Kraft gebrochen zu sein. Meist stumm vor sich hinstarrend, saß sie den Tag über da, schlaflos und weinend durchsann sie die Nächte. Die Söhne waren noch zu jung, um all' diesen Jammer zu fassen. Als aber nur die ersten, schwersten Tage und bittersten Thränen zerronnen gewesen, da war eine Einzige in dieser Familientragödie die Heldin

geblieben, der noch allein aufrechtstehende Pfeiler des Hauses, an dem alle Fluthen des Grames zerschellten, der Arm, der die hingesunkene Mutter emporgerichtet: die einzige Margarethe.

Jetzt bewies sie, daß ihr Herz nicht schwächer sei, als ihr Kopf, und die geistige Oberherrschaft im Hause fiel ihr trotz ihrer Jugend ungesucht zu.

„Nein, Mutter,“ sagte sie eines Morgens, „nicht niederbeugen dürfen wir uns lassen bis zur Ohnmacht! Noch viel größer müssen wir werden, als all' unser Gram, und wenn wir auch unseren theuersten Vater noch so schmerzlich betrauern wollen: wir selber müssen doch weiterleben, wie es seiner und unser würdig ist. Darum fort mit allem noch so schönen und edeln Schmuck unseres Hauses! Wir dürfen nicht daran hängen, sondern müssen ihn in einen Sparpfennig verwandeln. Und auch ich selber muß fort von euch, weit fort in fremdes Land zu fremden Menschen! Denn hier ertrüge ich einen solchen Dienst noch nicht. Gottlob hab' ich was gelernt in den Tagen des Glückes und will es nun auch ausnützen für mich und euch in der Zeit der Noth. Gouvernante will ich werden! — In all' meiner Trauer stolz darauf, daß ich es werden kann, und Gott, der Vater der Wittwen und Waisen, wird uns Allen weiterhelfen.“

„Gott segne Dich, Du mein frommes, hochherziges Kind!“ sprach die Professorin, und neuer Muth war jetzt auch in ihr Wittwenherz eingezogen.

Schon in der nächsten Woche hatte die Versteigerung der nun entbehrlichen, mitunter sehr kostbaren Kunst- und Büchersammlung stattgefunden. Auch alles zu elegante Mobiliar ward losgeschlagen, und die Freunde des Bluhme'schen

Hauses sorgten für den möglichst großen Erlös. Eine weitere Woche darauf zog die Wittwe aus der Universitätsstadt in ihre schlesische Heimath zurück und bezog nun hier ihre jetzige Wohnung, viel näher dem Himmel, als einst dort. — Margarethe jedoch fuhr als rettender Engel über's Meer nach England. Ganz allein, nur den Muttersegen, ihr Gottvertrauen und ihr gutes Gewissen zum dreifach schützenden Geleit ihrer siebzehnjährigen Jugend.

* * *

Zwei überaus harte Lebensjahre hatte sie dort in dem, am Meere gelegenen prachtvollen Schlosse eines englischen Lords verlebt . . .

Doch nein, nicht ausführlich davon weiter erzählen! Vielleicht ist es willkommener, Margarethe selber zu hören in ihren eigenen Liedern, die sie in England in ihr Tagebuch eingeschrieben hatte.

* * *

Gouvernantenlieder aus der Fremde.

I.

Das ist des Meeres dumpf Gebraus,
Das jetzt zu mir herüberdröhnt;
Ich denk' an meiner Mutter Haus,
Deß' ich noch immer nicht entwöhnt:
Ach, das liegt auch am Meere!
Nein, mitten drin im Meer von Leid,
Steht's einsam auf dem Riff der Noth.
Und ich, sein Kind, ach, wie so weit,
Verdiene mir mein täglich Brot,
Mit fremder Kinder Lehre.

Doch nicht mein eig'nes Brot allein,
Nein, auch der Mutter bleibt davon;
Und darf ich drum zu traurig sein:
Kann ich mit solchem Kindeslohn
Die Lieb' ihr jetzt vergelten? —
Nein, keine laute Klage drum!
Heil mir, daß ich's nun zahlen kann!
Braus' grollend Meer! — Ich horche stumm;
Doch, seufz' ich leise dann und wann:
Wer will mich feige schelten?

Wie reicher einst an Sonnenstrahl
Hatt' ich das Leben mir geträumt,
Als lichtverklärt das Ideal
Der Jugend Himmel mir umsäumt!
Und doch, ich will nicht klagen.
Auch idealer Duldersinn
Verkläre mir nun diese Nacht,
Und bleibend sei er mein Gewinn,
Den keine Noth mir streitig macht
Niemehr, in allen Tagen!

II.

Mich friert, mich friert durch Mark und Bein.
Mit Deiner Augen Sonenschein
Umstrahle mich, lieb' Mütterlein,
Mit Deiner Liebe deck' mich zu!
Nur Du bist mir ja gut, nur Du!
Ach, Mutter, daß mein Herz nur Dich,
Auch Dich nicht noch verliert!
Nur an dem Deinen wärmt es sich. —
Mich friert, ach, wie mich friert!

Sie halten mich gleich höh'rer Magd;
Des Hauses Tisch ist mir versagt,
Nur nach dem Lernen wird gefragt.
Und reicht man mir auch hohen Sold:
Ach, hätten sie das Körbchen Gold
Mit einer Blume, noch so arm,
Nur einmal mir verziert!
Doch nein, kein Wort je herzenswarm! —
O Gott, wie drum mich friert!

Und doch, ich weiß: sie achten mich;
Sie müssen's wohl, denn stolz bin ich,
So hoch sie selbst auch dünken sich;
Die Kinder lieben mich sogar.
Streng bin ich gegen sie und wahr,
Und ob manch' elterlichem Wahn
Hab' ich schon triumphirt.
Doch nie ein Blick, der wohlgethan! —
Ach, wie mein Herz drum friert!

Doch harre, meine Seele, nur!
Auch einst auf dieses Winters Spur
Erblüht Dir noch die Frühlingsflur.
Dann wird auch mir in's Haar gereiht
Ein thaubeperltes Kranzgeschmeid.
Ja, liebste Mutter, hoffe drauf:
Der Gott, der, gleich der Bäche Lauf,
Die Menschenherzen weise lenkt,
Auch mein Geschick regiert,
Und einst mit sonn'gem Licht er's tränkt,
So arg mich jetzt auch friert.

III.

O Jubel, der mich schier macht stumm! —
Die Zeit der Frohn ist für mich um,
Frei darf ich heimwärts gehen.
Ach, waren das der Jahre zwei,
Drin ich gelehrt der Kinder drei,
Und selbst gelernt für zehen!

Nach solcher rauhen Schülerfahrt
Was bliebe mir noch aufgespart,
Das dann zu schwer mir däuchte?
Nach so viel Frost und düsterm Licht:
Was spürt' ich dann als Wärme nicht,
Und schaut' ich nicht als Leuchte?

Ja, wie Du auch geartet sei'st,
Mein künft'ges Schicksal, komm nur dreist!
Nun weiß ich Dich zu tragen.
Gleich frei von Hoffahrt, wie von Neid,
Will ich nun segnen Freud und Leid,
Genießen und Entsagen.

Zur Mutter kehr' ich jetzt zurück,
Als meinem Lichte, Trost und Glück,
Voll treuer alter Liebe.
Und wird mein Baum auch nochmals kahl:
Hoff' ich auf neuen Sonnenstrahl
Und neue Blüthentriebe.

* * *

Erst vor sechs Wochen war Margarethe wieder ganz allein, wie sie einst auch fortgegangen, zur Mutter heimgekehrt, und welche stillen Feiertage verlebten sie jetzt bei ihr, innerlich be=

glückender, als alle früheren noch so geräuschvollen im einst viel reicheren Hause des Vaters in jener Universitätsstadt!

Sie sehnte sich nach einer neuen Stellung in deutscher Familie, aber diesmal wollte sie recht langsam und bedächtig zu Werke gehen. Dennoch wollte sie auch in dieser Zwischenzeit die Hände nicht müßig in den Schooß legen, und als die hier wohnende, schon bald achtzigjährige Gräfin Clemence von Wartenberg, eine Tante des Majoratsherrn, nach einer Vorleserin suchte, erklärte sich Margarethe, wenigstens für ein paar Sommermonate, gerne dazu bereit. Gar bald war sie dieser feingebildeten Matrone auch so lieb geworden, daß sie statt der anfangs verabredeten einen Stunde oft den ganzen Nachmittag in ihrer, mitten in einem Garten liegenden, Villa zubringen mußte. Ihr ganzes Leben, von Kind auf bis zum Tode ihres Vaters, von ihrer Gouvernantenzeit in England bis zu ihrer jetzigen Heimkehr, Alles hatte die Gräfin durch einen ihr befreundeten Pfarrer schon vorher erfahren und schon dachte sie daran, sie für ihre paar Lebenstage als Gesellschafterin bei sich zu behalten. —

Nun schlug es im stillen Wittwenheim schon sieben Uhr und noch war Margarethe von der Gräfin nicht heimgekehrt. Fast wollte die Mutter ängstlich werden. Aber, Himmel! mit welch' glühendem Gesicht und ganz athemlos trat die Tochter jetzt herein. — Sogar der Abendgruß blieb ihr in der Kehle stecken.

„Um Gotteswillen, Margarethe, was ist geschehen?“ rief die Wittwe, vom Stuhl aufspringend.

„O nichts, nichts Schlimmes, liebste Mutter,“ tröstete sie rasch, legte Hut und Mantille weg, bat dann die Mutter, sich

wieder ruhig niederzulassen, und neben ihr sitzend erzählte sie ihr in freudigster Hast:

„O so denke Dir nur, welch' ein Glück! Soeben hatte ich der Gräfin ein paar Lieder von Béranger vorgelesen, und es war auch schon Zeit zum Fortgehen, da brachte ihr der Diener einen Brief und ich wollte mich empfehlen. Doch, während sie noch las, bat sie mich, daß ich noch bleiben sollte. So setzte ich mich auch wieder, die Gräfin las zu Ende, dann strich sie über ihre Stirn und sagte zu mir: ‚Ein sehr wichtiger Brief auch für Sie, liebes Fräulein, doch ich muß mir bei meinem Alter erst Alles ein wenig zurechtlegen. Nur noch einen Moment, ma chère!‘“

„Zurechtlegen? Deinethalb, Margarethe? — Was denn, mein Kind?“ unterbrach sie jetzt die vor Spannung hocherregte Mutter.

„Ja, nicht wahr, Mutter? Nun geht Dir's gerade so, wie mir. Und so saß ich heut Abend mit Herzklopfen bei der Gräfin, die noch immer in ihren Brief hineinsann. Auf einmal aber nahm sie mich bei der Hand und sagte zu mir: ‚Sehen Sie, meine Liebe, da schreibt mir eben meine nièce Gabriele Wartenberg, ob ich ihr nicht eine neue Gouvernante zu rekommandiren wüßte. Und notabene, meine Liebe, ein höchst aimables Haus, sehr generöse Konditionen und ein deliciöses Töchterlein von sechzehn Jahren. Et savez vous? Die vorige Gouvernante war ein böser Hausgeist — in Ihnen möchte ich einen guten, friedlichen hinschicken. Wär' Ihnen das wohl auch lieb? — O bitte, bitte, acceptiren Sie diese ganz süperbe Position in Schloß Wartenberg! Sie finden nirgends eine bessere!‘“

„Du, mein Kind, welch' ein großes Glück!“ rief jetzt die

Wittwe. „In solch' prächtigem Haus und so nahe bei mir! Und Du hast doch gleich ja gesagt und auch gedankt, so heiß Du nur konntest?"

„O gewiß, gewiß, liebste Mutter! und wie ich vor lauter Freude zu Dir heimgeflogen bin, weiß ich selbst nicht mehr."

Dann küßten sie sich und weinten dazu.

Es stehen viele schöne Häuser in dieser schlesischen Stadt. Ob aber heut Abend in der reizendsten Beletage des reichsten Hauses noch zwei Menschen gleich glücklich und dankbar waren, wie diese hier im dritten Stockwerk einer Seitengasse? . . .

* * *

Unterdessen waren vier Wochen vergangen, und die Julisonne glühte recht heiß. Die massigen Mauern von Schloß Wartenberg und all' die schattigen Parkplätze ließen es aber kaum empfinden. Zudem war auch die ganze Stimmung im Hause eine durchaus frühlingshafte.

Erst vor ein paar Tagen hatte Erich mit solcher Auszeichnung seinen Doktorhut erobert, daß alle Berliner Zeitungen dies ungewöhnliche Ereigniß ebenso ausführlich wie rühmend besprachen. War doch auch das Thema der Disputation eine sehr kühne gelehrte Hypothese! — Es hieß: „Die Eiszeit der Erde und die Umsetzungen der Meere nach den Lehren der Astronomie und ihren kosmischen Gesetzen."

Die entschieden liberalen Blätter, die Erich sammt den konservativen heimgeschickt, knüpften freilich auch noch manche scharfe Bemerkung daran über die jetzige Veraltung des Adels und dessen nothwendige Regeneration. Doch der Name des gräflichen jungen Doktors war auch hier mit solchem Respekt genannt, dessen Beredsamkeit, sogar auch äußere Erscheinung

so schmeichelhaft hervorgehoben, daß selbst der hochkonservative Graf von Wartenberg in diesen, ihn jetzt so nahe berührenden, Artikeln keinen rechten Grund finden konnte, nach gewohnter Art über den liberalen Journalismus seinen Unmuth auszulassen. Sein Vaterherz blieb diesmal weit aufgethan für seines gelehrten Sohnes Bewillkommnung. Und erst welches Vollmaß dankbarer Genugthuung erfüllte die Brust der Mutter!

Auch im Bergamthause war heller Jubel. Den guten Direktor, einen nun schon mittleren Siebziger, hatte dabei die Stimmung jenes Simeon überkommen und auch er glaubte nun in Frieden heimgehen zu dürfen, da er an seinem früheren geologischen Zöglinge noch solchen Ruhm erleben durfte. Selbst bei allen gräflichen Bergknappen war der „Lokalanzeiger“ mit gleichem Lobesartikel von Hand zu Hand gegangen, und manch' Altem wurden die Augen feucht, wenn er jetzt noch an die erste Knappenfahrt des jungen Gräfleins gedachte, das jetzt ein so „strahlendes Grubenlicht“ geworden.

Doch all' diese glücklichen Empfindungen waren's nicht allein, um trotz des heißen Sommers das Schloß Wartenberg von frischem Frühlingshauch umwehen zu lassen.

Die neue Gouvernante hatte nun schon seit drei Wochen ihren Dienst im Hause Wartenberg angetreten, und schon vor ihrer Ankunft war ihr folgender Brief von Tante Clemence vorausgegangen:

„Enfin, ma chère Gabrièle, Du wirst in dieser Mademoiselle Bluhme das finden, was ihr, wenn auch unorthographisch geschriebener Name besagt: eine junge Menschenblume, die trotz alles Frostes draußen doch ihren vollen Duft bewahrt hat. Nicht wahr, nun werde ich in meinen alten Tagen gar

noch poetisch? Doch moquire Dich nicht darüber! In meiner Jugend machte ich ja sogar ganz charmante Verse. Könnte ich Dir aber in meinen Jahren noch neidisch sein, so hätte ich diese Blume Marguerite zur Embellirung meines Alters für mich selber reservirt, und ich werde sie sehr regrettiren. Dir aber, ma chère Gabriéle, sei sie gegönnt du fond de mon coeur. Auch Dir persönlich wird sie eine große ressource sein, denn sie weiß infiniment viel für ihre Jugend. Auch das Aquatremains-Spiel mit ihr wird Dich sehr delektiren, sie spielt ganz magnifique und ist ein veritables coeur d'ange. Und ihr liebes, sympathisches Gesicht mit diesen schönen Augen! Aber ihre Photographie ist nicht sehr gut. Auch mit ihrer Mutter hatte ich eine recht touchante Entrevue; sie ist ein gar respektuöses Kind, und Du wirst mit ihr wie im Himmel sein nach diesem petit diable mademoiselle de Gillen. Mais il me faut achever la lettre. Mille choses à mon cher Eberhard! Meinem losen Elschen tausend Küsse und sie soll nur auch recht lieb mit Margarethe sein! Je t'embrasse sincèrement, ma chère Gabriéle. Ta vieille tante Clémence.

P. S. Und gieb einmal Acht auf ihren ganz excellenten französischen accent! Unsere preußischen Zungen sind doch sonst nicht so traitable dafür. Warum nur? — Dieu le sait!"

Jeder Satz dieser liebenswürdigen Charakteristik erwies sich schon in dieser kurzen Zeit der Gräfin von Wartenberg als völlig wahr, und gerne wollte drum auch sie mit ihrem zarten Wohlwollen gegen Margarethe nicht geizen. Auch der Majoratsherr konnte die Wahl seiner Tante nicht genug rühmen und Tag für Tag beim gemeinsamen Mittags- und

Abendtisch fand er, was sonst gar nicht seine Art war, ein freundliches Wort für dieses neue Mitglied seiner Familie.

Und gar bei Elsa, der noch am meisten bei diesem glücklichen Wechsel Betheiligten, war schon in diesen paar Wochen alle frühere Heiterkeit und Lebenslust neu erwacht, als ob auch sie eine Blume sei, deren Blätter erst der Frost ein wenig gestreift und die dann im Sonnenlichte wieder duftig aufgeblüht. Und wie zärtlich hatte sie ihre neue Gouvernante schon jetzt in's Herz geschlossen! Mit einem förmlichen Argwohn wachte sie darüber, ob auch Alle im Schloß dieser die gebührende Ehre erwiesen. Und als nun Erich von seiner glorreichen Doktorpromotion heimgekehrt und nur erst der Empfangsjubel im Hause sowie auch der, vom alten Direktor geführte, Fackelzug mit Knappenmusik zu seinem festlichen Willkomm vorüber war, da hatte das Schwesterlein keine dringendere Sorge, als auch sogleich den Bruder für ihre Margarethe gut zu stimmen. Daß er sie erst ein einziges Mal am elterlichen Tische gesehen, was fragte sie viel danach? Zu eilig hatte sie's damit.

Der neue Doktor saß nun eben in seinem Zimmer am Arbeitsschreibtisch, da huschte sie auch schon zu ihm hinein, setzte sich zu ihm, legte den Arm um seine Schulter und ließ ihrem Geplauder vollen Lauf:

„Ach, Erich, daß Du nur wieder bei uns bist! — Gieb' Acht, wie wollen wir jetzt auch lustig zusammen sein! Denn weißt Du? — Du mußt mir's ja schon am Gesicht ansehen: ich bin jetzt gar nicht mehr so traurig, wie oft bei Fräulein Julie. O nein! Nun freut mich das Leben wieder recht und ich lern' auch jetzt noch einmal so gerne. Und siehst Du: an dem Allen ist nur meine liebe Margarethe schuld,

die mich noch nicht einmal zu schelten brauchte. Und ach, so schön und friedlich ist es jetzt bei uns. Ist das nicht herrlich und freut Dich das nicht auch?

„Gewiß, liebes Elschen, herzlich freut mich das," sagte Erich leichthin.

„Und darum, nicht wahr," schwatzte Elsa geschäftig weiter, „auch Du willst nicht immer so ernst gegen sie sein, wie gegen Fräulein Julie! Du glaubst gar nicht, was das für ein reizendes Geschöpf ist mit diesen lieben Augen! Und siehst Du, wenn sie so am Klavier sitzt, und so wundervoll spielt, da kommt sie mir immer vor, wie in Mama's Stube das Bild der heiligen Cäcilia, hinter deren Rücken die drei fliegenden Engel mitsingen, so ganz eigen wird dann immer ihr Gesicht. Ja, ganz gewiß, Mama hat's auch gesagt und es ist auch wahr."

„Wirklich, Elschen? — Ei, da dürfen wir ja sehr dankbar sein für dieses Fräulein Margarethe. Wenn nur Alles auch so bleibt!" warf Erich hin, schien aber nach seinem Gesichtsausdruck mit ganz anderen Gedanken beschäftigt zu sein.

„So bleibt?" — fiel die Schwester fast beleidigt ein. „O, darüber kannst Du ganz ruhig sein! Denn Fräulein Margarethe hat mich und die Eltern schon ebenso lieb, wie wir sie, und sie ist ganz glückselig, daß sie zu uns gekommen ist. Weißt Du: weil sie früher in England so schlecht behandelt wurde."

„So? In England? — War sie dort schon früher Gouvernante und sagte sie den Eltern schon, daß ihr's nun bei uns so wohl gefiele?" fragte jetzt Erich schon ein wenig aufmerksamer.

Bevor jedoch Elsa die brüderliche Frage beantwortete, schaute sie erst vorsichtig umher, fuhr mit der Hand in die Tasche ihres Sommerkleides und sah den Bruder forschend an: „Kannst Du hübsch schweigen?“

„Warum soll ich es?“ fragte Erich lächelnd, „willst Du mir ein Geheimniß anvertrauen, kleine Hexe?“

„Wenn Du mich nicht verrathen willst, ja!“ Dabei zeigte ihr Gesicht die ganze mädchenhafte Ungeduld, ihr Geheimniß loszuwerden.

„Von mir hast Du nichts zu fürchten, Elschen,“ beruhigte sie der Bruder. „Also, was willst Du mir anvertrauen?“

Jetzt zog sie ein beschriebenes Blatt Papier heraus und hielt es ihm vor die Augen: „Siehst Du? — Dies da!“

„Dies? Und sogar Verse? Ja, seit wann dichtest Du denn auch noch, Du kleiner Tausendsasa? — Denn das hast Du ja doch selbst geschrieben?“

„O ja, aber nur abgeschrieben,“ klärte Elsa ihn geheimthuend auf, „was Margarethe gedichtet hat.“

„Wie? Auch dichten kann sie? Ei, so laß' es mich auch lesen!“ rief Erich diesmal etwas erregt.

Elsa bat ihn jedoch ängstlich: „So schrei' doch nicht so! Denn weißt Du, Fräulein Margarethe ahnt ja gar nicht, daß ich ihr Gedicht abgeschrieben, und sie soll's auch gar nicht erfahren. Das eben ist ja mein Geheimniß.“

„Ohne ihr Mitwissen thatest Du das, Elschen? War das auch recht von Dir?“

„Ach Gott, lieber Erich, so lies es doch nur erst, wie schön und rührend es ist!“ — Dann fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „Und siehst Du, mit dem Abschreiben kam's eben so: als ich gestern Abends zu Margarethe in's Zimmer

kam, dessen Thür offen stand, da saß sie am Tisch und schrieb, ohne daß sie bemerkte, wie ich neugierig über ihre Schulter guckte. Und da sah ich denn auch, daß sie Verse schrieb und eine Thräne fiel ihr dabei auf's Papier. — Warum weint sie nur? dacht' ich mir erst und es that mir so herzlich leid. Dann aber schrie ich, um sie zu erschrecken: Husch, husch! Hergott, wie fuhr sie da zusammen und sie drehte sich um nach mir! Dann legte sie das Papier sogleich in ihre Briefmappe und ging mit mir in den Park spazieren Wie sie aber später allein bei Mama war, da ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich mußt' und mußte wissen, warum sie bei diesen Versen geweint, und ob ich oder die liebe Mama ihr nicht vielleicht helfen könnten. Und nicht wahr, Erich, das war doch nicht schlecht von mir gedacht?"

„Schlecht? Nein, das nicht," sagte der Bruder, der immer gespannter zugehört, „aber dann, ich errathe schon, schlichst Du Dich wieder in des Fräuleins Zimmer zurück, nahmst aus ihrer Briefmappe das Gedicht heraus und schriebst es ab! — Und dieses, Du kleine diebische Elster, war zwar auch nicht gerade schlecht von Dir, aber — aber auch nicht ganz recht."

„Geh' doch, Erich!" schmollte sie mit trutzigem Köpfchen. „Nun wollt' ich doch gleich lieber, daß ich Dir gar nichts gesagt hätte."

„Nun, nun, Elschen! Nur nicht gleich so bös auf mich sein! Gieb mir die Verse! Ich will sie ja Dir zu Liebe ganz gerne lesen."

Und wieder beruhigt, legte sie das Blatt in Erichs Hand.

„So, da hast Du's, und nun lies! Aber laut — nein,

ganz leise! — O Gott, ich hab' eine solche Angst, daß Jemand kommen möchte. Aber weißt Du! Gerade von Dir möchte ich diese Verse jetzt vorlesen hören, denn dann klingen sie noch ganz anders, als wenn man sie nur für sich mit den Augen liest. Gieb Acht, wie reizend sie sind!"

Als wenn Elsa jetzt mit ihren Eltern in dem alterthümlichen Patronats-Kirchenstuhle säße, so andächtig gestimmt legte sie die zarten Hände zusammen und senkte hierzu das sinnende Köpfchen.

Und Erich las mit seiner wirklich herzgewinnenden Stimme erst langsam bedächtig, dann, ohne es selbst recht gewahr zu werden, mit immer größerer Innigkeit:

„Wie viel Frost ich auch erlitten
In dem Nebelland der Britten,
Dumpf umdröhnt vom Meergebraus:
Ach, nun darf ich hier mich wärmen
Und verklärt ist all' mein Härmen —
Gott erhalte mir dies Haus!

Pflücken will ich alle Tage
Blumen in der Liebe Hage
Zu stets neuem Dankesstrauß,
Und sein Duft sie stets umwehe! —
Stamm und Zweige, Herr, ich flehe,
Schütz' vor Sturm in diesem Haus!

Doch willst Du ihm Leid bescheiden,
O, laß dann auch mich mitleiden!
Jeden Kelch trink' ich mit aus.
Laß des Helferamts mich walten,
Daß sie nicht mich trüglich halten
Wie ein eig'nes Kind im Haus!

Altehrwürd'ge Schlossesmauern,
Mit welch' heil'gen süßen Schauern
Streck ich meinen Arm nun aus!
Meinen und der Mutter Segen
Laß mich auf das Dach Dir legen,
Uralt echtes Adelshaus."

Erich hatte das Gedicht zu Ende gelesen und es dann schweigend auf den Tisch gelegt, aber von seinem Gesicht war der tiefe Eindruck deutlich abzulesen.

Auch Elsa schwieg noch eine kleine Weile. Endlich konnte sie es aber nicht länger aushalten und fragte halb enttäuscht:

„Nun, Erich, sagst Du mir gar kein Wort darüber? O wenn ich jetzt dieses Gedicht zum erstenmale gehört hätte, so wäre mir eine ganze Viertelstunde Herz und Mund übergelaufen. Und wenn dies Lied auch nicht gerade von Steinen handelt, hat es denn nicht auch Dich ein wenig gerührt? Dein Herz ist ja doch kein Stein?"

„Nein, gewiß nicht," erwiderte Erich zurückhaltend. „Fräulein Margarethens Verse haben auch mir sehr, sehr gut gefallen. Sie zeugen für ein edles, dankbares Herz und Du hast ganz Recht, lieb Elschen, daß Du ihr so gut bist!"

„Aber, aber," fügte er jetzt verweisend hinzu, „nicht wahr? bei diesem einen kindlichen Diebstahl, läßt Du's nun bewenden, wenn's auch in der Elstern Art liegt, gerade solche goldene Dinge wegzustibitzen! — Und nun komm' in den Park! Der Abend ist so schön. Wir wollen noch ein wenig zusammen spazieren gehen."

Damit nahm er Elsa bei der Hand, die von des Bruders wortarmer Begeisterung nicht besonders erbaut war, und fast reuig, daß sie ihn das Gedicht lesen ließ, folgte sie.

Als sie dann im Park vor eine große einzelne Linde gekommen, fanden sie die Mutter neben Margarethe, die dieser eben vorlas, auf einer dichtumschatteten Bank sitzen. „Ah, da seid ihr?" rief Elsa. „Jetzt kann man so kühlen Schatten brauchen."

Die Gräfin erhob sich, Margarethe nach ihr und sah, das Buch in der Hand, ruhig vor sich hin.

Ihre Augen blieben unwillkürlich gesenkt und doch, wie hätte Erich sie gerade jetzt gern angeschaut!

„Du hast doch nicht bis jetzt wieder gearbeitet, lieber Erich?" fragte die Mutter, sein ernstes Gesicht betrachtend.

„Nein, liebe Mutter! hier, unser liebes Plaudertäschchen hat mir ein bischen die Zeit vertrieben."

Dem Plaudertäschchen klopfte das Herz und ihr Auge streifte halb ängstlich das des Bruders.

„Und wir," fiel die Gräfin ein, „haben unterdessen in diesem englischen Roman gelesen. Den mußt Du auch noch kennen lernen! Er ist wirklich vortrefflich. Nicht wahr, Fräulein Margarethe?"

„O gewiß, Frau Gräfin," betheuerte diese und jetzt schlug sie die Augen auf.

„Ja, diese Augen sind wirklich wunderbar schön," dachte Erich bei sich, dann sagte er laut: „Nun, Du weißt ja, liebe Mutter, vor lauter Facharbeit komme ich hier schwerlich zum Romanlesen, aber in vierzehn Tagen nehm' ich dann das Buch als Reiselektüre mit nach England."

Hierauf wendete er sich, um Elsa's früheren Bitten doch ein wenig nachzukommen, an Margarethe, und fragte diese:

„Sie lebten auch schon längere Zeit in England, Fräulein Bluhme?"

„Zwei volle Jahre," antwortete sie unbefangen.

Elsa blickte befriedigt zu ihm auf, weil er nun so freundlich mit Margarethe zu plaudern begann.

„Nicht wahr, ein höchst interessantes Land und nicht minder auch das Volk?"

„Ich bin leider durch das Land nur zweimal gleichsam durchgeflogen und meine Kenntniß beschränkt sich auf Castlerothing und dessen Bewohner."

„Und diese waren eben nicht sehr liebenswürdig mit Ihnen, ließ ich mir sagen," fiel Erich schon sehr theilnahmsvoll ein.

„Sie verstanden's wohl nicht besser, Herr Graf!"

Während die Beiden so mit einander sprachen, war plötzlich Hufschlag wie in gestrecktem Galopp vernehmbar geworden. Aller Augen wendeten sich gleich rasch nach Süden, von wo er hergeklungen, und siehe da — jetzt kam auch schon ganz unverkennbar der Majoratsherr ventre à terre einhergesprengt.

„Was hat der Vater jetzt nur so eilig?" fragte die Gräfin ihre zwei Kinder und zugleich auch ihr hochklopfendes Herz. „Um des Himmelswillen, doch keine schlimme Nachricht?"

Doch kaum auch Erich gleich erschrocken eine Vermuthung aussprechen konnte, da war auch der Graf schon in ihre Nähe herangeflogen und, ein Blatt Papier hoch in der Hand haltend, rief er noch vom Pferde herab mit fast ersticktem Aufschrei das furchtbare, erschütternde Wort: „Krieg, liebe Kinder, Krieg mit Frankreich!"

„Helf' uns Gott!" klagte die Gräfin zusammenbrechend. „Ach und meine zwei Söhne müssen mit!"

„Krieg!" murmelte Erich dumpf und stand wie ein Bild

von Stein. Elsa schmiegte sich, wie Hilfe suchend, an seinen Arm.

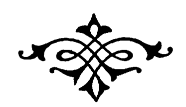
Der Majoratsherr sprang jetzt rasch vom Pferde, das der ihm nachgehetzte Reitknecht beim Zügel gefaßt, und er sprach: „Muth, Gabriele, und Ruhe! Nur mit diesen beiden können wir jetzt zurecht kommen. Es war unklug von mir, Dich so jählings zu überrumpeln, ich hätte Dich erst langsam vorbereiten sollen. — Und nun kommt mit herein, damit wir Alles besprechen, wie es diese Zeit von uns verlangt!"

All' ihren jähen Schmerz verbergend, schritt sie am Arm ihres ritterlichen Eheherrn dem Schlosse zu.

Erich ging ernst hinterdrein. Elsa klammerte sich jetzt an Margarethe.

Deren seelenvolle Augen sahen feucht verschleiert himmelwärts und durch ihr Herz zitterten die zwei Verse ihres Liedes:

„Stamm und Zweige, Herr, ich flehe,
Schütz' vor Sturm in diesem Haus!"



Zweites Buch.



Erstes Kapitel.

Drei edle Ritter.

Und „Krieg, Krieg mit Frankreich!“ brauste noch in derselben Sommernacht der Gewittersturm bis hinauf zum deutschen Meer in's ostfriesische Fischerhaus, bis herunter in die bayrische Aelplerhütte, und Haus und Herz des vornehmsten Gutsherrn ward davon gleich erschüttert, wie das der ärmsten Bauern- und Handwerkersfrau. Ueber vierzig Millionen zu Schutz und Trutz geeinigter Deutscher aus allen Stämmen, aufgerüttelt vom gleichen Nothschrei des Vaterlandes! — Aber auch wie ein riesiges Lauffeuer schlug von Land zu Land die patriotische Begeisterung in hellen Flammen auf. Der Geist der Freiheitskriege war wieder auferstanden und, wie von einer Zauberhand eisern zusammengehalten, stand gleichsam über Nacht das deutsche Volk in Waffen da, und harrte der Befehle seines obersten Kriegsherrn, des Heldenkönigs Wilhelm.

Und wie war's auf Schloß Wartenberg? —

Die Eltern mit Erich und Elsa saßen gerade beim gemeinsamen Frühstück, als der alte Stephan dem Grafen

einen Brief übergab, den soeben ein Eilbote, der die ganze Nacht gelaufen, überbracht hatte. Mit zitternder Hand erbrach der Majoratsherr das Schreiben und hatte Mühe, dessen Inhalt zu lesen, weil sein sonst so scharfes Auge für die in sichtbarer Hast hingeworfenen Worte jetzt nicht klar genug war.

„Was schreibt unser Kurt? Er kommt doch noch einmal zum Abschied?“ fragte die Gräfin angstvoll, als ihr Gemahl noch immer den Brief überlas.

„Nein,“ schüttelte dieser traurig den Kopf, „er kommt nicht mehr. So höre denn, was unser Junge zum letzten Abschied uns noch schreibt!“

Und mit manchmal stockender Stimme las er:

„Ihr werdet ja wohl schon Alles wissen, liebste Eltern! Und so lebt denn wohl, ach, lebt wohl! Kann leider nicht mehr zu Euch kommen. Ganz unmöglich! Habe noch furchtbar viel zu thun. Muß heute Abends noch weiter reiten. Wohin, weiß ich selbst noch nicht. So gebt mir denn im Geiste Euern elterlichen Segen! Tausend herzliche Küsse für Euch und die Geschwister! — O, daß auch Erich mit muß! Wie gerne thäte ich's doppelt, auch für ihn! Bin ja Soldat mit Leib und Seele, und auch jetzt in frohester Reiterstimmung, wie alle meine Kameraden. Baldigst wieder Nachricht. Möge uns der Himmel Alle gnädigst beschützen! Hurrah, mit Gott, für König und Vaterland! —

Euer treuer, Euch innig liebender Sohn und Bruder

Kurt.“

Stumm legte der Majoratsherr den Brief vor sich hin, Erich nahm ihn wieder weg, um ihn nochmals selber zu durchlesen.

Die Mutter seufzte: „Nicht einmal mehr ihn sehen, nicht ihn noch umarmen und segnen zu dürfen! — O, das ist hart!“

„Gewiß, liebe Gabriele,“ sagte der Graf, „für Dich, als Mutter, so hart, wie für mich, als Vater. Aber sieh', wir müssen auch bedenken, daß es vielen hundert anderen Eltern jetzt nicht besser geschieht, die ihre Kinder gleich lieb haben. Diesen resignirenden Muth verlangt nun einmal von uns das uns Allen gemeinsame Vaterland, und ihm zu Liebe müssen auch wir jetzt alle besonderen Klagen bei Seite lassen und uns ergeben in's Unvermeidliche.“

„Ja, lieber Eberhard, das wollen wir,“ sagte Gabriele und drückte seine Hand.

Und nun nahm auch Erich das Wort. Er hielt des Bruders Brief noch immer in der Hand und sein Auge glühte seltsam:

„Was der liebe Kurt hier auch über mich geschrieben, liebe Eltern, das war gewiß recht brüderlich von ihm gemeint, aber diesmal hat er sich dennoch in mir verrechnet.“

„Verrechnet? — Was meinst Du damit?“ fielen die Eltern gleichzeitig ein.

Und Erich antwortete: „Verrechnet in mir hat sich der liebe Kurt, wenn er glaubt, daß es mir schwer würde, nun gleichfalls in den Krieg mitzuziehen, wohl nur deshalb, weil ich nur ein Reserveoffizier und gleichsam noch immer zu den Civilisten zu rechnen sei. Nun ja, mein Vater, Du weißt, niemals habe ich ein Hehl daraus gemacht, daß der hochgradige Militarismus unseres Volkes mir nicht auch dessen höchste Kulturaufgabe scheine. Aber mit derselben Ueberzeugung, in der ich für andere, rein politische oder Kabinets-

kriege meinen früheren Satz ausgesprochen, sage ich auch jetzt: Nein, mein theuerster Vater, nein, mein lieber Bruder, in diesen Krieg für die Freiheit und Wohlfahrt unseres ganzen Volkes ziehe auch ich, der ‚Civilist‘, als gleicher Soldat, und gleichfalls mit Leib und Seele! All' mein schon jetziges Wissen, all' mein Sehnen und Ringen setze ich willig ein für diese wahrhaft nationale Ritterehre. Ja wahrlich, von heut an bin ich nichts, als ein Glied unseres Volkes in Waffen und, bei Gott sei Dir's gelobt, mein Vater: Dein Erstgeborener, der Berufsoffizier, soll mich auf dem Schlachtfelde nicht zu Schanden machen! Unserer alten Stammesehre werde ich mich so gut als vollgültiger Erbe erweisen, wie Kurt, und auch der Doktor der Philosophie stimmt jetzt gleichbegeistert in den Feldruf ein: „Mit Gott, für König und Vaterland!“

„Recht so, mein braver Junge,“ brach der Majoratsherr jubelnd aus und streckte über den Tisch hinüber beide Hände dem Sohn entgegen. Dann wendete er sich zur Gräfin:

„Siehst Du, Mütterchen, nun hat Alles schon ein ganz anderes Gesicht und einen anderen Ton bekommen. Und, Gottlob, ich sehe Dir's an den Augen an: auch Du selber bist schon jetzt eine Andere, und aus der vorhin noch so ängstlichen Mutter ist eine opfermuthige geworden. Nun muß aber auch noch die Frau in Dir zur gleichen Heldin werden!“

„Die Frau in mir? — Deine Frau, liebster Mann?“ fiel die Gräfin in neuer Sorge nun ein, „wie meinst Du das, Eberhard?“

Auch Erich sah fragend auf den Vater. Man sah es diesem an, wie es innerlich in ihm kämpfte, seine Antwort los zu werden und doch, nur jetzt war die Gräfin in der

rechten Stimmung zu deren Verständniß. So nahm er sich denn ein Herz und sprach:

„Du weißt, meine liebe Frau, wie fest noch heute die Soldatennatur in mir steckt. Sie ist ein vielhundertjähriges Erbtheil meiner wehrhaften Ahnherren, die einst in der deutschen Kaiser und dann der preußischen Könige Heerbann niemals gefehlt haben. Nun habe zwar auch ich über ein Jahrzehnt mit Ehren meines Königs Rock getragen, aber niemals noch Pulver gerochen, was mich im Stillen gar oft schon gewurmt. Wenn ich trotzdem dann später als Major außer Dienst erst im Schleswig-Holstein'schen Kriege und dann auch in dem anderen von sechsundsechzig ruhig daheim blieb, so geschah's nur deshalb, weil mir meine Pflichten als Majoratsherr heiliger dünkten, als die Politik, vorab jener gegen unsere österreichischen und anderen deutschen Brüder, wie sehr ich auch heute für Preußen und ganz Deutschland deren Erfolg als heilsam anerkennen muß. Aber auch in diesem neuen heiligen Kriege zu fehlen —"

„Eberhard! Mann! Vater!" unterbrach ihn die Gräfin, „auch Du wolltest nun in diesen Krieg mitziehen? Dünken Dir unsere zwei Söhne, unsere einzigen, nicht schon genug des Opfers?"

So heftig auch diese Frage klang, so ruhig war die Antwort:

„Ich wußte es im Voraus, theuerste Frau, daß Du über meinen Entschluß auf's Tiefste erschrecken würdest. Und doch, auch ich muß mit fortziehen, denn ich kann nicht anders! Ein allmächtiger Drang —"

„Du mußt, Eberhard? — Welcher Zwang wäre für Dich dazu so allmächtig? Bist Du nicht schon längst außer Dienst,

und wer kann's von Deinem Alter verlangen? Wer denkt nur daran? Niemand, selbst unser König nicht!"

Und mit neuer Ruhe erwiderte der Majoratsherr:

„Siehe, Gabriele, wärest Du, wie hundert andere Frauen mit engem Herzen und kleinem Geist, so müßt' ich wohl daran verzweifeln, diesen allmächtigen Zwang in mir Dir nun klar zu machen. Aber ich weiß von Dir: keinen noch so hohen Gedanken giebt es, zu dem Dein Frauengeist sich nicht aufschwingen, keine noch so tiefe Empfindung, die Dein Herz nicht in sich fassen könnte, und darum weiß ich mit aller Zuversicht, daß Du auch jetzt als meine Frau so groß denken wirst, wie der große Volksgedanke dieses neuen heiligen Krieges."

Und er hielt mit forschendem Blick inne. Jeder Zug in Gabrielens Antlitz war zu ernster Ruhe erstarrt; nur ihre Brust hob sich in schweren Athemzügen.

Erich sah voll Stolz auf den Vater, voll Mitleid auf die Mutter, und jener fuhr fort:

„Und so höre denn, Du meine hochherzige Frau, was so allmächtig mich zwingt, nun gleichfalls mit in diesen Krieg zu ziehen! Die alte kaiser- und königstreue Heerfolge ist es, die ich von meinen Ahnherren ererbt und die auch jetzt mich unwiderstehlich mit fortreißt. Die ganze Nacht habe ich um Deinetwillen durchgekämpft, auch mit unserem Herrgott bin ich zu Rathe gegangen, aber nein, und tausendmal nein! Auch jetzt träg in der Stube hocken zu bleiben, mich wie eine Memme hinter meine dreiundfünfzig Jahre zu verschanzen mit solchem Leib von Eisen: dies unmännliche Opfer kannst und willst Du nicht von mir verlangen! — Wenn ich es Dir dennoch brächte, so hätte ich keine frohe Stunde

mehr im Leben, aufhören würde ich, ein echter Wartenberg zu sein, und erröthend müßte ich jedem unseres Geschlechts ausweichen, wenn Einer mir einst in den Weg treten und mich fragen würde: ‚Wo warst denn Du, Hans Eberhard, während dieses heiligen Krieges, den doch alle Männer Deines Namens mitausfechten halfen?‘ — Gabriele, verstehst Du mich jetzt?“

„Ja, ich verstehe Dich!“ das war ihre ganze, aus tiefstem Herzen heraufgeholte Antwort.

„Ich danke Dir!“ war des Vaters ganzes Lob für ihr patriotisches Verständniß.

Feuchter Glanz in Erich's Augen lohnte es dem Vater und der Mutter.

Kein Wort der Klage kam mehr über ihre Lippen. Von nun an war und blieb sie die deutsche Edelfrau mit dem großen Geist und großen Herzen, wie diese große Zeit, die nun anbrach, es von ihr verlangte. —

War das nun ein Tag voller Arbeit, Sorgen und Maßregeln!

Sogleich nach dem Frühstück berief der Majoratsherr die drei Hauptbeamten seiner Domänenverwaltung auf sein Arbeitszimmer: den Grubendirektor, den Forstmeister und den Oekonomieinspektor, lauter im Wartenbergischen Dienste schon seit Jahrzehnten erprobte Männer.

Nachdem sie eingetreten, ließ er auch die Gräfin rufen. An ihrer Seite stehend, verkündigte er ihnen erst seinen kriegerischen Entschluß, dann sprach er, gegen seine Gemahlin gewendet: „Und hier, meine lieben, treuen Herren, seht und erkennt meine verehrungswürdige Stellvertreterin! Kraft der Vollmacht, die ich ihr hinterlassen werde, übt die Gräfin von

morgen an die Majoratsherrschaft im vollsten Umfange aus und Sie, meinen lieben, alten Direktor Lotze, Sie bestelle ich hiermit zu ihrem Beirath in Allem und Jedem, worin sie Ihrer bedürftig sein wird.

Dann noch Eins: alle meine Bergleute, Holzarbeiter und alles Gutsgesinde seien zu gerechter, menschenfreundlicher Behandlung Ihnen Allen anempfohlen! Morgen früh schon reise ich ab und, wohlgemerkt, incognito, darum sage ich Ihnen schon jetzt Lebewohl. Die Zeit ist zu ernst für Sentimentalität. Ich und meine Söhne, wir wollen draußen im Feld unsere Schuldigkeit thun, Gleiches erwarte ich von Ihnen daheim. Auch das heiße ich: dem Vaterland dienen. Also kurz abgemacht! Hier meinen ehrlichen Handschlag für Sie nebst Ihren Familien! Allen in unserem Dienste meinen gutsherrlichen Gruß und damit Gottbefohlen!"

Ein dreifach ausgetauschter stummer Händedruck, feuchte Mannesaugen, ehrfurchtsvolle Verbeugungen — und dieser erste Abschied war vorüber.

Als der Majoratsherr mit der Gräfin dann noch allein im Zimmer zurückgeblieben, sagte er zu ihr:

„Ich unterlasse es, Dir irgend welche besonderen Instruktionen vorzuschreiben, denn, thäte ich das, so käme ich mir so albern vor, wie der Landwirth, der im Frühjahr der Sonne ganz genau vorsagen wollte, was sie Alles in Feld und Wald zu bescheinen hätte, damit ja kein Halm und kein Blatt von ihr vergessen würde. — Ja, Du meine theuerste Frau, Du wirst meine durchaus kluge, liebreiche Stellvertreterin sein und alle unsere Leute, die Großen wie die Kinder, werden Dich auch in dieser Zeit, wie schon bisher, ihre ‚Schloßmutter‘ nennen."

„Gewiß!“ betheuerte die Gräfin. „So wie Du und unsere Söhne draußen als ritterliche Edelleute dem Vaterlande helfen, so will ich daheim Trost und Hilfe spenden, und ich weiß ja von Dir, wie gerne Du mir, wie schon immer, alle Mittel zum Wohlthun gewährst.“

„Mit vollen Händen, Gabriele, theile Dein Almosen aus! Du thust es auch in meinem Namen!“ erwiderte der Graf und drückte dabei ihre beiden Hände.

Sturmschnell flog der letzte Tag des Beisammenseins dahin. Wieviel hatten Vater und Sohn noch zu schreiben und zu ordnen, wobei des Ersteren Testament das ernsteste Geschäft gewesen! Und gar die Burgfrau hätte zehn Hände haben mögen, so riesige Arbeit, nur um das Allernöthigste zur Ausrüstung zu besorgen, war von ihr noch zu bewältigen. Die liebe Elsa wollte freilich auch nicht müßig dabei sein, doch in ihrer kindlichen Geschäftigkeit war sie vielmehr verwirrendes Hinderniß, als thatkräftige Stütze.

Die Hand aber, die der Gräfin wirklich mithalf und sich als überaus geschickt erwies, war die Margarethens, und wenn ein Herz auf Erden ihr jetzt wahrhaft wohlgethan, so war es das ihre. Mit solch' klarem, liebreichem Verständniß hatte sie unaufgefordert ihre Stellung als Gouvernante mit der anderen einer Stütze der Hausfrau vertauscht und während all' dieser Arbeit klangen durch ihre Seele die anderen Verse ihres Dankliedes:

„Laß' des Helferamts mich walten,
Daß sie nicht mich träglich halten
Wie ein eignes Kind im Haus!“ —

Der Abschied früh Morgens sollte nicht ohne Noth noch schmerzlicher gemacht werden, als er ohnedem schon war.

Dann wollten Vater und Sohn ganz unbemerkt nach Berlin fahren: Der Eine als Major a. D., um sich dort zur Verfügung zu stellen und womöglich aus besonderer königlicher Gnade zur Reservekavallerie beordert werden; Erich, um sich, seiner Wehrpflicht gemäß, in seinem Garderegiment einzufinden.

Schon den ganzen Tag über hatte dieser im Stillen Margarethens fürsorglichen Fleiß, der mit soviel Ruhe und Anmuth Alles in's Werk setzte, bewundert. Er sprach zwar nie ein lautes Wort des Lobes darüber, aber wenn sich der Beiden Augen zufällig einmal begegneten, so erschraken sie heimlich vor ihren gegenseitigen Blicken. —

Und schon stand der offene Wagen bepackt vor dem Schloßportal. Nichts fehlte mehr. Der Majoratsherr in Uniform mit der Gräfin, Erich mit Elsa an der Hand, traten jetzt aus dem Schloßthorbogen in den Burghof. Kein einziges Wort ward mehr zwischen den Vieren gewechselt, nur die Augen hielten noch stumm-traurige Zwiesprache. Margarethe, die auf der Gräfin Aufforderung gleichfalls mit hinuntergekommen, stand tief zurück im Treppenthurm und schaute, von den Anderen ungesehen, zum Hof hinaus, wo eben das allerletzte Scheiden vor dem Einsteigen sich vollzog. Eine seltsame Scheu hielt sie davon zurück, aus dem Dunkel hervorzutreten.

Jetzt auf einmal, als Alles zwischen den Vieren schon überstanden war, sah die Gräfin um sich, wie wenn sie noch Etwas vergessen hätte, und ihr Blick fiel auf Margarethe im Thürbogen, die sie eben gesucht.

In ihrer Güte rief sie ihr zu: „Kommen Sie doch, Margarethe, der Graf und mein Sohn möchten doch auch Ihnen noch die Hand geben!“

Die Gerufene trat schüchtern hervor. Ein wehmüthiges Lächeln überflog ihr Gesicht und sie näherte sich dem Wagen, wo Vater und Sohn schon einsteigen wollten.

„Pardon, liebes Fräulein,“ sprach der Majorathsherr, sich wieder völlig bezwingend und so freundlich, als führe er jetzt zur Jagd: „fast hätte ich Sie beim Abschiednehmen übersehen.“

Und, die Hand ihr schüttelnd, setzte er hinzu:

„Bleiben Sie der Gräfin und der Comtesse, was Sie ihnen bis jetzt schon geworden sind! Ich werde es Ihnen einst zu danken wissen; Gott befohlen! — Leben Sie wohl!“

„Gott beschütze Sie, gnädiger Herr Graf!“ flüsterte sie. Dann gab ihr auch Erich die Hand und drückte die ihrige ganz leise.

„Gott erhalte Sie meiner Mutter und Schwester!“ sprach er tonlos.

„Und Sie, Herr Graf, Ihrem ganzen Hause!“ war ihre gleich gedämpfte Erwiderung, und sie schlug jetzt die bisher niedergesenkten Augen zu ihm auf.

Er that noch einen letzten, tiefen, nur von ihr bemerkten Blick in den klaren Spiegel ihrer schönen Seele.

Das im Burghofe versammelte Schloßgesinde brach in lautes Weinen aus. Rasch schwangen sich dann die Beiden in den Wagen.

Noch winkende Hände zum allerletzten Abschiedsgruß!

Die drei Frauen standen jetzt da, wie von aller Welt verlassen, und weinten bitterlich.



Zweites Kapitel.

Im Burghof.

Nicht unter dem laubgrünen Hügelkamme, darauf die Grafenburg thronte, lag das Dorf gleichen Namens, das schon seit alten Zeiten die Bergleute, Waldarbeiter und Handwerker der Majoratsherrschaft beherbergte. Nette, reinliche Häuser mit kleinen Nutzgärten gaben Zeugniß von durchaus menschenwürdigen Wohnverhältnissen, und die stattliche Patronatskirche mitten auf einem mit uralten Linden bepflanzten Platz, sowie an dessen vier Seiten Schulhaus und Spital, Konsumverein, Sparkasse und die herrschaftliche Brauerei sorgten gleich gut für alle geistigen wie materiellen Bedürfnisse der Wartenbergischen Gutsangehörigen.

Und nicht nur, daß deren Majoratsherr all' seinen Arbeitern einen guten, lohnenden Verdienst sicherte und ihnen auch noch für Krankheit und Alter in seinem reich dotirten Spital ein Asyl darbot: er hatte sie auch noch die Kunst gelehrt, einen geregelten Sparpfennig zurückzulegen. Auch hielt er selber, gleich seinen Vorfahren, einen sehr bedeutenden Reservefonds bereit, durch Vermächtnisse fortwährend vermehrt,

um selbst in den schwersten Zeiten seine Leute über Wasser halten zu können. Einheimische Bettler und Proletarier waren im ganzen Majoratsgebiet eine unbekannte Menschenklasse.

Dabei hielt Graf Hans Eberhard strengstens auf Ehrbarkeit und Fleiß all' seiner Arbeiter, er selber jedoch ging ihnen mit bestem Beispiel voran. Seine Art, mit ihnen zu verkehren, war kurz angebunden, mitunter kaustisch und auch jähzornig, aber seine Meinung immer gut und ehrlich. Und wenn er sammt seiner ganzen Familie im kunstreich geschnitzten patronatsherrschaftlichen Kirchenstuhle ausnahmslos dem Gottesdienste beiwohnte, mitten unter seinen Beamten, Dienern und Gutsknechten, Bergleuten und Holzhauern, so that er dies des guten Vorbildes wegen, wie nicht minder aus eigenem grundehrlichen Glaubensbedürfniß. Religiöse Heuchelei oder Berechnung waren ihm von jeher gerade so verhaßt, wie alle theologischen und politischen Zänkereien. Ihm galt es vielmehr, sein Christenthum vor Allem an sich selber, an seinem eigenen Hause, sowie an all' seinen Gutsangehörigen, praktisch zu erweisen und zu verwerthen. Drum war ihm auch die Aufrechthaltung der Sonntagsruhe für seine Arbeiterschaft heilige Pflicht, soweit der Grubenbetrieb sie ausführbar machte, auch die Dauer der Arbeitsstunden war eine durchaus richtig bemessene, und überhaupt hätte Niemand dem Majoratsherrn eine Handlung nachsagen können, die mit dem Gebote der Nächstenliebe und Gerechtigkeit nicht im Einklang gestanden wäre. Zu alledem wirkte er auch als Land- und noch mehr als Forstwirth wahrhaft wegweisend und aneifernd bis in die weitesten Kreise der Provinz, und nie verließ er das Erbe seiner Väter während der Winterszeit, um gleich

manch anderm reichen Gutsherrn sich durch die Genüsse der Großstadt für die Stille des Landlebens schadlos zu halten.

So war und wirkte der kerndeutsche Majoratsherr von Wartenberg.

Der Segen jedoch, der nun schon seit einem Vierteljahrhundert von der Schloßfrau, Gräfin Gabriele, ausgegangen, war gewiß nicht minder hoch anzuschlagen. Diese verrichtete vielmehr eine noch geistigere Arbeit, Herz und Sitte all' Derer veredelnd, die sie zur Höhe ihres eigenen Denkens und Fühlens hinangezogen, soweit eben deren Bildungsgrad es möglich machte. Theilweiser Mißerfolg, selbst Undank, hatte sie auf ihren Liebeswegen oder in ihrer Menschenschätzung nie dauernd beirren können.

So war's schon seit ihrer Vermählung, Jahr aus Jahr ein, ihr eine liebe Gewohnheit geworden, jeden Freitag Morgen in's Dorf Wartenberg hinunterzufahren, wo sie immer erst der Schule ihren Besuch abstattete. Alle Kinder freuten sich schon auf diesen Tag, denn die besonders gut im Lernen und Betragen vor der Schloßfrau bestanden, hatten dann auch immer ihre Belohnung von ihr heimzutragen, sei's ein Bild oder Buch, ein Halstuch oder eine Schürze. — So hatte der Lehrer sammt dem Pfarrer, der die Patronatsherrin schon immer am Hausthor respektvoll begrüßte, eine Schulgehilfin zur Seite, wie von gleicher Vornehmheit und gleich großem pädagogischen Einfluß in ganz Schlesien keine mehr gefunden werden mochte. Und sie versah dies Amt mit soviel Ruhe, Einsicht und ungemachter Freundlichkeit, daß alle Schulkinder schon seit Jahrzehnten sie allgemein nur „die Schloßmutter“ nannten, ein Ehrenname, den sie sich hundertfach verdient und bei dem weder servile Schmeichelei noch

versteckte Habsucht der Eltern die Taufpathen waren. Die gemüthvolle Frau verstand eben aus ihrem Herzen heraus die richtige Art, wohlzuthun, ohne sich vordrängende, allzu vornehme Großthuerei, und so hatten die Anderen mit der Zeit für ihre Wohlthaten auch gleichmäßig richtig danken gelernt.

Nach diesem gewohnten Schulbesuche war die Gräfin dann auch regelmäßig im Spitale mit dem Knappenarzt eingekehrt, oft auch im Hause einer Wöchnerin oder in einer Kinderkrankenstube, und überall ließ sie frische Blumen ihrer Barmherzigkeit zurück. Ja, sie war auch sogar der gute Engel, der vor der Hölle der Branntweinpest Wache stand, und manches dieser schon halb verfallene Opfer hatte sie daraus wieder errettet, indem sie statt des Alkoholgiftes gesundes Bier, Kaffee und Thee im herrschaftlichen Wirthshause um billigste Preise verschänken ließ. Ein edler volkswirthschaftlicher Gedanke, den ihr Erich einmal aus Schweden mit heimgebracht und den sie dann auch sogleich im Dorfe Wartenberg zur Geist und Leib erlösenden That umgesetzt.

Bei all' diesem menschfreundlichen Wirken hatte sie von Anfang an der ebenso schöne wie auch fruchtbare Grundgedanke beseelt: alle Männer und Frauen, selbst auch die Kinder des Majoratsgutes, sollten Woche für Woche stets neu an sich inne werden, daß droben das gräfliche Stammschloß und drunten das Dorf nicht nur den gleichen Namen Wartenberg führen, sondern daß sie auch zusammen gehören, wie eine einzige große Familie, in Freud und Leid, in gegenseitiger Gewährung von Auftrag und Arbeit, fürsorgender Liebe und dankbarer Anhänglichkeit.

* * *

Heute jedoch an diesem Freitag gegen Ende Juli 1870 ließ „die Schloßmutter“ ihre Schulkinder unbesucht. Deren Mütter bedurften ihres Zuspruches jetzt viel mehr. Und auch das Spital blieb heute bei Seite; die nur leiblich Kranken hatten's in diesen Tagen ja viel besser, als die traurigen leiblich Gesunden.

Auch im Dorfe Wartenberg waren nun schon alle wehrpflichtigen Männer zu ihren Truppentheilen abgezogen, Söhne, Gatten und Väter. Unter Hurrahrufen, als ging's zu einem fröhlichen Feste, hatten sie noch aus den Eisenbahnwagen ihren in der Einsteigehalle versammelten Familien die letzten Abschiedsgrüße zugewinkt. Als dann aber der Zug fortgebraust, war ein allgemeines Weinen und Jammern unter den Weibern ausgebrochen, so kräftig ihnen auch die älteren Männer, lauter einstige Soldaten, Trost zugesprochen. Und doch waren nur wenige Frauen mit trockenen Augen wieder in ihr halbverwaistes kleines Haus heimgekommen, denn sie dachten jetzt daran, daß auch vor vier Jahren der und jener Wartenberger Mann und Sohn von den böhmischen Schlachtfeldern nicht mehr zurückgekehrt war. Und gar jetzt dieser so jählings ausgebrochene Krieg gegen die Franzosen war ihnen von einem uralten Bergmann und Kriegsveteran als ein so furchtbar blutiger und langwieriger prophezeit worden, daß die geängstigten Frauen und Mütter diesmal auf's Aeußerste bestürzt und verwirrt waren.

Schon gestern Abend hatte die Gräfin von Wartenberg von dieser verzweifelten Stimmung genaue Kenntniß erhalten. Kurt's frühere Amme, die jetzige Frau eines Obersteigers, die schon im Jahre sechsundsechzig einen Sohn bei Königgrätz verloren, und nun auch ihren zweiten hatte hergeben müssen,

war in ihrer Herzensnoth zu ihrer früheren, ihr noch immer sehr zugethanen gräflichen Herrin hinaufgelaufen, um sich bei ihr einen besonderen Trost zu holen. Sie war auch sogleich bei ihr vorgelassen, und diese von der ihr geschilderten allgemeinen Bestürzung der Wartenberger Familien so tief ergriffen worden, daß sie, trotz dem dreifachen eigenen Kriegsopfer, augenblicklich den Entschluß gefaßt, all' ihren armen, wenn auch noch so tief unter ihr stehenden Schicksalsgenossinnen mit ihrem persönlichen Trostspruche zu Hilfe zu kommen. War sie doch bei dieser einen, so rasch durch sie wieder aufgerichteten Frau erst so recht inne geworden, welch' eine tiefgehende geistige Macht ihr Wort auszuüben im Stande sei. Und so wollte sie denn auch in diesem neuen, so durchaus volksthümlichen Kriege mit geistigem Almosen gründlich nachholen, was sie vor vier Jahren versäumt hatte.

Daß die Gräfin dem mehr politischen sechsundsechziger Kriege mit ihrem Herzen fern gestanden und sich nur auf reiche Geldspenden und thätigste Mithilfe bei der Krankenpflege beschränkt, wie war das natürlich und menschlich! Schon dem Majoratsherrn war jener Feldzug Deutscher gegen Deutsche nach seinem Ausdruck „ganz contre coeur" gewesen und höhere politische Rücksichten hatten ihm damals, trotz des siebentägigen Siegeszuges und seines sonst so aufrichtigen preußischen Patriotismus, noch nicht darüber hinweghelfen können. Was aber der Gräfin noch besonders wehe gethan: ihr eigener Schwager, ein sächsischer Reiteroberst, war nebst seinem Sohne gegen alle Wartenberg's mit im Felde gestanden. Und in dieser nur zu erklärlichen Verstimmung hatten die Eltern noch dem Himmel dafür gedankt, daß ihr

Sohn Kurt durch einen schweren Sturz vom Pferde, kurz vor Ausbruch des Krieges, vor der peinlichen Lage bewahrt worden war, am Ende gegen das Reiterregiment seines eigenen mütterlichen Onkels attaquiren zu müssen. Und doch, wie war damals der junge kriegslustige Lieutenant selber auf seinem Krankenlager von dem noch viel herberen Seelenschmerz gemartert worden: nicht unter seinen Kameraden in's Feld mit ausreiten zu dürfen!

Wie ganz anders war aber jetzt die patriotisch gehobene Stimmung der Majoratsherrin trotz ihrer nun dreifachen persönlichen Trauer und Angst um den Mann und die zwei einzigen Söhne!

Schon gestern Abends, kaum daß jene arme Steigersfrau sie verlassen, hatte sie den Privatsekretär des Grafen zum Dorfe hinabgeschickt und alle von dieser Kriegsnoth unmittelbar betroffenen Wartenberger Frauen auf den andern Morgen in den Burghof heraufbescheiden lassen. —

Und schon war dieser heut in der neunten Stunde von einem mehr als fünfzigköpfigen Haufen gefüllt. Eine wahre Auswahl trauriger und sorgenvoller Frauengesichter jedes Alters, vom blühenden strammen Weib bis hinauf zu zwei runzelreichen, mehr als achtzigjährigen Mütterchen, die aus Angst um den Enkelsohn gleichfalls am Stecken mit heraufgehumpelt kamen.

Erst ging noch ein wirres Summen durch den Menschenschwarm. Mit einem Male ward's jetzt todtenstill, denn die Gräfin trat eben in dunkelm Kleid und einen Schleier um's Haar aus dem Schloßportal, eine Trauernde zu gleichen Schicksalsgefährten. Ehrfurchtsvoll schaarten sich hierauf alle Frauen um ihre Majoratsherrin, und Aller Augen

sprachen es aus, mit welchem Vertrauen sie heraufgekommen waren.

Elsa mit Margarethe sah mit trüben Blicken aus einem Thurmfenster auf diese seltsame Burghofscene. Der Privatsekretär mit einer Rolle Papier in der Hand stellte sich respektvollst seitwärts von der nunmehrigen Stellvertreterin seines Herrn.

Noch nie hatte diese vor einer so großen Zuhörerschaft gesprochen, aber auch heute sollte es keine vorher genau überdachte, oder gar, was ihr geradezu unwürdig erschienen wäre, förmlich einstudirte Rede sein. Nur ihr Frauen- und Mutterherz wollte sie nach augenblicklicher Eingebung ausströmen lassen in jener Verständlichkeit, wie sie gerade diesem Zuhörerkreis angepaßt war.

Und jetzt begann sie mit noch etwas befangener Stimme:

„Ich hab' euch zu mir herrufen lassen, ihr lieben Frauen von Wartenberg, weil mein Herz mir sagte, daß ich euch heute hier oben viel nöthiger wäre, als drunten euern Kindern und Kranken. Denn seht, nun sitzen ja wir, die Erwachsenen, in der Schule der Trübsal und unsere eigenen Herzen liegen im Spital der Bedrängniß. Doch glaubt mir: wären nun mein eigener Gemahl, euer guter gnädiger Herr, und auch meine eigenen zwei Söhne jetzt ganz gefahrlos hier oben auf dem Schloß, während drunten im Dorf eure Männer und Söhne mit in den Krieg ziehen mußten — ich hätte mich wahrhaftig nicht getraut, euch jetzt mit Trostworten aufrichten zu helfen. Nun wißt ihr aber: der Graf sammt meinen Söhnen Kurt und Erich sind ja gleichfalls mit fort, und deshalb, nicht wahr, seht ihr gewiß auch ein, daß ich mit solch' dreifachem Opfer wohl ein Recht dazu

habe, euch euer meist nur einfaches tragen zu lehren, und auch tragen zu helfen."

Schon nach diesem Eingang fingen die meisten Frauen zu weinen an, andere hingen mit noch vertrauensvolleren Blicken an ihrer gegen sie so herablassenden Herrin. Diese that jetzt nur einen neuen Athemzug, dann fuhr sie, des Verständnisses ihrer Worte schon jetzt gewiß, muthiger fort:

„Und seht, ihr lieben Frauen, wie jetzt in diesem Kriege hier oben in unserem Schloß und drunten in euerem Dorf gar kein Unterschied gemacht wird, so geschieht's nun auch in allen preußischen und sonstigen deutschen Ländern, und es mag ein Ehemann oder Sohn daheim auch noch so vornehm und reich sein, draußen im Felde hat er in Mühsal und Gefahr, Wunden und Sterben, doch nicht das Allermindeste voraus gegen den daheim auch noch so armen und niedrigstehenden Soldaten. Und nicht wahr, ihr lieben Frauen, das begreift ihr sehr gut: drum ist schon diese ganz allgemeine Gleichheit aller wehrpflichtigen Männer im Krieg ein gewisser Trost für die niedrigeren und ärmern Stände des Volkes und somit auch für euch selber. Das Alles habt ihr indessen schon im Jahre sechsundsechzig erfahren! Für diesen jetzigen Krieg gegen die Franzosen weiß ich aber doch noch einen ganz besonderen, schönen und starken Trost für euch. Und nun merkt wohl auf, wie ich das meine!"

Hatten die Zuhörerinnen schon bei dem Satze von der allgemeinen Wehrpflicht theils gegen die Gräfin, theils sich unter einander verständnißvoll zugenickt, jetzt lag deutlich auf allen Gesichtern die Spannung: was das wohl bei diesem Franzosenkriege für ein so besonderer Trost sein möchte.

Und die Gräfin, diese Neugierde mit Freude gewahrend, begann auch sofort, sie zu befriedigen:

„Ich meine nämlich dieses: Nicht wahr, wenn ich jetzt sage: ‚Krieg‘ und ‚Krieg‘, so lautet dies eine Wort genau so, wie's andere. Und, ihr begreift das wohl: für unsere Männer und Soldaten, die dem Kriegsruf ihres Königs nach ihrer Unterthanen= wie Christenpflicht gehorsam zu folgen haben, muß es auch ganz einerlei sein, in welchen Krieg sie kommandirt werden, denn der König kann und darf das von Gott und Rechtswegen und hat sich nur vor seinem Gewissen und dem Himmel dafür zu verantworten, für welchen Streit er Leib und Leben seiner Soldaten begehrt. Aber seht, ihr Frauen und Mütter, für unser Herz, für unsere Trauer und Angst, wie auch für unsere Ergebung ist es doch nicht auch so gleichgültig, für welche Sache wir unsere Männer und Söhne hergeben, bluten und sterben lassen müssen. Und drum kann ich euch jetzt auch mit wahrhaft stolzer Freude versichern: hat es je noch einen durchaus gerechten, wirklich heiligen Krieg für uns gegeben, so ist es dieser jetzige, den der Franzosenkaiser unserem guten alten König ohne jeden Grund aufgedrungen hat, um Freiheit, Wohlstand und Arbeit sammt allem Handel und Wandel in Preußen, wie im ganzen deutschen Volke, zu verderben. Und glaubt doch ja nicht, daß ich diese Absicht unserer französischen Feinde jetzt übertreibe!“

Athemlose Spannung hielt alle Frauen gefesselt und auf die steinalten Mütterchen nach rechts und links deutend, fuhr die Gräfin erregter fort:

„O nicht wahr, ihr zwei Aeltesten in Wartenberg, ihr, Liese Bentsch, und ihr, Käthe Menzel, ihr erinnert euch noch

jener schrecklichen Franzosenzeit, wie dazumal in unserem Land Städte, Dörfer und Schlösser in Feuer aufgingen, wie alle Arbeit ruhte und welche ungeheuren Kriegsgelder unser Volk zahlen mußte! Ihr Zwei wißt noch davon zu erzählen, wie unsere Häuser ausgeplündert, unsere Männer geknechtet und unsere Frauen sammt Mädchen schmachvoll mißhandelt wurden? Nicht wahr, ihr habt in euren jungen Jahren allen diesen Jammer miterlebt?"

„Ja freilich, gnädigste Frau Gräfin!" rief jetzt die eine; „O du barmherziger Gott! war das eine Zeit!" die andere der zwei mehr als Achtzigjährigen, die sich vor den staunenden Augen der Uebrigen ganz stolz aufgerichtet, weil sie nun von der Majoratsherrin ganz unversehens zu so hochwichtiger Zeugschaft aufgerufen worden waren.

Sogleich sprach auch die Gräfin wieder weiter: „Und so glaubt mir jetzt auch nur! Was dieser erste gottlose Kaiser Napoleon unserem Volk alles für Schmerz und Schmach angethan, das möchte nun auch dieser andere Franzosenkaiser wieder, der auch Napoleon heißt. Nun aber halten alle wehrhaften deutschen Völkerschaften mit Leib und Seele zusammen, um auch diesen höllischen Plan unseres Erbfeindes zu Schanden zu machen, wie schon damals bei der großen Leipziger Völkerschlacht. Die ganze deutsche Kriegsmacht aus Preußen und aus Bayern, Sachsen und Württemberg, sammt all' den anderen deutschen Ländern, sie zieht jetzt aus unter ihrem obersten Kriegsherrn, unserem glorreichen, dreiundsiebzigjährigen König. Und der Höchste hilft dem Niedrigsten, der Edelmann dem Bauer und Handwerker, und der Reichste dem Aermsten, und ohne Unterschied, von unserem König bis herunter zum gemeinen Soldaten aus

dem niedrigsten Haus, alle deutschen Völker miteinander, sie Alle haben jetzt nur den einzigen opfermuthigen Entschluß: in heiliger Nothwehr Leib und Leben hinzugeben für die Errettung unseres so schwer bedrohten deutschen Vaterlandes!"

Nur einen Augenblick hielt sie inne und hielt auf allen hocherregten Gesichtern prüfende Umschau. O wie Alle, Alle sie gar wohl verstanden! Und mit noch immer steigender Begeisterung fuhr sie fort:

„Vaterland! O begreift ihr wohl, was dieses große Wort bedeutet? — Nicht unser Schlesien allein ist es, und auch nicht unser ganzes Preußen allein! — Nein — dieser heilige Krieg ist für unser großes, deutsches Vaterland, von dem wir Schlesier hier nur ein ganz kleiner Theil sind! — Und wißt ihr wohl, daß auch wir Frauen und Mütter daheim für dieses Vaterland unseren Lieben draußen mitkämpfen und, so Gott will, auch mitsiegen helfen? Ich seh's an euern Blicken, daß ihr mich darum fragt: wie wir das können? Ei, so versteht mich doch! — Was an unseren streitenden Söhnen Gutes und Tüchtiges ist, wer hat es denn zu allererst in ihnen gepflegt, wer anders, als wir, ihre Mütter? Wer anders hat sie zuerst Gebet und Gottesfurcht, Zucht und Gehorsam gelehrt? Sind wir Mütter drum nicht auch ihre Mitkämpferinnen in diesem heiligen Krieg? Und wenn ein Brief der Frau oder Mutter den todmüden Soldaten nach dem Marsch wieder frisch und froh macht, dem einen seinen Wundenschmerz auf dem Krankenlager erleichtert und dem anderen noch seine Sterbestunde versüßt — o sagt, helfen dann nicht auch wir Frauen und Mütter damit dem ganzen Vaterland, wenn auch nicht mit dem Leib, so doch mit dem Herzen?

Haben nicht wir selbst dann auch noch die Waffe des Gebets für unsere bedrohten Lieben? — Und drum sagt: ist das Alles nicht ein ganz besonderer, schöner und starker Trost für uns Frauen während dieses Krieges für unser Aller engeres, wie weiteres deutsches Vaterland?“

Das immer allgemeiner werdende Schluchzen der Frauen, die ihre dankbare Rührung nicht anders kundgeben konnten, hatte zuletzt auch die Stimme der Gräfin erzittern machen und auch über ihr edles Gesicht rannen jetzt unaufhaltsame Thränen.

Elsa und Margarethe waren vom Fenster droben verschwunden. Sie mußten sich unbeachtet ausweinen.

Doch schnell faßte sich die Gräfin wieder und sprach mit fester Stimme:

„Dieser Trost in Worten, meine liebe Frauen, war für euer bekümmertes Herz. Ich hab' aber noch einen anderen Trost bereit für eure leibliche Noth.“

Zu dem Sekretär sich wendend, sprach sie dann: „Bitte, lesen Sie nun meine Verfügung vor, die ich kraft meiner Vollmacht und im Namen meines gütigen Gemahls getroffen habe! Und ihr, guten Leute, merket wohl auf!“

Der gräfliche Privatsekretär, ein Mann in mittleren Jahren mit wohlwollendem Gesicht, trat nun vor und entrollte das Papier in seiner Hand. Die Majoratsherrin selber zog sich, wie nach vollendeter Arbeit, ganz nahe zum Schloßportale zurück.

Und nun entströmte dem Munde des Vorlesenden eine reiche Fülle hochherziger materieller Fürsorge für die ihrer Ernährer beraubten Familien, für die Wartenberger Soldaten im Feld und auch für die später in das Spital hierher zu-

rückzubringenden Verwundeten — lauter Liebesspenden aus dem nun eröffneten Reservefonds für die Kriegsnoth. Und die anfangs in tiefster Andacht zuhörenden Frauen, wie nur der Schlußsatz zu Ende war, ließen sich jetzt nicht mehr halten und eine wetteiferte sich vordrängend mit der anderen, die Hände ihrer größten Wohlthäterin auf Erden mit Küssen und Thränen zu benetzen.

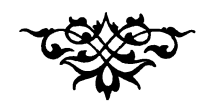
Sie aber wehrte schon nach einigen Sekunden die allzu stürmischen Dankbezeugungen von sich ab und sprach:

„Beruhigt euch, meine guten Frauen! Was ich für euch und die Eurigen in dieser schweren Zeit zu thun beschlossen habe, ist in meinem besondern Verhältniß zu euch Wartenbergern und vor Gott und der Welt meine Pflicht und Schuldigkeit. Hab' ich euch dadurch auch noch Trost und Muth verschafft, dann vergrößert dies Bewußtsein die Kraft und Erhebung meiner eigenen Seele und ich trage schon jetzt und in Zukunft den reichsten Dank in mir selber. Wisset aber auch noch, ihr lieben Frauen! In ganz Preußen und im übrigen Deutschland wird es von nun an von der höchsten königlichen Frau bis herunter zur letzten bürgerlichen nur ein einziges riesengroßes Werk weiblicher Barmherzigkeit werden! — Und jetzt geht ruhig und vertrauensvoll wieder an eure Arbeit, die euer bester Schutz sein wird vor neuem, zu traurigem Verzagen! Ich werde schon recht oft bei euch nachsehen, ob und wo ich euch sonst noch helfen kann. Und so lebt für heute wohl! — Vertraut auf den barmherzigen Gott und seid standhaft im Gebet! — Guten Morgen!“

Mit liebevoller Handbewegung und gleichem Kopfnicken

entließ sie die Frauenschaar, die sich dann in aller Ruhe langsam aus dem Burghofe verlor.

Sie selber trat in das Schloßportal, wo Elsa ihrer schon ungeduldig harrte, und ihr dann vor Stolz und Rührung heftig weinend an's Mutterherz sank, während Margarethe voll tiefster Ehrfucht die edle Hand ihrer Herrin an die Lippen drückte.



Drittes Kapitel.

Eine Heimkehr.

Ganz unerwartet rasch folgten sich nun die glorreichen Siege von Weißenburg, Spichern und Wörth, und da weder der Majoratsherr noch Kurt und Erich oder sonst ein Wartenberger Soldat bei den dabei betheiligten Truppen im Felde waren, so durfte der Jubel darüber auch droben im Schlosse, wie drunten im Dorf, ohne jeden Mißton voll ausklingen. Zudem beruhigten auch alle bisherigen Briefe über das Befinden und den frohen Muth jener drei edlen Ritter. Und nach der gewaltigen Sedanschlacht ließ die Burgherrin nicht nur in allen Patronatskirchen beiderlei Konfessionen einen Dankgottesdienst halten, nicht nur ein Knappenfackelzug verherrlichte diesen unerhörten Sieg, und riesige Banner wallten von den Schloßthürmen nieder: sogar die ganze Wartenberger Bevölkerung war auf dem Lindenplatze von der Schloßmutter bewirthet und jedes Kind noch besonders von ihr beschenkt worden. Auch in deren kleinen Herzen sollte die Vaterlandsliebe schon jetzt geweckt werden. Und so schien alle Angst schon eingewiegt durch die stolzesten Triumphlieder, die das

deutsche Ohr seit der Leipziger Völkerschlacht nicht mehr mit solch' ungetrübtem Vollklange zu hören bekommen hatte.

Allzubald jedoch hinkten dieser berauschenden Siegesnachricht die traurigen Boten ernüchternd nach. Auch drei Wartenbergische brave, junge Männer lagen unter den Todten auf dem Sedaner Schlachtfelde; vier andere schwer verwundet im Spital.

Und auch im Schlosse kehrte als düsterer Gast die Nachricht ein, daß Graf Erich an einer Beinschußwunde darniederliege, gottlob aber ohne Knochenverletzung, daß er jedoch trotzdem nicht wohl vor vier Wochen in die Heimath transportirt werden könnte.

Wie flogen jetzt Telegramme und Briefe hin und wieder zwischen Mutter und Sohn, Mann und Frau! — Die Gräfin wollte durchaus an Erich's Krankenlager eilen, der Graf aber bat sie dringend, zu bleiben, da die Fahrt jetzt viel zu gefährlich und Erich im Spitale draußen vortrefflich, wie alle Andern, aufgehoben sei. So fügte sie sich einsichtsvoll dem Willen ihres Gemahls, und fand Ersatz und Trost in der Pflege mehrerer Wartenberger Soldaten, die schon früher als nur leichtverwundet in ihr heimathliches Krankenhaus transportirt worden waren.

Endlich nach langem sechswöchentlichen Harren kam an einem unfreundlichen Oktobermorgen die telegraphische Botschaft von Erich's noch heut Abend erfolgender Ankunft ihm vorausgeflogen.

Wie da plötzlich in alle Herzen auf Schloß Wartenberg die wärmste Sonne schien! Und die Lerchen jubelten darin, wie mitten im Frühjahr.

O wäre dieser Tag des sehnsüchtigen Wartens doch nur

schon vorüber! Aber nein! Wie viel Arbeit giebt's noch vorher zu besorgen! Erich's Zimmer muß erst mit Tannenreisern außen bekränzt und innen mit Blumen ausgeschmückt werden. Das Treibhaus birgt ja deren eine ganze Fülle. Und auch nach Wartenberg wollte die Gräfin heute hinunter, um so Manches zu besorgen und nachzusehen. Gewiß aber nicht deshalb, um dort die Ankunft ihres Sohnes zu verkünden und dadurch allenfalls diese guten Leute zu festlichem Empfang auf dem Bahnhofe zu veranlassen. — Drum nur ja jetzt kein Aufsehen machen, das den Verwundeten auch nur zu leicht angreifen könnte, wenn auch nur vor Freude!

Ach, wenn sie Erich nur wieder glücklich daheim hat und er recht bald wieder gehen kann! Dann wird's ja ohnehin Tag für Tag ein neues stilles Dankfest werden und . . . ach, ihr Aeltester ist ja noch draußen, wenn auch bis jetzt noch heil und gesund; aber, Gott weiß es, kann's nicht jeden Tag mit ihm anders, vielleicht noch schlimmer gehen, als mit seinem Bruder?

Doch wozu solche trübe Gedanken in eine mögliche Zukunft? Freuen wir uns doch lieber auf den heutigen glücklichen Abend, aber still, dankbar und in Demuth! Nur keinen lauten Freudenlärm! — Er möchte später allzuleicht in Thränen und Wehklagen sich verwandeln. Der Himmel verhüt' es!

In solchen Gedanken ging die Gräfin jetzt auf und nieder in ihrem Wohnzimmer, dann ließ sie den Gärtner rufen, bestellte die Kränze und Blumen, ordnete später auch Erich's Zimmer und doch, wie furchtbar lange ward ihr Stunde um Stunde, während sie sonst gern jeden Tag verdoppelt hätte! Und wieder schnitt sie Bandagen zurecht, nähte daran und

sah die Rechnungen durch für ihre Sendungen nach dem Schlachtfelde. Und doch dies Warten, dies aufregende Warten!

Elsa und Margarethe hatten gleichfalls vollauf zu thun, denn die Blumenkränze für Erich's Zimmer wollte die Schwester durchaus selber binden. Nur an den Tannenreisgewinden zum Thürschmuck durfte die Andere mithelfen.

Bevor Margarethe aber nur daran angefangen, war sie verstohlen zum Bergamthause hinüber gehuscht. Was sie damit nur gewollt hat?

Und „Gott sei Dank!" seufzten nun alle Drei wie erlöst auf, da die große Schloßuhr fünfmal durch die Halle dröhnte. Nun war diese so heiß ersehnte Stunde ja doch gekommen, wie schon vor ihr so viele tausend andere.

Aller Zimmerschmuck war in Ordnung. Der Wagen stand vor'm Schloßportal und noch ein zweiter dabei für Erich, der größte und bequemste der ganzen Remise. Die Gräfin mit Elsa, Beide schon in pelzverbrämten Kleidern, sammt dem Knappenarzte stiegen ein. Ein großer, prächtiger Strauß lag auf der Schwester Schooß. Die letzten, immer gleich guten Feldpostbriefe von Vater und Kurt barg das Kleid der Mutter, und so war Nichts, gar Nichts vergessen. Nur eine Einzige fehlte, die diesen Beiden doch so nahe stand: Margarethe.

Es hätte den lieben Verwundeten doch ein wenig gefreut, wäre auch sie sogleich bei seiner Ankunft zugegen gewesen. Hatte er doch, selbst in seinen flüchtigsten Briefen, auch einen Gruß an sie niemals vergessen! — Und doch fuhr sie jetzt nicht mit? — War sie von der Gräfin gar nicht dazu eingeladen worden?

O gewiß, und recht herzlich, aber sie hatte diese Einladung abgelehnt mit dem Bemerken, daß die erste Freude dieses Wiedersehens doch nur der Mutter und Schwester gebühre, nicht auch ihr, der Fremden. Und die Gräfin freute sich über diese Antwort, in welcher Margarethe auch jetzt wieder mit so feinen Linien ihre Stellung im Hause begrenzte. Es ward ihr aber nicht weiter zugeredet, wenn ihr auch ihre Herrin den Ausdruck „Fremde“ scherzhaft liebevoll verwiesen hatte.

Schon standen jetzt Mutter und Schwester mit dem Doktor und zwei Dienern in der Bahnhofhalle. Kohlenfeuer in erhöhten Eisenbecken durchleuchteten gespenstig das schon hereinbrechende Düster des heute so unwirthlichen Oktoberabends. Aber welch dunkler Menschenhaufen kommt dort gegen die Halle herangezogen? Und trägt nicht Einer davon eine Fahne voraus? Sollte das gar die Wartenbergische Knappenschaft sein? Ja richtig, schon sind sie dort mit der Musik aufgestellt in der grellen Beleuchtung. Und der Alte, mit seiner gebückten Frau im Arm, der dem sich jetzt bewegenden Zuge vorangeht, ist das nicht der Direktor? O diese alten treuen Hausfreunde! Wie rührend, daß sie Beide an einem solchen kalten Herbstabend bis hier herunter gekommen! Woher sie nur die Ankunft Erich's wissen konnten? mußte die Gräfin immer bei sich denken. Und doch, um wie viel lieber waren ihr jetzt diese freiwilligen Vorbereitungen zum Empfang ihres Sohnes, den sie nur aus Bescheidenheit ohne Sang und Klang mit Elsa hatte hinaufgeleiten wollen!

Und horch, jetzt kommt auch schon der Zug herangebraust, wie ein Höllenthier mit zwei feurigen Augen, und er führt doch ein ganzes Stück Wartenbergischen Himmel mit sich

heran. Wie das Mutterherz ihr jetzt pochte! Wie wird der wunde Sohn aussehen? Vor lauter Ungeduld hin und hertrippelnd hätte Elsa am liebsten mit ihrer schwachen Hand den Zug zum Stehen gebracht. — Jetzt fährt er langsam in die Halle und „Heil dir im Siegerkranz“ spielt die Knappenmusik in feierlichen Tönen. Die Maschine steht still. Der Schaffner öffnet den Wagenschlag. In banger Sehnsucht treten Mutter und Schwester hinzu, um nach dem Sohn und Bruder zu schauen!

Und siehe, da lag der junge Held weit ausgestreckt im Coupé; doch ach, wie bleich sein Antlitz, wie matt sein Auge, und doch noch kräftig genug, um mit zu lächeln zum ersten Willkommgruß seiner Lieben. — Nach der Mutter streckte er jetzt die Hand aus, die sie an ihre Lippen drückte, dann reichte er sie auch der neugierigen Elsa, die sich bis auf das Trittbrett hinaufgeschwungen; und nun stieg auch der Knappenarzt zu ihm hinauf.

Mit der gewandten Hilfe zweier mitgebrachter militärischer Krankenpfleger ward der Verwundete langsam heraus- und heruntergehoben und dann wieder ausgestreckt auf die Tragbahre gelegt, die schon auf dieser langen Eisenbahnfahrt sein Ruhebett gewesen. Warme Decken und darüber noch ein Pantherfell wurden von den Dienern über ihren jungen Herrn ausgebreitet, und wie ein wunder Königssohn aus einem anderen Lande lag er nun da mit zur Hälfte aufgerichtetem Leib, an dessen freier Brust das Eiserne Kreuz befestigt war. Noch im Spitale hatte es ihm sein Kommandeur angeheftet. Jetzt durften auch Mutter und Tochter ihn vorsichtig umarmen und küssen. Zugleich beglückwünschten sie ihn mit freudigem Stolz zur erworbenen Heldenzierde.

Aber welch' ein Lärm erhob sich plötzlich, da eben die Thür des Wartesaales aufflog und ein Haufe von Männern, Weibern und selbst Kindern daraus hervorstürmte! — Auch der Pfarrer, der Lehrer und der Ortsvorsteher waren dabei, und auf einen gebietenden Wink des Ersteren ward's nun auf einmal ganz still in der den Grafensohn umstehenden Volksmenge!

Und heran trat jetzt in schneeweißem Vollbart der dreiundachtzigjährige Kriegsveteran Konrad Müller mit dem gleichen Eisernen Kreuz von Anno dreizehn an seiner zerschlissenen Uniform, und trotz seines hohen Alters rief er noch mit wahrer Stentorstimme: „Zur glorreichen Heimkehr unseres ritterlichen Herrn Grafen Erich, Hurrah, Hurrah und dreimal Hurrah!“

Hei, wie das in den Nachthimmel hinausdröhnte! Und die Knappenmusikanten fielen a tempo mächtig ein mit dem neuen deutschen Kriegslied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall.“ — Der Fahnenträger schwenkte dazu das Knappenbanner.

„O Dank, tausendfachen, herzlichen Dank, Ihr guten treuen Wartenberger, das werde ich euch nie und nimmer vergessen,“ rief jetzt Erich tief gerührt und streckte Allen die Hände entgegen.

„Ach wären nur auch jetzt der liebe Vater und Kurt dabei,“ sagte die vor Dank für Erich und vor Angst um jene zwei Anderen in Thränen ganz aufgelöste Mutter.

„Ja, und auch meine liebe Margarethe!“ schmollte Elsa. „Wie garstig, daß sie nicht auch mit heruntergefahren ist!“

Schon war die Gräfin ängstlich geworden, daß die kalte Nachtluft Erich schaden könnte. Die Krankenpfleger traten

auf ihren Wink zur Tragbahre heran. Da drängte sich die Frau Schullehrerin, ihr sechsjähriges, festlich gekleidetes Mädchen an der Hand, mit resolutem Ruck durch die Menge bis dicht zum Verwundeten hin. Zugleich schob sich der Herr Pfarrer wichtigthuend mit kräftigen Ellenbogen den Beiden nach, sich neben die Kleine postirend. Das couragirte Aennchen hielt einen Blumenstrauß gegen den Grafen hin und fing an so laut zu deklamiren, daß es auch die Entferntesten hören konnten:

„Heil Dir, Herr Graf und Held dazu!
Ruf' ich aus Kinderherzensgrund;
Nun pfleg' daheim der Liebesruh',
Und mache Gott Dich bald gesund!
Den Strauß hier giebt Dir zwar ein Kind,
Doch von den Müttern ist's gemeint;
Der Thau dran ihre Thränen sind,
Die sie voll Dank darauf geweint."

Das Alles ging wie am Schnürchen, wenn freilich auch die Stimme der Kleinen, die in ihrem dünnen Sommerkleide sichtlich fror, etwas zitterte, und der Herr Pfarrer sein Souffleuramt ein wenig zu indiskret laut versah, wodurch er sich, gewiß ohne Absicht, als den stämmigen Poeten dieses kindlichen Festgedichtes verrieth.

Und wieder sprach Erich seinen freudigsten Dank aus und legte den ihm von Aennchen überreichten Strauß auf das Pantherfell, während die Kleine knixend seine bleiche Hand küßte.

„Ach, ihr lieben guten Leute," sprach jetzt die Gräfin zu Allen gewendet. „Was habt ihr euch doch viele Mühe gemacht, aber mir und meinem Sohn auch unendliche

Freude! — Schon morgen werde ich dem Grafen alles berichten, und wie wird auch er sich freuen über euere treue Anhänglichkeit!"

Dem alten Direktor Lotze und seiner Frau drückte sie jetzt die Hände, dankte durch ihn der ganzen Knappenschaft sammt den Musikanten, und ließ Alle für morgen Abend ins herrschaftliche Wirthshaus zu Gaste laden. Auch bei der Frau Lehrerin vergaß sie nicht die Bitte, ihr Aennchen morgen Nachmittag in's Schloß zu bringen, um sie dort noch besonders beschenken zu können.

Zuletzt scherzte sie auch noch mit dem Pfarrer: „Ei, ei, Herr Pfarrer, ich wußte gar nicht, daß Sie auch Verse machen! Und wie sinnig waren sie! Herzlichen Dank dafür!"

Der Herr Pfarrer lehnte auch die Autorschaft durchaus nicht ab und schmunzelte nur leise, ganz stolz auf sein poetisches Genie, das bisher Jedermann verborgen gewesen. Zuletzt drängte es ihn, im Namen der ganzen Gemeinde eine Ansprache an die gnädigste Frau Majoratsherrin zu halten, und in getragenem Kanzeltone ließ er sich vernehmen:

„Mögen Euer Hochgräfliche Gnaden nur huldvollst fürlieb nehmen mit unserem einfachen, aber gewiß von Herzen gut gemeinten Empfang des Herrn Grafen Erich! Es ist ja dies nur wie ein Heller Abzahlung gegen tausend Thaler, die wir Ihnen und dem gnädigsten Herrn Grafen schon längstens schuldig geworden."

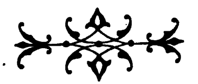
Mit seiner vollen Autorität sprach er dann gegen die Menge gewendet: „Nun geht Alle ruhig nach Hause! Dem Herrn Grafen Erich aber wollen wir noch eine recht ruhige Nacht wünschen, und der ganzen hochgräflichen Familie, daß

sie der barmherzige Gott vor jedem ferneren Leid in diesen so schweren Zeiten bewahren möge."

Nochmals dankte die Gräfin, der Pfarrer verbeugte sich respektvollst vor ihr, und lautlos wichen nun Alle von der Halle in den Wartesaal zurück. Graf Erich ward sorgfältig in den Wagen gehoben. Schritt für Schritt ging es dann vorwärts. Nur der Doktor saß bei ihm nebst einem Krankenpfleger.

Die Gräfin und Elsa fuhren eilig voraus. Und zum letzten Male hub die Knappenmusik nun an, ihren Nachtgruß aufzuspielen.

Diesmal war es die stürmische Weise aus der Zeit des ersten heiligen Kriegs von „Lützow's wilder, verwegener Jagd".





Viertes Kapitel.

Heimliche Liebe.

So ungastlich das gestrige Wetter gewesen, bei dem Erich wieder ins Vaterhaus heimgekehrt: ein so klarer Spätherbsthimmel umblaute heute Morgen die Giebel und Zinnen von Schloß Wartenberg. Selbst die große Balkonthür des Wohnzimmers konnte weit offen bleiben, so mild wehte die Luft herein. Und wie wohl that sie dem Verwundeten nach jener anderen, feuchtkalten der viertägigen Heimfahrt!

Er hatte sich schon nach dem Frühstück aus seinem Schlafzimmer in diese geräumige Stube herübertragen lassen und mächtig lockte ihn auch der hier stehende große Flügel hierher, seit er gestern spät Abends noch vorm Einschlafen gehört, wie wunderbar schön Margarethe darauf zu spielen verstand. Nicht eingelernt nach gedruckten Noten, nein, nach der Eingebung eigener Phantasie, wobei das Spiel oft geheimnißvoll erklingt, wie das Ausströmen der eigenen Seele. Unwillkürlich hatte Erich dabei wieder an das Bild der heiligen Cäcilie mit den schwebenden singenden Engeln denken

müssen, der, wie ihm Elsa einmal vorgeschwärmt, Margarethe während ihres Spieles so ähnlich sähe.

So lag nun der junge wunde Held auf seinem Ruhebett, und ein Sonnenstrahl streifte sein Gesicht, dessen Blässe dadurch erst recht zu Tage trat. Die Mutter, die bisher bei ihm gesessen, alles Erdenkliche ihm erzählt, und auch soviel ihn ausgefragt, als sein Zustand es vertrug, war eben hinausgegangen, um einen Boten nach dem Dorfe mit ihren Aufträgen zu versehen. Er nahm von dem kleinen Tisch, der neben seinem Ruhebette stand, ein wissenschaftliches Buch zur Hand und wollte darin lesen, aber es ging noch nicht. Drum legte er es wieder weg und vertiefte sein geistiges Auge in ein anderes, das zwar nicht mit Buchstaben bedruckt war, darin aber dennoch ein Lied aufgeschrieben stand von so wunderbarer Zartheit und Inbrunst, wie sie kein Dichter beschreiben kann, so wenig, als wie den Glanz und Duft einer Rose oder ein Nachtigallenlied in sternheller Sommernacht.

Und dieses Buch war sein dreiundzwanzigjähriges Herz.

Nicht ganz unerfahren war Graf Erich im Umgang mit Frauen. Comtessen und Baronessen waren hier auf Schloß Wartenberg von der Knospe bis zur schon welkenden Blume an seinem Auge vorübergezogen, und erst auf den Berliner Hofbällen hatte er als Reserveoffizier der Garde vollauf Gelegenheit gehabt, alle möglichen Exemplare jungfräulicher Blumenzucht, sowohl aus den großstädtischen wie ländlichen Treibhäusern, auf Duft und Schimmer prüfen zu können. Aber auch die geistvollste höfische Dame, wie das gesundest blühende Edelfräulein vom Lande, hatten seine Gedanken nicht um einen Schritt abwendig machen können vom weltumfassenden Hofe jener erhabenen Königin, der sein Geist

von jeher gehuldigt: der Wissenschaft. Zudem fühlte er sich auch stets nur als den Zweitgeborenen seines Hauses, und deshalb auch gesellschaftlich etwas im Schatten stehend, wenn auch gar mancher lieb= und ehebedürftigen Comtesse das Licht seines finanziellen Daseins lange hell genug erschienen wäre, um sich ein mit ihm gemeinsames Heim davon erleuchten und erwärmen zu lassen.

In Erich's Herzen war bisher nur eine einzige Frau zu höchst obenan gestanden, an Seelenadel und Herzensgüte alle anderen thurmhoch überragend: das war seine eigene Mutter.

Jetzt war noch eine zweite hinzugekommen, die nach seiner Empfindung alle Anlagen besaß, um einst der Mutter ebenbürtig zu werden: das war Margarethe.

Noch stand ihr ideales Bild vor seinem geistigen Blick unverkümmert da, wie er's beim Auszug in den Krieg von hier mitfortgenommen. Auch aus allen Todesschrecken hatte er's gleich rein wieder heimgetragen, und das Klavierspiel von gestern Nacht half zu dessen Verklärung nur noch mit.

Und war auch bei seiner abendlichen Ankunft keine einzige Frage nach der fehlenden Margarethe seinen Lippen entschlüpft, sein suchendes Auge fragte genug nach ihr, wenn's in der Dämmerung auch Niemand merkte, und dunkel ahnte er, warum sie wohl ferngeblieben war. So junge heimliche Liebe hat einen gar feinen Sinn für's Verborgene, wie sie auch argwöhnisch ist: sie könnte durch das leiseste Wort sich verrathen.

Und als man ihn dann droben im Schlosse sogleich in sein Zimmer getragen, ohne zuvor auch von ihr begrüßt zu werden, da hatte er wieder geschwiegen trotz aller Sehnsucht

nach einem Blick in ihre schönen Augen, nach einem leisen Druck ihrer Hand. Auf alles oberflächliche Reden hätte er ja gern verzichtet. Und nun durfte er noch vorm Einschlafen sie zu sich sprechen hören, wie einen Geist zum anderen, und in so wunderbaren Tönen, wie sie die Menschensprache nicht kennt.

Als dieses Duftgebild seiner Sehnsucht stand sie auch jetzt vor seinem Krankenlager, wie schon früher in seinen Fieberphantasien im fernen Spital. Sie sah ihn an mit ihren, trotz Wunden und Tod ihm unvergeßlichen Augen; wie eine Geisterhand spürte er die ihrige sich ihm auf die heiße Stirne legen, und ihre ganze Seele war Musik geworden, ihn umsingend mit dem wortlosen Gruße des Wiedersehens.

Wie er nur so phantastisch schwärmen konnte, der sonst so ernste Jünger der Wissenschaft, der sich nun auch auf dem Schlachtfeld als todesmuthiger Mann erwiesen! Aber sein junges Herz lag nun einmal im Banne jener uralten und doch ewig geheimnißvollen seelischen Gewalt, gegen die aller Verstand machtlos ist, und die das Menschenherz oft jählings überkommt, um es dann niemehr loszulassen.

Ganz unerwartet trat nun die Gräfin mit Elsa und Margarethe in die Wohnstube, und wie aus einem Traum erweckt, erschrak er bei dem allerersten Wiedersehen der Letzteren so freudig, daß er aller Kraft bedurfte, sein Gesicht zu unbefangenem Ausdruck zu zwingen. Die Mutter nahm nun Margarethe, der es innerlich wohl nicht anders erging, bei der Hand und, sie zu ihm führend, sagte sie im leichtesten Tone:

„Fräulein Margarethe hat Dich ja noch gar nicht begrüßt, lieber Erich! Es ist wirklich Zeit, daß sie es endlich thut.“

Er gab Margarethe lächelnd die Hand und bemühte sich, in gleich harmlosem Tone zu ihr zu sagen:

„Ja, meine Mutter hat ganz recht. Sie haben sich lange nicht sehen lassen, liebes Fräulein! Und es war doch gestern Abend bei meiner Ankunft so schön. Wie schade, daß Sie nicht dabei gewesen!“

„Es gab hier oben noch soviel zu thun, Herr Graf,“ erwiderte Margarethe mit halbgesenktem Blick. „Doch Gottlob, daß Sie jetzt wieder hier sind und sich recht gut pflegen und ausruhen können nach soviel Strapazen und Schmerzen!“

Und nun gings ihm schon viel leichter mit seiner Antwort:

„Es war gar nicht so arg, liebes Fräulein! Die Strapazen erhalten überhaupt frisch und gesund und Schmerzen haben viele meiner Kameraden noch zehnmal mehr erlitten. Ach, andere spüren in ihrem Grabe gar keine mehr, drum darf ich mich wahrhaftig nicht beklagen. Ja, wäre mir's auch in die Knochen gegangen! aber so — bah, das heilt schon bald wieder und hier bin ich ja prächtig versorgt, da kann man's schon aushalten. Nicht wahr, liebe Mutter?“

„Wenn nur auch die Geduld bei Dir aushalten wird, lieber Erich!“ meinte die Gräfin. „Ein paar Wochen wirst Du sie schon nöthig haben!“

„Nun, weißt Du, Mamachen,“ scherzte Erich, „erstens hab' ich die Kunst der Geduld schon gründlich erlernt im Spital, und für hier daheim, da kenn' ich ein sehr probates Mittel dafür, daß die Geduld mir niemals untreu werde. Da müßt ihr lieben drei Genien eben ein wenig mithelfen! Du, beste Mutter mit Deinem herzlichen Wort, Elschen mit ihrem Humor und Fräulein Margarethe mit ihrem Klavierspiel! Und Du wirst sehen: dann hält auch die Geduld bei mir

ganz herrlich aus, bis ich, völlig geheilt, sie wieder in Gnaden entlassen darf."

„O daß Du nur wieder so scherzen kannst, Du lieber, guter Sohn!" sagte die Mutter und drückte ihm einen Kuß auf die bleiche Stirne. „Ja gewiß, auf uns drei gute Hausgeister kannst Du mitsammt Deiner Geduld Dich verlassen!"

Dann wieder klagte sie, wie von einer augenblicklichen trüben Ahnung ergriffen: „Ach, hätte ich Deinen Bruder nur auch schon so vor mir daliegen, wie dankbar wäre ich dem lieben Gott dafür, wenn er auch bei diesem kein schwereres Opfer von mir verlangen würde! — Für den lieben Vater bangt mir viel weniger, aber für Kurt — Kurt — ich weiß selbst nicht recht, warum?" —

„Geh' doch, Mütterchen!" fiel Erich tröstend ein, „das möcht' ich dem lieben Kurt gar nicht wünschen, daß auch er mit zerschossenem Bein hier neben mir liegen sollte. Nein, warte nur! Der wird gar bald auf zwei ganz gesunden Füßen vor Dir stehen. Ist er doch in allen diesen großen Schlachten unversehrt geblieben, so wird gewiß auch ferner sein Glückstern über ihm walten. Und wie lange dauert denn überhaupt noch dieser ganze Krieg, nachdem Napoleon auf Wilhelmshöhe gefangen sitzt und fast sein ganzes Heer in unseren Festungen? Laß nur noch Straßburg und Metz kapituliren — dann ist Alles, Alles vorüber!"

„Gebe es Gott, mein Sohn, daß Du richtig prophezeit!" sagte die Gräfin mit ungemindertem Ernst.

Da trat der alte Kammerdiener Stephan herein, meldete, daß die Frau Schullehrerin mit ihrem Mädchen gekommen sei, und bat um Bescheid.

„Gott sei Dank! Eine kleine Zerstreuung! — Ich komme sogleich mit, lieber Stephan! — Weißt Du, Erich, 's ist die kleine Deklamatrice von gestern Abend. Was man versprochen hat, muß man auch halten, zumal als Schloßmutter bei den Kindern, sonst verliert man allen Kredit bei ihnen!"

Dann scherzte sie noch, schon unter der Thür stehend:

„Und so mögt ihr Zwei, Elsa und Margarethe, Euren Geniendienst sogleich antreten! — Aber setzt Euch doch! — Ich komme bald wieder."

Damit verließ sie mit dem Diener das Zimmer. Die beiden Anderen nahmen in einiger Entfernung von Erich Platz.

Erst war ein paar Sekunden lang eine seltsam bange Stille zwischen den Dreien. Sogar die immer gleich wortfertige Schwatzelster fühlte sich ein wenig bedrückt und wußte selber nicht recht, warum.

Margarethe wagte gar nicht aufzusehen.

Erich rang nach einem erlösenden Wort. Endlich war's gefunden. Ein scherzhaftes schien ihm das einzig beste zu sein.

„Nun, Fräulein Bluhme, so berichten Sie mir doch jetzt einmal von dieser kleinen Hexe da: war sie unterdessen recht brav und hat sie viel gelernt? — Ja? — Im Klavierspiel wenigstens muß sie ganz fabelhafte Fortschritte gemacht haben."

Margarethe ward überroth und schwieg. Sie hätte ohnedem kein Wort hervorbringen können.

„Im Klavierspiel fabelhafte Fortschritte?" fragte Elsa verduzt. — „Du hast mich ja noch gar nicht spielen hören, seitdem du wieder hier bist!"

„Nicht?“ that Erich verwundert. „Ich hörte Dein Spiel doch noch gestern Abend vor dem Einschlafen und da klang es ganz wunderschön.“

„Das war eine Täuschung, Herr Graf!“ brachte Margarethe mit Mühe heraus.

Aber der Schelm von Elsa, der diese nur hingehauchten Worte ganz überhört, lachte nun hell auf: „Ha, ha, ha! Hör' nur, Margarethe! Erich meint, daß ich so gespielt habe! Ist das nicht spaßig? Ja, wenn ich so spielen könnte, wie Du! Herrje, wär' ich stolz darauf!“

Und wieder sah Margarethe vor sich hin. Erich betrachtete sie sinnend, dann sprach er wieder, scheinbar ganz unbefangen:

„Ah so, mein Fräulein, Sie waren die Spielerin? — Nun, ich hätte mir's eigentlich denken können.“

Dann fuhr er ernster fort: „Aber noch nie hat mir Klavierspiel einen solchen Eindruck gemacht. Besten Dank dafür! Ich habe auch ganz prächtig darauf geschlafen und geträumt.

„Hörst Du's nun?“ rief Elsa lustig. „Nun sagt es auch Erich, und mir selber hast Du's immer nicht recht glauben wollen, weil Du wohl gemeint, daß ich ja doch nichts verstände.“

Trotz alledem blieb Margarethe tief verlegen und sagte:

„Hätte ich daran denken können, Herr Graf, daß man mein Spiel bis hinüber in Ihr Zimmer hört, ich wäre gewiß nicht so unbescheiden gewesen, Sie dadurch in der Nachtruhe zu stören. Aber ich folgte nur einer lieben, allabendlichen Gewohnheit.“

„Ei, ei, Fräulein Margarethe,“ fiel Erich ihr rasch in's Wort. „Sie entschuldigen sich wegen etwas, was mir eine

so große Freude gemacht? — Warum das? Ich hoffe ganz im Gegentheil, daß Sie von nun an auch an jedem künftigen Abend diese liebe Gewohnheit fortsetzen werden."

„Natürlich, Margarethe, spielst Du auch künftighin!" antwortete Elsa sogleich statt ihrer. „Mama und ich hören Dich ja eben so gern phantasieren, und weißt Du was, lieber Erich? Dann lassen wir alle Zimmerthüren bis zu der Deinigen ganz offen, und Du kannst ihr Spiel noch viel deutlicher hinüber hören!"

„Sie spielten auch gestern nicht nach Noten, wie es mir schien, sondern Alles war eigene Komposition?" nahm Erich die stockende Zwiesprache mit Margarethe wieder auf. „Ah, das lass' ich mir gefallen, denn erst in solchem Phantasieren zeigt sich der wahre musikalische Genius. Müssen Sie das mir nicht selber zugestehen?"

Margarethe sah nun endlich wohl ein, daß sie ihr Schweigen brechen mußte, sie faßte Muth und erwiderte:

„Wenn Sie von einem musikalischen Genius reden, Herr Graf, dann muß ich das wenigstens bezüglich meines, nur ganz dilettantenhaften Phantasierens verneinen."

„O geh' doch, Margarethe!" sagte Elsa fast unwillig, „Du weißt eben selber nicht, wie schön Du spielst!"

„Nun, mein verehrtes Fräulein," entgegnete jetzt Erich, „wenn Ihre Phantasien in Tönen, wie ich sie ja nun von Ihnen gehört, denn durchaus nicht von Ihrem musikalischen Genius herkommen sollen, dann möchte ich wenigstens um freundliche Auskunft darüber ersuchen: von wo andersher kommen sie dann?"

„Ich weiß es nicht, Herr Graf," erwiderte Margarethe. „Wenn ich aber so am Flügel sitze und nur einmal ein paar

Takte darauf anschlage, dann kommt alles Andere wie von selber; man weiß es selber nicht recht: wie und woher."

„Und gerade dies Unbewußte wäre nicht der Genius?" fragte Erich in innigem Tone. Und da er sein Auge flüchtig in das ihrige versenkte, das sie soeben gleich flüchtig aufgeschlagen, setzte er wie verloren hinzu: „Doch Sie haben ganz recht! Es kommt so Manches über Kopf und Herz, und man weiß selber nicht recht: wie und woher, aber von einem anderen Geiste, höher als der unserige, kommt es dennoch alle Zeit!"

„Es ist möglich, Herr Graf," sagte Magarethe, weiter nichts; und auch dieses sprach sie nur ganz gedämpft.

Elsa sah mit einem Male den Bruder groß an. Sein bleiches Gesicht kam ihr jetzt so schön, seine Stimme so feierlich vor . . .

Es war hohe Zeit, daß die Gräfin wieder eintrat, und ihr Gesicht strahlte noch vom Abglanz der stillen Freude, in der sie eben die Lehrersfrau und ihr reich beschenktes Töchterlein entlassen hatte. Zugleich dröhnte die innere Schloßuhr elfmal durch den Korridor.

Margarethe war eilig aufgestanden mit dem Bemerken: „Elsa, es ist Zeit," worauf auch diese sich erhob. — Welch' gesegneter Glockenschlag, der ein todbanges Herz erlöste!

„Nun, lieber Erich," fragte die Mutter, „warst Du mit dem ersten Geniendienst zufrieden, und womit haben die Zwei Dich unterhalten?"

„Mit Gesprächen über Musik die Eine, mit ihrem frohen Geplauder die Andere," warf Erich leicht hin, „und ich glaube, liebe Mutter, daß meine Geduld nun schon für den ganzen Tag bei mir ausharren wird."

„Ei, dann hat es ja gut angefangen!“ sagte diese freudig.

Und Erich scherzte noch: „Aber da laufen die zwei Genien so eilig fort, als ob sie zwei Soldaten wären und Strafe bekämen, wenn sie sich auch nur um eine Minute im Dienste verspäten würden.“

„Ja, Herr Bruder Soldat,“ neckte die Schwester, „meinst Du: nur bei Euch gebe es militärische Disciplin? — O Gott bewahre! Auch ich bin ja noch ein Rekrut und hier steht mein strenger und doch so lieber Sergeant. Und nicht wahr, jetzt marschiren wir zwei bis weit nach England hinüber zum Exercierplatz.“

Margarethe empfahl sich in anmuthiger Verbeugung vor der Gräfin und Erich; ihr lieblicher Rekrut griff mit der Hand militärisch an die Stirn und marschirte strammen Schrittes Arm in Arm mit ihr hinauf in's Lernzimmer. —

Als die Gräfin wieder allein bei ihrem Sohne saß, sagte dieser zu ihr:

„Ich glaube, liebe Mutter, mit diesem Fräulein Margarethe Bluhme hast Du für Elsa eine selten gute Wahl getroffen!“

„Gewiß, lieber Erich,“ erwiderte sie, „und nicht nur für Elsa, sondern auch für mich selber, denn sie ist ein ebenso edles wie hochbegabtes und doch auch bescheidenes und dankbares Wesen und sie hat sich schon in diesen wenigen Monaten so tief in unser Haus und Herz eingelebt, daß ich oft meine, sie sei schon seit Jahren bei uns.“

„Nicht wahr?“ sondirte Erich weiter, „ihr Vater war einst Universitätsprofessor, aber ihre Mutter lebt noch?“

„Ganz richtig,“ antwortete sie. „Nicht nur sehr gelehrt,

sondern auch wohlhabend war einst ihr Vater, dann aber ist er durch unglückliche Vermögensverhältnisse seines Schwiegervaters plötzlich ohne Schuld derangirt worden und jählings aus Kummer darüber gestorben. — Ja, sie ist wahrhaftig nicht dazu erzogen worden, bei Fremden einmal ihr Brot verdienen zu müssen. Was mich aber noch am meisten an ihr freut, das ist, daß ihr jede Verbitterung über ihr doch immerhin hartes Schicksal fremd geblieben. — Gott, wie ganz anders war dies bei jenem Fräulein von Gillen, die durch ihre Verbissenheit, Streit- und Klatschsucht oft unser ganzes Haus bis herunter zur Dienerschaft verstimmte!"

Jetzt erhob sich die Gräfin rasch, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen und sie sagte:

„Himmel, vor lauter Plaudern mit Dir habe ich nun fast den Brief an den Vater vergessen, worin ich ihm Deinen Empfang von gestern Abend ausführlich beschreiben will. Und wie sehnsüchtig wird er nach meiner schon vorausgeeilten Postkarte darauf warten! — Drum, nicht wahr, lieber Patient, entläßt Du nun auch Deinen dritten Hausgeist auf ein halbes Stündchen! Jedenfalls wird Stephan hier im Nebenzimmer bleiben. Oder soll ich Dir vielleicht den guten Direktor herüberrufen lassen?"

„Nein, Mutter, ich danke," entgegnete Erich. „Laß mich lieber allein! Ich habe so viele Gedanken, daß ich gewiß nicht Langeweile bekomme. Grüße von mir den guten Vater viel tausendmal! Und schon morgen würde ich ihm selber schreiben. Das darf ich doch hoffentlich?"

„Wollen erst abwarten, was der Doktor sagt."

Mit diesen Worten und einem Händedruck verließ die Gräfin das Wohnzimmer, um an ihren Schreibtisch zu gehen.

Erich blieb allein mit diesen vielen Gedanken, die seinen Geist durchzogen, streitend und sich wieder versöhnend, mächtig anschwellend und leise verzitternd, ganz so, wie gestern Abend Margarethens musikalisches Phantasieren . . . .

„Es kommt so, und man weiß selber nicht recht: wie. Ja, freilich, beim allerersten Blick, da wußte ich es selber noch nicht, wie es gekommen war, daß blitzesschnell zwischen unserer Beider Augen eine lichte Brücke sich wob, darauf unsere Seelen sich einander begrüßten, als hätten sie sich schon gekannt und verstanden von Ewigkeit her. Ich selbst hatte diese Empfindung im Anfange für Phantasterei halten und von mir abwehren wollen. Es gelang mir nicht. Dann las ich Margarethens Gedicht. Wie seltsam: von der eigenen Schwester voll Kinderunschuld mir heimlich zugesteckt, und jede Strophe darin entschleierte mir den inneren Seelenglanz, der in diesen Augen sich abgespiegelt.

Mit dem Blicke dieser Augen zog ich fort in den schauerlichsten Ernst des Lebens, darin alle weichliche Schwärmerei hinweggewirbelt worden, gleich einem Sandkorn vom Gewittersturm, darin jedes schwächliche Liebesleid erstickt und erstorben war im Schmerzensschrei der Verwundeten und im Stöhnen der Sterbenden. — Und dennoch, diese Augen haben mich immer wieder angeschaut auf der blutigen Wahlstatt, wie auf dem Schmerzenslager, mit meiner Seele geheime Zwiesprache haltend, und auch jetzt im friedlichen Vaterhause dauert ihr Zauber noch in mir fort.

Und ist es nicht wunderbar, daß, außer der noch halb kindlichen Schwester, auch die eigene verehrungswürdigste Mutter nun gleichfalls unbewußt mithilft, die Züge dieses Bildes in den zartesten Linien und im edelsten Ausdruck mich

ergründen zu lehren? — Giebt es wohl für die Würdigkeit von des Sohnes erster Liebe noch ein glaubwürdigeres Zeugniß, als das der Mutter, und solch' einer Mutter? — Und wenn ich ihr jetzt nicht warnend sage: ‚Mutter, was thust Du? Deine eigene Hand hilft ja das Feuer meines Herzens nur noch schüren, daß es zuletzt verzehrend über mir zusammenschlägt!' — kann und darf ich schon jetzt so zu ihr reden, wo ich selber noch gar nicht weiß, ob der, meist nur räthselhaft angstvolle Blick dieser Augen mir auch muthige Gegenliebe verheißt? — Oder ist es nur unüberwindliche Scheu vor dem schweren Kampf und dem endlichen Sieg?

Ach, daß nur wenigstens nicht auch mir herzlose Satzungen vorgeschrieben sind, wie dem Erstgebornen: an welches Mädchen von sieben Ahnen ich einst mein Herz festketten dürfe! — Wie danke ich dir darum, mein Schicksal, daß du mich nur als den zweiten Sohn meines Hauses das Licht der Welt erblicken ließest, wenn auch mit viel kleinerem Erbtheil!

Und muß ich trotzalledem um meine Liebe dereinst kämpfen, nicht mit der Mutter, die, so hoff' ich, einst meine Bundesgenossin sein wird — aber mit dem strengeren Vater: nicht unedel ist dann dieser Kampf und auch nicht aussichtslos, wenn gleich schwer; denn unüberwindlich muß die Liebe sein, wie ich sie zu Margarethe im Herzen trage.

Doch auch sie zu mir? — Welche inhaltsschwere, bange Frage!

Ach, ihr Augen der Seele, die ihr so herzerlösend zu reden wißt, wenn ihr nur wollt, gebt mir eine Antwort, die auch mich erlösen darf!“ . . . .

* * *

Und so waren mehrere Wochen dahingegangen. Erich's unterdessen geheilte Wunde ließ ihn schon den ganzen Tag über im Lehnstuhle sitzen, und zugleich am Arbeitstisch. Und auch schon im Gehen hatte er immer mehr sich zutrauen dürfen, wenn auch erst nur mit einer Krücke, und dann mit dem Stock. Sein Gesicht war wieder ziemlich blühend, sein Auge klar und seine ganze äußere Haltung kräftig geworden. Doch welchen inneren Streit hatte er Tag und Nacht zu bestehen! Und dennoch mußte er ihn nur mit sich allein abmachen. Kein liebreiches, beruhigendes Wort der Mutter! Nicht einmal der Rath eines vertrauten Freundes! Ganz allein auf sich selber war er angewiesen, auf die Waffen seines eigenen Muthes, und das Schild seiner eigenen Klugheit, wie ein, von seiner Heeresabtheilung verirrter Soldat, der Tag um Tag sich eines anderen, versteckten feindlichen Angriffes zu erwehren hat.

Und doch welch' scheinbarer Friede und welche wirkliche Liebe umgab ihn auf diesem anderen Kampffelde, das nur sein und Margarethens Auge gewahrte! — Und selbst das ihrige nur dann und wann. Dann schien es ihr plötzlich wieder, wie ein Luftgebild über dem Wüstensande, zerronnen zu sein, um eben so plötzlich wieder mit neuem ängstigenden Zauber vor ihr aufzutauchen.

Die Tage vergingen so für Erich in angenehmstem Wechsel von leichtem Studium, in ernsten, wie heiteren Gesprächen; die nun schon lange gewordenen Abende wurden durch Margarethens Klavierspiel, mitunter auch durch Vorlesen, gekürzt.

Und in all' diesen Hausfrieden hätte Erich jetzt seinen eigenen Seelenkampf störend hineintragen sollen, während der Vater und Bruder noch draußen im Felde standen?

Zu welchem Zwecke denn auch? Drum vorderhand Blick und Wort streng vor Margarethe gehütet und jedes Allein-sein mit ihr ängstlich gemieden! Das schien ihm jetzt das, seiner selbst, wie auch ihrer, einzig Würdige und der Mutter gegenüber Pietätvolle zu sein.

Daß er freilich an solchen Abenden bei Margarethens Spiel oft mit geschlossenen Augen dasaß, und seine Seele sich in das Traumgebilde der Zukunft versenkte: wie er einst im eigenen Heim nach schwerer Arbeit diesen selben Tönen lauschen, und wie sie mit ihrem hochgebildeten Geiste den seinen verständnißvoll begleiten würde — wer hätte ihm diese abendlichen Träume nicht gern gegönnt, da er Mund und Auge während des Tages mit solch' ehrlicher Strenge be-hütet?

Ein einziges Mal aber, da kam es dennoch über ihn, er wußte selbst nicht recht, wie, und der ganze Bau seiner edlen Vorsätze war urpöplich zusammengebrochen.

Margarethe saß des Abends wieder am Flügel, und die brausende Tonfluth ihrer Phantasien war wie ein gewaltiger Seelenkampf anzuhören.

Schon mitten im Spiele war die Gräfin ganz leise hinausgegangen, um ja nicht zu stören, denn eben so bedächtig hatte der alte Stephan nach seiner Herrin fragend hereingeschaut. Weder Erich noch Margarethe waren aber ihres Weggehens inne geworden, diese, weil sie zu eifrig spielte, jener, weil er, wie gewöhnlich, auch jetzt wieder die Augen mit der Hand bedeckte. Und Elsa, welch' ein anmuthiges Friedensbild! — Sie saß da mit seitwärts gesenktem Kopf und die Hände lagen ihr verschlungen im Schooße. Das gute Kind war wieder einmal eingeschlafen.

Jetzt hatten gerade die Wogen dieses musikalischen Sturmes sich allmählich beruhigt. Es war Meeresstille und der Sternenhimmel funkelte darüber, so leise zitterten die letzten Akkorde zuhöchst im Diskant. Und auch bei den Zuhörern war es stille geworden, als wenn, wie der Volksmund sagt, ein Engel durch's Zimmer flöge.

Nur Elsa's Athemzüge hörte man, fast auch Erich's Herzschlag, der jetzt die Hand von den Augen gezogen und ernst sinnend dasaß.

Aber kein Wort des Beifalls, wie sonst? — Unwillkürlich wandte Margarethe sich um, durch diese ungewöhnliche Ruhe überrascht.

Und schon stand Erich ganz nahe vor ihr, hingezogen vom berauschenden Genius der Musik, und ein anderer zwang ihn, den Arm um ihr Haupt zu schlingen und seine Lippen hieß er zum Kuß sich neigen — der andere allmächtige Genius der ersten Liebe.

Das Alles kam so schnell und widerstandslos, die Beiden wußten selber nicht recht, wie, und Erich's ganze Rede dabei war nur ein einziges, hingehauchtes Wort: „Margarethe!" —

„Um des Himmels willen, Herr Graf!" war ihre einzige bebende Entgegnung. —

Elsa schlief noch immer.

Und Erich ging leise hinaus zum Altan, er mußte frische Luft schöpfen. Margarethe weckte ihre Schülerin. Diese fuhr erschrocken auf. Die Gräfin trat wieder ein und mahnte freundlich zum Schlafengehen, denn es war eine Stunde vor Mitternacht. —

Ja, schlafen! Wer's vermöchte! — Nur Zwei von den Vieren konnten es, zwei Andere nicht.

Draußen erhob sich jetzt ein grimmiger Novemberwind, der die hohen Fenster erzittern machte; der Frühlingssturm in diesen zwei Herzen war doch noch gewaltiger. —

Am anderen Morgen, nach dieser schlaflosen Nacht, verließ Margarethe ihr Erkerthurmzimmer, um sich, wie immer, beim Frühstück einzufinden. Zuvor aber holte sie aus ihrem kleinen Schrank, darin ihre Briefschaften und sonstigen Papiere verschlossen waren, vier Blätter hervor. Auf den ersten drei standen jene schon bekannten Gouvernantenlieder, auf dem vierten das andere, schon hier gedichtete Lied, das Elsa einst heimlich abgeschrieben. Und nun fügte sie von dem Schreibtische noch ein fünftes hinzu, das sie erst heute Nacht verfaßt, barg alle miteinander in einen Umschlag, und diesen wieder in ihrem Kleide.

So seltsam ausgerüstet trat sie zu den anderen Dreien, die ihrer schon harrten. Die Gräfin sah zwar recht gut, daß sowohl Erich's wie Margarethens Gesicht etwas übernächtig war, aber er kam ihrer besorgten Frage mit der Bemerkung zuvor, daß er vor lauter Lärm an den Fensterläden heute Nacht sehr unruhig geschlafen habe. So schien der Gräfin das Aussehen Erich's genugsam erklärt, und auch für Margarethens matte Augen nahm sie den gleichen Grund an. Warum denn auch nicht? — Sie zählte überhaupt nicht zu den argwöhnischen Naturen.

Beim Frühstück war die Unterhaltung besonders heiter, weil schon in aller Frühe sowohl vom Grafen, als auch von Kurt, die erfreulichsten Briefe angekommen, und in beiden die gleich frohen Hoffnungen auf den raschen Ausgang des Krieges ausgesprochen waren.

Wer Erich und Margarethe bei dieser allgemeinen Unter-

haltung betrachtet hätte, wäre schwerlich zur Vermuthung gekommen, daß zwischen ihnen seit gestern Nacht etwas besonderes geschehen wäre. — So tief hatten sich der beiden Seelen jetzt aus den Augen zurückgezogen.

Dann ging Erich zu seinen Büchern, Margarethe mit ihrer Schülerin zur französischen Konversationsstunde und die Gräfin in ihr Zimmer, um schnell die zwei Feldpostbriefe mit gleich guten Nachrichten vom Hause zu beantworten.

Eine Stunde später saß Elsa am Schreibtische der Mutter, um in deren Briefen ein paar eigenhändige Worte hinzuzufügen, was Vater und Bruder immer besonders freute.

Margarethe war mit ihrer Schülerin eben die große Treppe herabgestiegen und trat dann in die Wohnstube zum Flügel, um ein ihr noch unbekanntes Klavierstück, welches die Gräfin heut Abend mit ihr vierhändig spielen wollte, vorher noch durchzugehen.

Kaum aber hatte sie nur einige Takte angeschlagen, war auch Erich schon auf dem Wege zu ihr. — Daß er sie jetzt hier ganz allein treffen würde, wußte er genau, denn er hatte auf die Bitte der Mutter gleichfalls einige Zeilen seiner Hand an den Vater zu ihr hinübergetragen, als sich eben die Schwester an den Schreibtisch setzte. Vor fünf Minuten war diese mit ihrem Schreiben nicht fertig. Darauf konnte er sicher rechnen, und so kurz auch diese Frist, wie kostbar war sie dennoch für ihn, und gar in solcher Sicherheit!

Und jetzt stand er vor Margarethe todtenbleich, doch mit leuchtenden Augen! Bei seinem Anblick zuckte sie zusammen, ihre Hand erlahmte mitten im Spiel, als sei ihr ein Geist nahe gekommen! — Und schon hatte sich wieder, wie gestern Abend, das einzige Wort „Margarethe!“ seinen Lippen ent-

rungen, schon griff er nach ihrer schlaff herunterhängenden Hand — da, wie elektrisch vom Stuhl emporgeschnellt, entzog sie ihm diese wieder und hielt auch noch die andere abwehrend ihm entgegen. Gleich einer Hilfeflehenden starrte sie ihn an.

„Um Alles, was Ihnen lieb und heilig ist, Herr Graf, haben Sie Mitleid mit mir und verlassen Sie mich!"

„Mitleid, Margarethe?" rief Erich voll Leidenschaft, „warum? — Wenn ich Sie liebe, so rein und heilig, wie je noch ein Mann ein Mädchen geliebt; wenn ich Sie, so wahr mir Gott helfe, einst zu meinem ehelichen Weibe machen will — und als Zweitgeborener kann und darf ich es — warum dann Mitleid mit Ihnen haben? Oder wäre ich denn so ganz und gar nicht Ihrer Gegenliebe werth? Ach, Margarethe, ich verstehe Sie nicht mehr!"

Eine hehre Ruhe ergoß sich über ihre schlanke Gestalt, auch ihr Auge verklärte sich zu stiller Wehmuth; in seine Hände legte sie ihre Lieder, und sprach:

„Lesen Sie dies Alles, Herr Graf! Das tiefste Geheimniß meiner Seele hab' ich diesen Blättern anvertraut! Die ersten drei sind frostiger Schatten, wärmendes Sonnenlicht ist das vierte. Das fünfte, ach, wie benenn' ich's doch? — Ich weiß es selber nicht. Doch genug! — Nochmals bitte ich, lesen Sie, was ich hier geschrieben, Sie werden dann mein Herz verstehen und auch wissen, warum Sie Mitleid mit mir haben sollen! Mehr weiß ich Ihnen nicht zu sagen."

Dann noch ein stummer, flehender Blick, und mit erzwungener äußerer Ruhe, aber innerlich zusammengebrochen, verließ sie die Wohnstube.

Sprachlos sah Erich ihr nach, wie mechanisch das Papier in der Hand haltend, dann ging auch er in sein Studierzimmer, um das Geheimniß dieser fünf Blätter zu entschleiern. — In seinem früheren Krankenstuhle zurückgebogen, schöpfte er erst Athem, um zu dieser aufklärenden Lektüre sich Muth zu machen. Und erst las er die drei ersten Blätter.

„Frostiger Schatten! Ganz richtig!" murmelte er vor sich hin, da er sie wieder auf den Tisch gelegt. „Und doch — mitten in diesem Schatten ihre, nur um so lichter glänzende Seele!"

Und nun las er das vierte Lied. Er hatte es ja schon gekannt, und doch, wie ließ er auch jetzt wieder vom Sonnenschein dieser Verse sein Herz erwärmen! Dieses Lied war ja der Vorherverkünder seiner Liebe, wie der erste Lerchensang der Frühlingsbote.

Jetzt griff er zum letzten Blatt. Ihm bangte davor und es zitterte in seiner Hand. Wie wird wohl er dieses fünfte Lied benennen müssen, da sie selbst keinen Namen dafür gewagt? — Aber es muß ja doch gelesen werden! Denn in ihm liegt die Entscheidung. — Und er las mit Augen und Lippen:

„Zur Antwort.

Gott, Du ew'ger Liebe Geist,
Der Du Alles kennst und weißt:
Brauch' ich Dir erst zu gestehen,
Was Dir nicht verborgen ist?
Der nur Du mein Helfer bist!
Höre meiner Seele Flehen!

Hast's gewährt ja schon einmal,
Da ich Dich voll Frostesqual
Um ein wärm'res Heim gebeten!
Ach, und da ich's hier nun fand,
Muß ich voller Schmerzenbrand
Wieder vor Dein Antlitz treten.

All' mein Frieden schmilzt hinweg,
Und ich weiß nicht Pfad noch Steg,
So hält Wirrsal mich umsponnen.
Schick' mich fort in Eis und Schnee!
Lieber, als mit solchem Weh
An zu heißem Licht mich sonnen.

Wie's doch über Nacht nur kam,
Was mein Glück gekehrt in Gram? —
Dort zu wenig einst der Liebe! —
Hier zu viel! — O bitt'res Loos,
Wenn aus all' der Liebe Schooß
Jetzt sie selber fort mich triebe!

Doch ich bitte Dich: o nein,
Laß mich länger hier noch sein,
Treuen Dienst mit Dank vereinen!
Der als Held Du heimgekehrt,
Bleibe Deines Kranzes werth,
Und zerblätt're nicht den meinen!"

Er legte nun auch dieses fünfte Blatt, das inhaltsreichste von allen, zu den anderen auf den Tisch, oder vielmehr, es war seiner Hand entglitten, wie ein welkes Blatt vom spätherbstlichen Baume.

„Das also war es, dieses letzte Lied, dem sie keinen Namen zu geben wußte?" flüsterte er kopfnickend vor sich hin. „Und

wie benenn' ich's nun selber? — Schatten, Licht, Frost, Wärme? — Bei Gott, ich weiß es nicht. Man kann es Alles nennen und auch Nichts! —"

Lange blieb er so versunken sitzen, dann auf einmal fuhr er auf, wie von einem ganz neuen Gedanken erleuchtet.

„Aber doch, Eines weiß ich jetzt so gewiß, wie ich hier leibhaftig sitze, und dies Eine heißt: Liebe, jede Noth, jeden Streit überwindende ewige Liebe! — Ich kann ja warten, o sehr lange warten. Und die Zeit kommt dennoch, sie muß kommen, weil es nicht anders sein kann!"

Und er stand auf, verschloß die Blätter sorgsam in's verborgenste Fach seines Arbeitstisches; dann holte er ein Buch aus seiner Bibliothek hervor, setzte sich wieder und begann darin sich zu vertiefen.

Dessen Titel lautete: „Die Unendlichkeit des Raumes und die Ewigkeit der Zeit."

Und auf den Flügeln des hohen Geistes, der dieses Buch geschrieben, schwang sich sein eigener in die höchsten Gedankensphären und noch weit darüber hinaus in die Regionen der ewigen Liebe, sich selbst erlösend und abklärend vom Banne der Gegenwart und vom Staube der irdischen Wirklichkeit.





Fünftes Kapitel.

Nach dem verlornen Sohn.

„Ich muß fort von hier! — In dieser dumpfigen Luft erstick' ich noch. Wie ein Gefängniß engen die Mauern hier mich ein. Fort unter andere Menschen muß ich! — Und, ist es denn nicht tragisch? — Des eigenen Hauses Frieden, selbst auch meiner Mutter Angesicht thut mir weh, und gar vor Margarethens Blick fürcht' ich mich, wie ein verwundetes Auge vor'm Sonnenschein. — Was hilft es mir, daß ich ängstlich auf meiner Hut bin, wenn ich dennoch immer mit ihr zusammen sein muß? — O dieser grausamen Selbstbeherrschung nach außen, die tief innen mit ihrem Stachel in mir herumwühlt! Ich muß vor ihr flüchten, aber wohin? Und auch das Warum? — Darf ich es denn Jemandem anvertrauen? — Und doch, es frißt an meinem Lebensmark. Nein, es geht nicht länger; ich muß fort von hier!" —

So tobt' es oft, gleich dem Herbststurm draußen, in Erich's Brust, wenn er auch in seinen Mienen und Reden davon nichts merken ließ. Auch sein Gesicht war wieder

bleicher geworden, und immer wieder wußte er die besorgte Frage der Mutter zum Schweigen zu bringen durch die Versicherung, daß es ihm ganz gut ergehe und nur die Stubenluft ihn so bleich gemacht.

Da kam, wie vom Himmel herunter gefallen, ein Brief der guten alten Gräfin Clemence. Wie alle ihre früheren, war auch dieser so liebenswürdig und mit so feinen Scherzen gewürzt, wie sie das Alter hochgebildeter Frauen oft viel besser zu schreiben weiß, als die Jugend. — Und so verstand sie's denn auch, ihre Sehnsucht nach dem wiedergenesenen petit neveu jetzt wieder so zart auszudrücken, mit dem Bemerken, daß das böse Alter ihr selber zum Herüberfliegen, sogar auch, wenn sie ein Vöglein wäre, die Flügel allzu sehr zerzaust hätte — daß Erich blitzesschnell vom Gedanken durchzuckt ward, dann wenigstens auf den Flügeln des Dampfrosses zum zärtlichen Embrassement der geliebten Großtante hinüberzufliegen.

Sein Bein war ja nun zu dieser nur kurzen Fahrt kräftig genug, und seine Hoffnung, daß dieser Luftwechsel ihm gewiß nur recht gut bekäme, ward sogleich auch von der Mutter getheilt, ganz abgesehen von der großen Freude, die mit Erich's Besuch in das Haus der auch von ihr so hochverehrten Matrone einkehren würde. Wie küßte Erich im Geiste schon jetzt deren lieben greisen Hände, zum Dank für die von ihr unbewußt ihm erwiesene Wohlthat dieses Briefes!

Und gar Margarethe! Auf die Kniee hätte sie jetzt vor der alten Gräfin niederfallen mögen, aus Freude, daß sie nun schon zum zweiten Mal ihre Erlöserin geworden, erst aus zu düsterem Schatten, und jetzt aus zu blendendem Lichte.

* * *

Nun weilte Erich schon seit drei Tagen in der traulichen Villa der Großtante, die ihn gar nicht genug mit Liebe und Zärtlichkeit beschenken konnte. War er doch schon von Kindesbeinen an ihr bevorzugter Liebling gewesen! Schon, weil er der Zweitgeborne, in seinem Erbtheil so sehr verkürzte war; und zudem auch noch sein viel idealerer Sinn, wie sein mühsames Ringen nach wissenschaftlichem Beruf, ließen ihn dieser geistig vornehmen Matrone als den ihres Interesses Würdigeren erscheinen. Seit vielen Jahren schon hatte sie ihn das in ihren reichen Geschenken fühlen lassen, aber erst nach ihrem Tode sollte er ihrer ganz besonderen Affektion völlig inne werden.

Natürlich war nun auch Margarethe, deren früheres Schicksal, wie jetzige Stellung auf Schloß Wartenberg, mehr als einmal der Gesprächsstoff, und Gräfin Clemence konnte sich an den Erzählungen Erich's gar nicht satt hören, und sich nicht genug darüber freuen, daß ihre frühere Empfehlung Margarethens, wie sie sich ausdrückte, „so delicios reüssirt habe".

So kam's denn auch ganz von selber, daß sie Erich einmal fragte, ob ihn nicht auch die persönliche Bekanntschaft von ihres Lieblings Mutter interessiren würde. Ob sie ihn interessirte? — Er brannte ja völlig danach, nun auch Jene von Angesicht zu schauen, die einem solchen Kinde das Leben gegeben. Und als er mit Mühe bis zu ihr hinaufgestiegen war, da nahm er aus seiner Unterhaltung mit der Professorswittwe das Bewußtsein mit herunter, daß Margarethe auch als Tochter ihres eigenen Hauses ein nicht minder verehrungswürdiges Ideal sei. So herzinnige Thränen der Freude und des Dankes konnte ja nur eine Mutter weinen, wie die ihrige. Und eine neue Perle glänzte von nun an

im jungfräulichen Diadem, das die Stirne Margarethens vor Erich's geistigem Blick umrahmte.

Als er dann mit der Großtante einmal des Abends so recht behaglich beim Ofen saß, und ihre Herzen gegen einander besonders vertrauenswarm aufgethaut waren, da war es dieser ein wohlthuendes Bedürfniß: das schon längst vergilbte Buch ihrer eigenen, ersten und auch letzten Liebe vor ihres Großneffen ehrlichen Augen aufzuschlagen.

Und die nun Achtzigjährige ließ ihn darin lesen, wie sie einmal mit siebzehn Jahren einem jungen, hochgebildeten und gleich geistig vornehmen Artillerieoffizier ihr Herz zu eigen gegeben. Er war auf ein paar Tage als Freund ihres Bruders auf Wartenberg zu Gast gewesen, und die Liebe war über sie gekommen, bevor sie deren Gewalt selber noch recht inne geworden. Aber der geliebte Mann war der Sohn eines nur bürgerlichen, wenn auch hochangesehenen Hauses, und ihr Vater ein überaus stolzer, herzensharter Aristokrat. All' ihr Ringen mit diesem war umsonst. Leiblich und geistig hatte sie sich ohne allen Erfolg aufgerieben. Die noch übrige Kraft verbrauchte sie dann als Pflegerin im Krankenzimmer des Vaters, vier volle Jahre lang. Ihr heimlich Geliebter jedoch war kurz zuvor, Anno 13, vor den Mauern von Danzig gefallen, und nie mehr kam eines anderen Mannes Bild in ihr Herz, als das jenes ritterlichen Todten.

„N'est-ce pas, mon chèr, c'est une histoire bien touchante?“ Mit diesem Satze schloß die Großtante ihre schlichte Erzählung, und die Augen gingen ihr über.

Wie rang es da in ihm, nun auch sein Geheimniß ihr anzuvertrauen! Denn wer anders hätte so gut, als sie, ihn

darin verstehen sollen? Und doch er hielt an sich und küßte nur ihre Hand. Dann sagte er zu ihr:

„Ach, arme Großtante, wenn ein Mensch auf Erden die Geschichte Deines Herzens versteht, dann bin ich es. Glaub' es mir!“

Und sie erwiderte ihm: „Ich weiß es, Du mein armer Erich, denn so uralte Leute, wie ich, errathen gar manches, was die jungen nicht ahnen. Du brauchst mir auch gar nichts weiter anvertrauen! Ich begreife und ehre Dein Schweigen, aber tröste Dich: ich bin und bleibe Deine alte treue Großtante Clemence. Du weißt, was dieser Name bedeutet, und erst nach meinem Tode, der mich ja bald erlösen wird, sollst Du's noch deutlicher erfahren, wie lieb ich Dich habe. Doch schweigen wir jetzt davon und reden wir von fröhlicheren Dingen!“

Und noch am selben Abend schrieb die zärtliche Großtante in ihr Testament:

„Um meinem geliebten Großneffen, Graf Erich von Wartenberg, jenes Glück erringen zu helfen, was mir einst selber versagt geblieben ist, ernenne ich denselben unter Aufrechthaltung aller meiner schon früheren Legate für meine Dienerschaft, das hiesige Hospital und die Stadtarmen, zum einzigen Universalerben meines Gesammtvermögens.“

* * *

Ueber Schloß Wartenberg lag heute ein düsterer Novemberhimmel. Schweres Gewölke jagte in zerrissenen Massen einher, und eiskalte Niederschläge, halb Schnee, halb Regen, durchrieselten die dunstige Luft. Entlaubt streckten die Parkbäume die kahlen Kronen himmelwärts und nur hier und da

hing noch ein gelbbraunes Blatt an den Zweigen, das schon beim nächsten Luftzug herniederwehte. Dabei flatterten krächzende Raben über die schmutzig grauen Wiesenflächen — eine Färbung der Natur, die auch den Menschen trübselig stimmen mußte, als könne es nun nie und nimmer wieder Frühling werden.

Aber die Schloßbewohner hatten keine Zeit zu solchen sentimentalen Anwandlungen. Margarethe und ihre Schülerin wurden durch die Regelmäßigkeit der Unterrichtsstunden davon abgezogen, und die Erstere war noch dazu seit Erich's Abreise in einen Zustand von Apathie versunken, der die ganze Außenwelt ihr gleichgültig erscheinen ließ. Ja, hätten jetzt draußen die Nachtigallen gesungen, die Bäume und Sträucher geblüht und die Blumen geduftet: das Alles hätte wohl ihrem Herzen als greller Gegensatz viel weher gethan, als diese melancholische Natur, der ihre eigene Stimmung sich verwandt fühlte, wie einer Gefährtin in der Trübsal.

Die Gräfin hinwieder hatte schon den ganzen Tag über im Dorfe drunten soviel zu thun und zu sorgen, daß sie gar keine Zeit gefunden, über sich selber nachzudenken. Es war am Morgen wieder ein kleiner Transport von aus den Feldspitälern evacuirten Wartenbergischen Verwundeten angekommen, und ganz müde von ihrem dreistündigen Besuch im Spital, lehnte sie jetzt in ihrem Zimmer auf dem Sopha, um sich auszuruhen.

Da klopfte der alte Stephan an die Thür und überreichte ihr einen Brief. Aber, während sein ehrliches Gesicht sonst immer dabei lächelte,. wenn die Adresse die ihm gar wohl bekannten Schriftzüge seines alten oder jungen gnädigen Grafen trug: diesmal sah er schon während seines Ganges durch

die Halle trübselig drein, denn die Schrift dieses Briefes war eine ihm fremde, und doch sah er am Stempel, daß auch er mit der Feldpost aus Frankreich gekommen war.

„Ein Brief, hochgräfliche Gnaden,“ sagte er dumpfen Tones, da er seiner Herrin die Silberplatte präsentirte.

Ach, er kredenzte ihr jetzt den bisher bittersten Leidenskelch ihres ganzen Lebens!

Ungewöhnlich hastig griff die Gräfin nach dem Brief.

Eine fremde Handschrift? — durchfuhr es auch ihren Kopf und ihr Herz dazu und mit zitternder Hand erbrach sie das Schreiben.

Stephan zog sich mit ängstlichem Seitenblick nach ihr zurück. Und er war kaum hinausgetreten, so hörte er auch schon drinnen einen Aufschrei: „O Gott, steh' mir bei!“

Und dieser Beistand war ihr auch wirklich von nöthen, denn das Schreiben, das jetzt ihren Händen entglitten war, lautete:

„. . . am 18. Nov. 1870.

Hochverehrte Frau Gräfin!

Schmerzlich bedauere ich, Ihnen heute eine sehr traurige Nachricht senden zu müssen, und nur mein Vertrauen in Ihr glaubensstarkes und opfermuthiges Mutterherz lindert etwas die Beklemmung, die ich beim Niederschreiben dieser Zeilen empfinde.

Doch wozu lange Umschweife? — Das verhängnißvolle Wort muß doch einmal ausgesprochen werden.

Ihr lieber, edler Sohn, Graf Kurt, ist gestern am 17. November auf der Straße von Nogent le Rotrou nach Bellème, als Führer einer Patrouille, durch die Kugel eines Franctireurs sehr schwer verwundet worden.

Dieser an sich schon so betrübende Fall wird aber leider noch durch den Nebenumstand gravirt, daß jenes von der Patrouille durchstreifte, feindliche Terrain von unseren Truppen nicht occupirt worden und somit auch gar keine Möglichkeit für uns vorhanden ist, den Verwundeten aufsuchen und hierher in's Spital transportiren zu lassen. Es ist aber, nach dem Rapport der von jener Patrouille wieder zu uns retirirten Mannschaft, zu hoffen, daß Ihr Herr Sohn noch am Leben ist, sich wohl auch auf feindlichem Gebiet in Privatpflege befindet, und daß seine kräftige Natur den schlimmsten Ausgang von ihm abhält.

Diese Hoffnung theile ich als Kommandeur mit dem ganzen Regiment, das den ritterlichen Kameraden, der sich erst vor acht Tagen das Eiserne Kreuz verdient, zu seinen beliebtesten und tapfersten Offizieren zählen darf. Möge der allmächtige Gott, der uns bisher so überaus gnädig von Sieg zu Sieg geführt, auch Ihr Mutterherz stärken und aufrecht halten, um diese trübe Botschaft mit patriotischem Heroismus und christlicher Resignation hinzunehmen! Von Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, deren edles Frauenbild mir von meiner Einquartierung auf Schloß Wartenberg unvergeßlich ist, kann ich ja nichts Anderes erwarten.

Ich selbst werde nicht aufhören, weitere Recherchen anstellen zu lassen, und küsse Ihnen, gnädigste Frau, voll schmerzlicher Theilnahme die Hand als

Ihr

gehorsamst ergebener

Graf D. . . .,

Oberstlieutenant und Regimentskommandeur.“

Schweigen wir von der ersten schrecklichen Stunde, in der die menschliche Natur auch bei dieser Mutter ihr ewiges Thränenrecht geltend machte! Schweigen wir vom Jammer der Schwester, von der Betrübniß Margarethens, von der Bestürzung des ganzen gräflichen Hauses! — Freuen wir uns lieber der heiligen Stärke, die schon nach dieser einen Stunde natürlicher Schwachheit das große Herz dieser Frau wieder überkam und ihr den Gottesschild in die zitternden Hände drückte, um ihn selbst diesem grausamsten Jammer dieses Daseins schützend entgegen zu halten.

Die uralte Erfahrung, daß in wirklich edlen Menschenseelen mit der Größe des Unglückes auch der Muth zu dessen Ertragen gleichmäßig größer wird, und ein Heldenthum über sie kommt, das sie selbst zuvor sich nicht zugetraut hätten: diese Erfahrung bewährte sich auch jetzt an der Gräfin Gabriele von Wartenberg.

Aber ihre Trauer, ihr Gram waren doch noch von ganz besonderer Art.

Hätte ihr dieser Hiobsbrief den zweifellosen Tod ihres Sohnes gemeldet, wie schon zuvor so vielen hundert anderen deutschen Müttern, dann wäre der heidnische Spruch: „Es ist süß und ehrenvoll für's Vaterland zu sterben" auch für ihr christliches Mutterherz ein erhabener patriotischer Trost gewesen. Aber an diesem Heldentode Kurt's erst noch zweifeln, sich das Herz durch den Gedanken zermartern zu müssen, daß er vielleicht tödtlich verwundet im Feindesland schmachte, um dann dennoch einsam und qualvoll dahinzusterben; als Mutter nicht einmal seine letzte Ruhestätte zu kennen, und ihn wie spurlos ausgelöscht zu wissen aus dem Buche des Lebens: das war doch noch ein besonders scharfes

Schmerzensschwert, das die Brust nur weniger deutscher Mütter durchschnitten hatte.

Und doch, auch jetzt noch blieb die Gräfin aufrecht stehen und wankte nicht, ihre Mutterliebe zu bethätigen bis zum Alleräußersten, wozu Menschenkraft noch ausreichen kann.

„Ich muß fort zu meinem Sohne, muß ihn aufsuchen und heimbringen in's Schloß seiner Väter, lebend zur Pflege daheim, oder todt in die Ahnengruft, gleichviel, wie's Gottes Wille fügt! — Aber ich muß fort zu ihm, und keine Macht auf Erden wird mich davon abhalten! Ich suche ihn und ich werde ihn auch finden! — Das ist mein unerschütterlicher Glaube, und noch heute Nacht beginne ich diese Fahrt nach meinem verlorenen Sohne!"

So war es ihr felsenfester Entschluß, und so verkündete sie ihn dem ganzen Hause. Alle noch so gut gemeinten Bitten und Warnungen glitten von ihr ab, wie Pfeile an einem Erzschild, und selbst der Schmerz und die Angst all' ihrer lieben Getreuen ward von der Bewunderung ihrer Seelenstärke bewältigt.

Erst telegraphirte sie noch an Erich:

„Kurt schwer verwundet oder schon todt und auf Feindesgebiet; ich reise noch heut Abend ab, um ihn aufzusuchen. Bis dahin bleibe ruhig bei Tante Clemence! Keine Angst um mich! Gott ist mein Geleit und Schutz. Tausend Küsse für Dich und die Tante. Betet für mich!

Deine Mutter."

Dann schrieb sie an den Grafen, aber nur von Kurt's Verwundung und ihrer Abreise, um ihn zu pflegen, und bat auch ihn um Ruhe, bis sie ihm wieder Nachricht geben könnte. Und sie schloß den Brief mit dem Satze:

„Nun beweis' auch Du, geliebtester Eberhard, daß Du ein ebenso tapferer Soldaten*vater* bist, wie Soldat! Auch ich will unserem Namen Wartenberg Ehre machen als muthige Soldatenmutter. Gott wird uns Allen gnädig helfen. Aengstige Dich darum nicht so sehr um mich! Ich umarme Dich mit tausend Küssen

Deine treue Gabriele."

Und jetzt stand der alte Stephan vor ihr, ein hoher Sechziger. Sie hatte ihn zu sich rufen lassen. Auch Elsa und Margarethe waren im Zimmer mit verstörten Gesichtern, und die Gräfin sprach zu dem treuen Diener:

„Stephan, ich reise noch heute nach Frankreich, um den schwer verwundeten Grafen Kurt dort aufzusuchen, damit wir ihn heimbringen, lebendig oder todt. Du stehst nun schon seit nahezu vierzig Jahren im Dienst unseres Hauses als Treuester und mir Liebster von allen! Sag' mir nun kurz, aber ehrlich: hast Du trotz Deines Alters den Muth dazu, mich auf dieser Fahrt zu begleiten? — Ueberleg' Dir's wohl! Unser Weg kann sehr schwierig werden, denn wir müssen bis in's feindliche Land. Nun, wie steht's? — Oder willst noch ein wenig Bedenkzeit?"

„Bedenkzeit?" rief der Alte, trotz seiner Trauer vor Freude ganz außer sich. „Nein, gräfliche Gnaden, was giebt's da noch zu bedenken? Der alte Stephan geht mit, und würd' er hundertmal von den Franzosen unterwegs todtgeschlagen. Ach, welche Gnade ist's für mich, daß ich Sie begleiten darf! Gott vergelt's der Frau Gräfin!"

Mit schmerzlicher Freude erwiderte sie: „Ich hatte es nicht anders von Dir erwartet, ehrlicher Alter! Nun gut, mache Deine Sachen zurecht, auch den Pelzrock! hörst Du?

denn es wird kalt sein, und um acht Uhr schon reisen wir. Also geh'!"

Mit einem Händedruck entließ sie ihn, dann wandte sie sich zu Margarethe:

„Und nun, meine Liebe, kommen Sie und helfen Sie mir auch jetzt in dieser traurigsten Stunde, die wir zusammen noch hier verlebt! Und während meiner Abwesenheit seien Sie in Allem meine kluge, kräftige Stellvertreterin!"

„Aber weine doch nicht so, liebes Kind," tröstete sie die schluchzende Elsa, „ich komme ja bald wieder und bringe den lieben Kurt vielleicht mit. Wir alle müssen nun stark sein. Es geht nicht anders. Und nun kommt, es ist höchste Zeit!"

Und es war Abend, acht Uhr schlug's, da stiegen auf dem heute ganz todtenstillen Bahnhof die Herrin und ihr Diener in ein reservirtes Coupé. Der Courierzug brauste in die kalte Nacht hinein. Zwei Andere, die sich schluchzend auf dem Perron verabschiedet hatten, fuhren im Wagen wieder bergaufwärts in das nun so einsame Wartenbergische Heim.

Die Fahrt der Mutter nach dem verlorenen Sohne hatte begonnen.

* * *

Und so ging's fort und fort in gleicher Hast, Nacht und Tag, und wieder eine Nacht, von einem Zug in den anderen. Nur dann und wann eine Stunde ungastlicher Rast im Gewirre der Bahnhöfe. Endlich nach vielstündiger Fahrt war das erste, jetzt von den Deutschen occupirte französische Gebiet erreicht. Immer bunter, immer wirrer gestalteten sich die Bilder des Krieges, dessen Schrecken, wie auch dessen Barmherzigkeit. Immer schwieriger ward das Weiterkommen. Ueberall ein Drängen und verworrenes Stocken, zugleich stundenlanges

vergebliches Warten. Und in welchen Räumen, vollgestopft von heimwärts transportirten Verwundeten und nachziehenden Gesunden! — Dazwischen noch die Schauer der düsteren, stürmischen Novembernächte! Aber das Licht der Mutterliebe erleuchtete selbst noch diese. Die Flügel ihrer Sehnsucht eilten voraus. Fort, immer fort! Von einer Stadt zur anderen! — Wer gedenkt nur noch ihrer Namen? — Nur immer hindurch, hindurch! Es muß einmal sein! Und der Wille kann und überwindet Alles. —

Endlich, endlich nach vier Nächten und drei Tagen, da sind sie nun am Ziel an der letzten, von den Deutschen besetzten Bahnstation. — Am Ziele! — Du lieber Gott! Ja, am Ziele, wo die theilnahmsvolle Hilfe der eigenen Landsleute ihr Ende hat, und der haßerfüllte Widerstand der Feinde seinen Anfang nimmt.

Ach, erst jetzt beginnt ja die eigentliche Fahrt nach dem verlorenen Sohne! —

Mit allen nöthigen Legitimationen über Stand und Reisevorhaben von dem letzten deutschen Detachements-Kommando versehen, und von den wärmsten Wünschen mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung von Seite der deutschen Offiziere begleitet, fuhr nun die Gräfin, ihren treuen Stephan zur Seite, auf einem offenen Bauernwagen auf's Gerathewohl landeinwärts ins feindliche Gebiet. —

Früh Morgens war es, der Wind strich eisig über die Waldhügel, die sie durchfuhren. So war die Gräfin ihr Lebtag noch nicht durchschüttelt worden, äußerlich und innerlich, denn der Weg war bodenlos.

Nach zweistündiger Fahrt hielten sie an einem Dorfe still. Nun eilig zum Maire und Umfrage gehalten! Die Gräfin

stieg mit Stephan schon am ersten Hause vom Wagen. Mit finsteren Blicken folgten ihr Männer und gaffende Weiber nebst Kindern. Ein paar verlotterte Franctireurs mit Flinten im Arm starrten sie lauernd an und escortirten sie zum Ortsmaire. Dieser war ein schon betagter Mann, der eben vor seiner Hausthür stand. Argwöhnisch ward die hohe Dame von ihm gemustert, als sie ihr Anliegen vorbrachte. Aber dann war selbst sein feindseliges Bauernherz von solcher Mutterliebe gerührt worden und seine hinzugetretene Frau wischte sich zuletzt mit der Schürze über die Augen. Auch sie war ja eine Mutter, und zwei Söhne von ihr standen noch im Felde. Könnte es ihr mit einem derselben nicht ebenso ergehen?

Alle Umstehenden blickten immer scheuer nach dieser vornehmen, so geläufig französisch sprechenden, fremden Frau. Aber ach, alle ihre Nachfragen waren vergebens. Niemand wußte von einem in der Nähe verwundeten feindlichen Offizier, und sie mußte daran glauben. Drum fort, immer fort! Und wieder dieselbe schaurige Fahrt! — Auch im nächsten Dorfe dieselbe Umfrage, dieselben wechselnden Scenen. Erst feindseliger Argwohn, dann menschliches Rühren mit dieser ihren Sohn suchenden deutschen Mutter. Doch wieder nur verneinende Antwort.

Und eben rumpelte der Leiterwagen wieder weiter durch einen holperigen Hohlweg. Am Ende desselben lag einsam vor dem Waldsaum eine alte, halbzerfallene Mühle, aber die Räder gingen dennoch. Ein junges Weib stand vor dem Hausthor, ihr Kind auf dem Arm. Eine unheimliche Alte, mit wetterbraunem Gesicht und struppigen Haaren — wusch eben im Mühlbach ein blutbeflecktes Hemd.

Heiliger Gott! wie's beim Anblick dieses Blutes den Kopf der Gräfin durchblitzte! — Wo Blut ist, da sind auch Wunden, und wo's Wunden giebt, da kann auch mein Sohn liegen!

Gleich einander jählings folgenden Wetterstrahlen durchzuckte diese Gedankenfolge jetzt ihr überhitztes Gehirn.

Und fuhr die alte Müllerin nicht bei ihrem Anblick leise zusammen? — Und auch dieses jungen Weibes seltsam verwunderter Blick! — Warum?

Auch der alte Stephan merkte es gar wohl und flüsterte seiner Herrin ein paar warnende Worte zu. Doch, ohne sich lange zu besinnen, brach jetzt die Gräfin, vom nun stillehaltenden Wagen, mit der Vollgewalt ihres Schmerzes aus:

„O ihr guten Frauen, erschreckt nicht so vor mir! — Seht, ich bin eine arme deutsche Mutter, und weit aus meiner Heimath bin ich hierher gefahren, um nach meinem Sohn zu suchen. In dieser Gegend hier ist er verwundet worden; ein junger preußischer Husarenoffizier. Habt ihr nichts von einem solchen gehört, ob er irgendwo hier im Wald oder auf der Straße gefunden worden ist? — Ich weiß nicht: lebt er noch oder ist er schon todt? O, wißt ihr's vielleicht? Um des Blutes Christi willen, gebt mir Antwort darauf! Und ist's eine gute, will ich's euch mit einem Haufen Gold auf der Stelle bezahlen."

„Mit einem Haufen Gold?" fragte jetzt die Alte mit zwinkernden Augen, und ließ die blutige Wäsche niederfallen. „Ei, sagt, Madame, habt ihr dies Gold auch schon bei euch?"

„Um Gotteswillen, Vorsicht, Frau Gräfin!" rief Stephan in seinem schlesischen Dialekt seiner Herrin erschrocken zu, denn ihm bangte, sie könnten hier heimlich todtgeschlagen und ausgeraubt werden.

Aber der Todesmuth der Mutter war stärker, als alle Vorsicht. Rasch griff sie in den Mantel und holte daraus ein Säckchen hervor.

„Seht her, hier hab' ich's! Ich zahl' Euch hundert Louisd'or! Wollt ihr sie verdienen, Mutter?"

Das junge Weib, das bisher mißtrauischen Auges zugehört, nickte der Alten zu. Diese trat an den Wagen näher heran und sagte dann mit vor Geldgier rollendem Blick in heiserem Tone:

„Na, so gebt mir das Geld, Madame! Wir haben's redlich verdient, denn, so wahr Jesus Christus mir gnädig sei, ein junger preußischer Offizier liegt bei uns drinnen und er lebt auch noch, spricht auch gerade so französisch, wie Sie selber."

„Ach, ach, er lebt noch! — O Gott sei gepriesen!" rief die Gräfin, und der Beutel voll Gold glitt hinab in der Alten knochige Finger. Das Weib mit dem Kinde war eilig verschwunden.

O wie flog jetzt die Mutter vom Wagen herunter! Kaum nahm sie sich noch die Zeit, um dem alten Stephan zu sagen, daß er einstweilen hier bleiben und das Gepäck hüten solle. Dann wankte sie athemlos hinein in's schon ganz baufällige Haus. Kaum, daß die Alte mit dem krampfhaft festgehaltenen Beutel ihr nachhumpeln konnte.

Betäubender Dunst schlug der Gräfin im Hausflur ins Gesicht. Und jetzt trat auch das junge Weib wieder gegen sie heran und sagte besorgt: „Nicht so pressirt, Madame! Er liegt in unserer Hinterkammer und ist sehr schwach. Da könnte der freudige Schrecken gar leicht sein jäher Tod sein. Und mein eigener Mann, der Müller, liegt auch bei ihm.

Drum kommt in unsere Stube, Madame! Dann will ich erst einmal spioniren, wie's mit Ihrem Sohne gerade steht, und ihn ein bischen vorbereiten."

„Ja, gute Frau, Ihr habt Recht!" flüsterte die Gräfin. „Ich danke Euch für eure Vorsicht. Macht Eure Sache nur recht gut!"

Von dem jungen Weibe geführt, ging sie nach der offen stehenden Wohnstube und brach dann auf der Holzbank erschöpft zusammen.

Die Andere lief zuerst in ihre eigene Kammer nebenan, wo sie den Geldbeutel ausgekramt, dessen Goldstücke gezählt und dann im Strohsacke ihres Bettes versteckt. Dann trat auch sie wieder zur Gräfin herein, setzte sich neben sie und schwatzte ihr auf einmal redselig vor: „Ja, ja Madame, wie's doch oft auf dieser Welt merkwürdig zugeht! — Da kommt neulich vor acht Tagen — es war just ein Freitag — eine Patrouille von diesem verfluchten deutschen Gesindel bis in unseren Gemeindewald herein geritten. Aber die Unserigen lagen auch schon hinter den Bäumen auf der Lauer, und piff, paff, puff! ging's da herüber und hinüber. Da hat auch Ihr Sohn, wenn er's wirklich ist, eines hinaufgekriegt und ist vom Gaul gefallen mit noch zwei anderen, die aber gleich maustodt waren. Aber diese deutschen Räuber und Mörder, noch im Retiriren schossen sie auch dem Monsieur Jaques Pierre, meinem Schwiegersohn, eins hinauf, der als Franctireur mit dabei war. Und da kamen nun die Zwei, der Müller und Ihr Sohn, nebeneinander zu liegen, jeder zerschossen, daß Gott erbarm', aber der Deutsche doch noch viel ärger. Da wollten ihn nun die anderen Franctireurs mit ihren Gewehrkolben vollends todtschlagen, doch des

Müllers Weib, wißt Ihr, meine Tochter, die in den Wald nachgelaufen kam, diese dauerte das arme junge Blut und sie bat um Pardon für sein Leben. Und da nahmen sie ihm denn nur seine Uhr, sein Geld und den Gaul. Dann haben sie alle Zwei zu uns in die Mühle getragen, meinen Schwiegersohn und den jungen Offizier, und da liegen sie noch heute neben einander in unserer Kammer. — Man hat doch auch sein christliches Herz auch für seine Feinde, wie uns unser Heiland gelehrt hat. Aber ist es nicht zum Verwundern? Da kommen Sie nun daher, Madame, weit aus diesem gottverfluchten Sauerkrautland, und müssen's gerade mit ansehen, wie ich des Müllers blutiges Hemd waschen will, das bringt Sie auf den Gedanken, daß Ihr Sohn bei uns liege: na, da mag freilich unser Herrgott mit im Spiele sein. Doch Euere ganze Ketzerarmee von Räubern und Mordbrennern wird sein allmächtiger Arm in Grund und Boden schlagen und uns zu Hilfe kommen. Ja, wir Franzosen sind noch gute, rechtgläubige Christen."

Mit traurigen Augen hatte die Gräfin diesem wilden Fanatismus der Alten zugehört. Wie einer Hexe bei der Geisterbeschwörung rollten ihre grauen Katzenaugen. Umsonst rang sie nach einer Erwiderung. Wie fest gefroren schien ihr alles Blut und die Stimme wie erloschen. Und doch wieder — welcher Sonnenblick durchflammte jetzt ihr Mutterherz in dieser rauchgeschwärzten Mühlstube!

„Ach, ach, ich habe ja meinen Sohn wiedergefunden, und er lebt noch! Aber wie, wie lebt er noch?" klagt' es wieder in ihr.

Da eben trat die junge Müllerin herein, ein noch üppiges, strammes Weib, und sagte, nicht ohne Mitleid in Mienen und Wort:

„Nun könnt Ihr schon zu ihm kommen, Madame! Der Müller, mein Mann, ist eben ein wenig aufgestanden und in die Kammer meiner Mutter gegangen. Da könnt Ihr Zwei mit einander reden, was Ihr wollt! Viel wird's ohnedem nicht mehr sein, denn er ist sehr schwach, aber heute geht's schon noch. Kommt jetzt, Madame!"

„Und weiß er auch schon, daß ich hier bin, ich, seine Mutter?" fragte die Gräfin voll Angst und fuhr auf von der Holzbank.

„Na, na, ich sagt' ihm eben, eine fremde Frau sei da, die ihn besuchen wolle; daß Sie seine Mutter sind, wird er dann schon selber sehen. Aber gebt mir jetzt die Hand! Unser Hausgang ist ein wenig dunkel."

Und, von der Müllerin geführt, tastete jetzt die Gräfin an der Wand hin über zerbrochene, unebene Steinplatten bis zu hinterst zur Kammer. —

Mit Mühe halb aufgerichtet, harrte der Verwundete unterdessen schon seit ein paar Minuten auf den ihm angekündigten, räthselhaften Frauenbesuch.

„Wer in aller Welt kann das nur sein, hier auf feindlichem Gebiet, wo nicht einmal die tapfersten meiner Kameraden mich mehr aufsuchen konnten? — Und jetzt eine Frau noch gar? — Wer kann die sein?"

Doch wie auch sein fieberheißer Kopf hin- und herrieth, sein Herz sagte ihm immer wieder: von allen Frauen auf der ganzen Welt kann das nur meine eigene Mutter sein!

Dann aber lachte er schmerzlich, wie im Irrsinn, vor sich hin.

„Meine Mutter? — Wie sollte diese bis hierher gedrungen sein, eine einzelne Frau, und mich hier gefunden haben, in dieser

verlassenen Waldmühle? Wir leben ja nicht in der Märchenwelt. Ach nein, es ist ja gar nicht menschenmöglich: es kann nicht meine Mutter sein!“

Ach, und doch, wie abgrundtief rief seine Sehnsucht nach ihr! „O, nur einmal noch in ihre Augen schauen, sie noch küssen und dann in ihren Armen friedlich sterben zu dürfen! — Ach, ach, meine Mutter!“ —

Und jetzt, ganz hinten im düstern Hausflur, erschloß die junge Müllerin eine niedrige Thür.

Wie da der Mutter das Herz klopfte! Der Athem ging ihr völlig aus.

Das Weib trat wieder zurück. Jetzt stand die Thür halb offen. Düster fiel das Tageslicht herein durch kleine, runde, schon erblindete Fensterscheiben.

Jetzt noch ein angstvoll suchender Mutterblick! — Und, weiß es der allmächtige Gott! Dort hinten auf dem schmutzigen Bett diese bleiche, halb aufgerichtete Gestalt, das ist er!

Auch sein mattes Auge erkennt sie sogleich. — Und „Mutter, Mutter!“ — „Mein Kurt, mein Sohn!“ tönt der Beiden schmerzlich froher Gruß. Sie stürzt vor ihm nieder, er umfaßt ihr Haupt, und in langem Weinen erstirbt jedes weitere Wort ...

Die Mutter hat ihren verlorenen Sohn wiedergefunden!

Und jetzt, da ihm die Hände wieder matt von der Umarmung herabgesunken, jetzt schaute er sie an mit tiefdurchdringendem Blick, und ihr Gesicht, ihre Brust fing er an, zu betasten, als wollte er sich wehren vor jeder Fieberphantasie, und er fragte in höchster Erregtheit: „Bist Du's denn wirklich? Und wer hat Dich denn hergeführt diesen weiten, blutigen Weg, daß Du mich gefunden hast, hier am Ende

der Welt? — Ach, bist Du eine treue Mutter! Wo giebt's noch eine, gleich Dir?"

„O, rege Dich nicht so sehr auf, lieber Kurt!" bat sie ängstlich und barg sein müdes Haupt an ihrer Brust. Dann sprach sie wieder engelsmilde:

„Die Mutterliebe hat mich hergetrieben und Gottes Engel haben mir den Weg zu Dir gezeigt. Ich selbst hätt' ihn ja unmöglich gefunden. Aber nun hab' ich Dich ja, und bleibe bei Dir, bis wir zusammen wieder heimfahren können. O, sei nur jetzt recht ruhig, lieber Kurt! Jede Aufregung thut Dir ja weh."

Aber er schwieg dennoch nicht. Er fühlte zu tief, daß die Minuten gezählt seien, und sprach mit immer schwächerer Stimme:

„Mit einander heimfahren, liebste Mutter? — Ach nein, ich reise voraus und Du folgst mir nach, aber in ein anderes Vaterhaus, als unseres auf Erden! — Ach, daß ich Dich nur einmal noch gesehen und geküßt! Nun ist mir leicht, himmlisch leicht. Küsse für mich den lieben Vater, Erich und Elsa und Alle in Wartenberg! Sie sollen meiner in Liebe gedenken! — O du mein Gott, wie werde ich so matt! Mutter, Deine Hand, Dein Herz! — Schlafen, ach schlafen!"

Und er lehnte sein todmüdes Haupt an ihre Brust. Friedlich war er eingeschlafen; sein bleiches Gesicht aber lächelte schmerzlich.

Ward das jetzt eine Stille in dieser düsteren Kammer!

Und kaum war noch eine Viertelstunde verronnen — dann noch ein tiefer, langer Seufzer, sein Kopf senkte sich — sein Geist entflog.

Und wieder eine Viertelstunde stummen, inbrünstigen Muttergebetes!

Da ward die Kammerthür sacht aufgethan, die Müllerin mit ihrem älteren Mädchen sammt der greisen Mutter lugten neugierig herein. Sie hatten schon draußen lange gehorcht, und, da es drinnen gar so todtenstill geworden war, ahnten sie wohl, was unterdessen geschehen sei.

Das Mädchen lief auf der Mutter Geheiß hinaus zum alten Diener, um auch diesen herbeizurufen. Und wie eben die Gräfin sich erhob und das Haupt des todten Sohnes aus ihrer Umarmung bedächtig auf das Bett zurücklegte und dann wieder davor niedersank, da knieten auch die zwei Weiber sammt dem Mädchen vor der offenen Kammerthür nieder, schlugen ein Kreuz und murmelten ihre Gebete.

Der alte Stephan stand mit tiefgebücktem Kopfe hinter ihnen und vergoß bittere Thränen vierzigjähriger Dienertreue um seinen todten jungen Grafen.

Welch' ein Bild heimathlichen Friedens in der feindlichen Fremde!

Jetzt erhob sich die Gräfin. Das Beten der Anderen hatte sie aus ihrer Versunkenheit aufgeweckt, und mit verweinten Augen blickte sie auf den treuen Diener und die betende Gruppe.

Bei diesen ihr doch so fremden, und vorher so feindseligen Weibern dennoch solch' menschliches Mitgefühl zu sehen, that ihr trotz alledem wohl. Aber keine Thräne entrang sich jetzt mehr ihrem Auge, keine Klage ihrer Brust. Sie hatte noch zu viel Muth und Ausdauer nöthig, um Alles für die Leiche und deren Heimführung anzuordnen und auch sogleich von hier aus an den Grafen all' ihre Erlebnisse schriftlich mit=

zutheilen. Die telegraphische Nachricht an ihn, wie den Bruder und die Schwester, mußte sie auf die nächste Bahnstation verschieben.

Aber was noch viel mächtiger, als all' diese äußerlichen Gründe, ihr Herz zu heroischer Selbstbezwingung drängte: das war ihre eigenste, wahrhaft religiöse Innerlichkeit.

Wie unzählige Male hatte sie auf ihrer mühseligen Herfahrt ihrem Gotte feierlich gelobt, daß sie gewiß nicht in übergroßen Jammer ausbrechen wollte, wenn er sie nur ihren verlorenen Sohn finden und noch lebend antreffen ließe. Und, nun diese außer dem Bereich aller Wahrscheinlichkeit liegende Gnade ihr wirklich zu Theil geworden, so sagte sie sich, wäre ihr's wie gottloser Undank vorgekommen, wenn sie ihr Gelöbniß jetzt nicht auch gottergeben gehalten hätte. Auch bei diesem schmerzlichsten Trauerfall ihres Lebens dachte sie nicht selbstsüchtig an sich allein; alle die anderen zahllosen Mütter, denen ein gleiches Opfer auferlegt worden, von denen aber nur die allerwenigsten ihren sterbenden Sohn noch einmal umarmen und mit heimführen durften — alle diese noch viel Bedauernswertheren standen auch jetzt vor ihrer großen Seele und mahnten sie zu desto heldenmüthigerer Ergebung.

So ging sie denn mit ungebrochener Seelenkraft an ihre Arbeit. Ein ausführlicher Brief an des Todten Vater war ihre erste.

Unterdessen hielt der alte Stephan in der Kammer die Todtenwache. Die äußerliche Anordnung dazu war freilich mehr als ärmlich. Nicht einmal zwei einzige Kerzen, wenn auch nur aus Unschlitt, konnten aufgetrieben werden. Ein paar Oellampen mußten aushelfen, aber die Thränen des treuen Dieners gaben auch ihren Glanz dazu.

Die Gräfin von Wartenberg war keine jener allzu weichherzigen Frauen, die sich vielleicht in gleicher Lage durch solche kleinlichen Nebenumstände besonders hätten rühren lassen. Immer mit gleich großem Maßstab im Empfinden wie Denken wußte sie auch jetzt zu handeln, wie's die Verhältnisse von ihr erforderten.

Nur, als sie bei ihrer Frage nach der Sargbereitung von der Müllerin die Antwort erhielt, daß schlechterdings keine Bretter dafür im Hause seien, sie müßten denn gerade aus dem Speicherboden erst herausgerissen werden, da konnte die Majoratsherrin denn doch die tragische Reflexion darüber nicht ganz unterdrücken: Die Wartenbergischen Wälder daheim würden wohl hinreichen, um zu den Flotten aller Meeresschiffe Holz und Masten zu liefern, und für den vormaligen Erben all dieser Tannen- und Eichenforste gebricht es jetzt hier an vier alten Brettern für seinen Sarg!

Doch weg damit! — Ihr Leidenskelch war ohnedem ja schon übergeronnen, was sollte nun noch dieser besonders bittere Tropfen für sie bedeuten? Und ist es denn seinen gleich heldenhaften und oft auch gleich reichen Kriegskameraden auf den Schlachtfeldern besser ergangen oder nicht meist noch viel schlechter? — Drum im eigenen Mutterleid nur immer auch das andere hundertfache recht mit empfunden mit gleichem Opfermuth für's gemeinsame Vaterland, und aller eigene Schmerz verliert seine egoistisch düstere Färbung.

Diese patriotischen Gedanken standen, aufrichtend und tröstend, der Gräfin während dieses ganzen Tages zur Seite und auch in der darauf folgenden Nacht, die diese abwechselnd mit Stephan und den Müllersleuten in der Todtenwache betend

verlebte. Keine Minute versank sie mehr in zu herbe oder zu schwächliche Trauer.

Am zweiten Morgen war Alles zur Heimfahrt für den edlen Todten bereit. Zwar lag er nun wirklich nur in einem Sarg aus vier rohen Speicherbrettern, die, in Ermangelung eines Tischlers, der alte Stephan mit dem noch halb lahmen Müller zusammengenagelt; doch auch in dieser armseligen Bretterhülle war's ein ergreifend schönes Leichenbild. Auch keine Blumen zierten den Todten. Dafür lag aber ein anderer Schmuck auf seinem Husarenrock, der viel kostbarer war, als er in allen gräflichen Treibhäusern erblühen konnte, denn er kam von seinem König und Kriegsherrn: das Eiserne Kreuz. In seinen gefalteten Händen trug der Grafensohn auch noch ein anderes von gebräuntem Elfenbein, das die Müllersfrau aus ihrem eigenen Besitz ihm zum letzten Heimweg hineingelegt hatte.

So unheimlich die Ankunft der Gräfin hier gewesen, als diese zwei Weiber sie feindselig lauernd auf ihrem Leiterwagen angestarrt, so rührend und dankbar war jetzt der Abschied. Die junge Müllerin konnte vor Schluchzen kaum Lebewohl sagen; auch der Alten liefen — seit wann wohl wieder? — ein paar Tropfen über ihr starres, runzeliges Gesicht, und an diesem menschlichen Mitleid hatte die überreiche Bezahlung ihrer Pflege keinen Antheil gehabt. —

Als ob auch der Himmel selber sich freue über die Heimfahrt dieser Mutter mit dem wiedergefundenen Sohne, hatte schon in der Nacht das Wetter völlig umgeschlagen, und heller Sonnenschein beschien jetzt den kleinen Leiterwagen, als er mit der Gräfin und Stephan sammt dem kostbaren Schatz im Sarge wieder den waldumsäumten Hohlweg hinaufgeschleppt ward.

In beiden Dörfern, die sie jetzt wieder durchfuhren, liefen alle Bewohner zusammen; diesmal aber entblößten alle Männer stumm und staunend den Kopf. Die Weiber schauten ehrerbietig zur Mutter, der ein solches Wagestück in Feindesland gelungen war. Nicht ein einziger lauter Ton, keine spöttische oder zornige Miene entweihte jetzt mehr diese feierliche Durchfahrt mit einem Todten.

Zu allmächtig war der Eindruck auch auf die rohesten Gemüther, und die überall gleich ewig heiligen Begriffe von Mutterliebe wurden auch von ihnen verstanden und geehrt.

Zur Mittagszeit war die erste, von den Deutschen occupirte Bahnstation glücklich erreicht. Wie ein Lauffeuer eilte das Gerücht davon durch die Truppentheile. Die Gräfin war im Gasthofe des kleinen Städtchens abgestiegen. Alle Offiziere machten ihr dort ihre Aufwartung und konnten ihr nicht genug ihr Staunen und ihre Bewunderung über das Gelingen dieser heldenmüthigen Fahrt auszusprechen. Ein gräflicher Johanniter-Ritter erbat sich von ihr als besondere Ehre, sie bis nach Wartenberg geleiten zu dürfen. Sie nahm es dankbar an. Jetzt aber hatte sie noch schnellstens den Brief an den Grafen auf die Post besorgen und noch die nöthigen telegraphischen Botschaften an ihre Lieben vorauseilen zu lassen.

Das Telegramm an den Vater lautete:

„Kurt ist im himmlischen Vaterhaus. Habe ihn noch lebend gefunden und er ist in meinen Armen friedlich gestorben. Reise eben mit der Leiche heim. Ich selber trotz aller Mühsale und Trauer kräftig an Leib und Seele. Bleib' es auch Du, liebster Eberhard! Brief unterwegs. Gott tröste Dich! Ewig treu Deine Gabriele."

Zwei ähnliche Telegramme gingen noch an Erich und Elsa ab und dann, ach dann, hatte sie nach all' diesen unsäglichen Aufregungen nur noch die einzige Sehnsucht: erst noch etwas essen! — Wie lange hatte sie doch schon hungern müssen! — Und dann, ob auch die Sonne noch am Himmel stand, schlafen — schlafen! — Und auch dem alten Stephan that es noth.

O so speist euch, schlaft und träumt, du Herrin sammt dem Diener! Und wenn ihr, nach vielleicht trügerisch frohen Träumen, wieder aufwacht, dann erschreckt nicht allzu sehr vor der tief traurigen Wirklichkeit! —

Und wieder vier Tage und drei Nächte auf der Heimfahrt. Aber doch um wie viel leichter unter dieser besorgten ritterlichen Begleitung und auch um wie viel stiller im Herzen, als auf dem Hinweg! — Jetzt waren ja schon die bittersten Tropfen des Opferkelches von ihr weggetrunken.

* * *

Der Graf Hans Eberhard, der nach dem früheren, meist thatenlosen Herumliegen vor den Mauern Straßburg's jetzt mit seinem Reserve-Cavallerie-Regiment in den Vogesen stand, und für eine besonders kühne Attaque auf eine Franctireurs-Abtheilung sich in den letzten Tagen gleichfalls das Eiserne Kreuz verdient, war schon durch die erste Nachricht von Kurt's Verwundung und der Abreise seiner Gemahlin auf's Tiefste erschüttert worden. Nicht nur die Trauer um den wahrscheinlichen Tod seines Lieblingssohnes und Erben, fast noch mehr die tödtliche Angst um das ungewisse Schicksal seiner von ihm so unendlich verehrten Frau, hatten ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr gelassen. Als noch das letzte Telegramm

vom schon erfolgten Tode Kurt's ihn ereilte, fühlte er sich völlig unfähig zum Dienste, er mußte sich krank melden, und sich die Erlaubniß zur Heimreise erbitten. Er konnte nicht mehr.

Wohl war er durch und durch ein spartanischer Mann, und auch hier vor dem Feinde, aber er war auch ein Mensch und Vater!

Nachdem er sich dem Arzte vorgestellt, war ihm die Bewilligung zur Heimfahrt auch bereitwilligst ertheilt worden, da er ja ohnehin nur aus ganz eigenem Antrieb in's Feld gezogen. Und mit den ehrenvollsten Abschiedsgrüßen trat er seine Heimfahrt nach Wartenberg an, zu gleicher Zeit, als noch seine Gemahlin mit dem todten Sohne unterwegs gewesen.

Elsa, die arme Schwester, mußte sich vor Schmerz um den todten Bruder sogleich zu Bette legen, Margarethe saß wie versteinert vor ihr. Sie hatte keinen Kopf mehr zum Denken, kein Herz zum Empfinden. — Und wenn auch, was hätte sie denn jetzt denken und fühlen sollen? Nurmehr leiblich lebte sie, verrichtete mechanisch ihre Pflichten und harrte wie stumpfsinnig der Zukunft.

Und erst Erich! — Vielleicht war kein Glied der ganzen Familie so tief aus allen Himmeln durch diesen Todesengel herabgestürzt worden, als eben er.

Die Eltern und Elsa konnten doch für ihren, wenn auch noch so großen Schmerz auf allmähliche Linderung hoffen. *Sein* Lebensglück aber schien ihm jetzt vernichtet für alle Tage. Wer wollte wohl noch fragen: warum?

Wie gut war es jedoch für ihn, daß er des Bruders Tod jetzt bei der Gräfin Clemence erfahren durfte!

Seltsam! — Diese ehrwürdige Matrone hatte gewiß ein zartbesaitetes Herz, dem kein Ton menschlicher Empfindung fremd blieb, auch jener der tiefsten Trauer nicht. Aber sie zählte auch achtzig Jahre. In solch' hohem Alter hat nach höchst weisem Gesetz der Natur aller Schmerz den schärfsten Stachel schon verloren. Was wir irrthümlich oft verknöcherten Egoismus nennen, ist nur eine dem Alter erwiesene Wohlthat, die man diesem, das ohnedem schon so viel Trauriges erlebt, und auch keine rechte Zeit mehr hat zum Wundenvernarben, gerne gönnen soll.

Und so ließ die altersweise Großtante ihren petit neveu, wie sie ihn immer zärtlich nannte, erst seinen stürmischen Schmerz um den Bruder ausweinen. Selbst auf den gemeinsamen Mittagstisch verzichtete sie heute, und auch sie weihte dem edlen Todten ihre Thränen, wenn auch in ihrer stilleren Weise.

Als dann aber der erste Sturm sich während des Tages in Erich's Herzen ausgetobt, ließ sie ihn bitten, den Abend wieder mit ihr zu verleben. Sie saß in ihrem altgewohnten Lehnsessel am Kamin, er neben ihr auf einem Stuhl, gebrochen vor sich hinschauend, und erst jetzt begann sie ihr Trösteramt.

Seine heiße Hand nahm sie in die ihrige, die immer kühl war, sah ihn mit ihren lieben alten Augen an und sagte mit milder, jetzt etwas zitternder Stimme:

„Sieh', mein guter Erich, daß Du jetzt gar so schmerzlich Deinen seligen Bruder beweinst, das rührt mich tief, und hat Dich mir noch viel mehr affektionirt gemacht, als schon zuvor, denn wie so mancher andere zweitgeborene Bruder, der durch den Tod Majoratserbe geworden wäre, würde sich nun ganz

anders benehmen! Ja, er könnte sogar noch eine gewisse Religiosität dabei affektiren, nach der er sich in die Providence des lieben Gottes resignirt ergeben müsse. Man kennt schon diese espèce de religion! Aber siehe, mon chèr petit neveu, Deine Religion, in der Du Dich über diese Providence halb zu Tode grämst, ist mir und auch gewiß unserem Herrgott doch viel lieber. Ach ja, ich weiß von Dir: Du warst schon von Kind auf ein absolument neidloser Bruder unseres seligen Kurt, und kein sacrifice wäre Dir zu schwer gewesen, um ihn am Leben erhalten zu können."

Nur mit halber Theilnahme hörte Erich auf dieses Lob. Er hatte jetzt so ganz andere Gedanken. Aber auch diese errieth die herzenserfahrene Großtante, und sie fuhr fort:

„Und noch ein anderer Punkt, mein guter Erich, den ich berühren muß, mit dem ich Dir aber, weiß Gott, nicht wehe thun will. Siehe, mein altes Herz weiß auch ganz gut, welch' anderes Glück und welch' andere Hoffnungen in dem Sarg unseres seligen Kurt für Dich mitbegraben liegen. Ich will es gar nicht mit Namen nennen aus diskreter tendresse für Dich. Nur das Eine laß' mich Dir sagen: Wer auf ein so langes Leben zurückblickt, wie ich, der weiß auch aus Erfahrung, daß gar manches anders kommt, als man oft denkt und befürchtet. Und darum laß' jetzt Deine einzige Sorge sein, daß Du vor der Hand Deinen lieben Eltern ein pietätvoller Sohn bleibst, und die Zukunft lege getrost in dessen Hände, darin unser Aller Schicksal liegt! Drum keine désespérance, mein lieber Junge! Kommt Zeit, kommt Rath, ist ein ganz excellentes proverbe, und wenn ich einmal todt bin, und Du mein Testament kennen lernst, dann wirst Du darüber staunen, mit welchem minutiösem Calcül ich an

Deine Zukunft und noch an die einer Anderen gedacht habe. Doch schweigen wir nun, und embrassire Deine Dir bis in den Tod getreue Großtante!"

Sie breitete ihre Arme gegen ihn aus und Erich ließ sich willig von ihnen umschließen.

Nur die paar Sätze konnte er noch hervorschluchzen: „Ach, beste Großtante, wie bist Du engelsgut mit mir! — Jetzt aber laß' mich schlafen gehen! Ich bin todmüde."

Er schritt hinaus. Die alte Gräfin trippelte ins Nebenzimmer an ihren eisernen Schrank, holte ihr Testament wieder heraus und sprach zu sich selber: „Testamentarische Bestimmungen soll man niemals verschieben, sondern immer dann treffen, wenn man eben in der richtigen Stimmung ist."

Und sie schrieb ein neues Codicill nieder, dessen Inhalt einst Alle nach ihrem Tode überraschen sollte.

* * *

Nun war auch die Heimfahrt der Mutter mit dem todten Sohne bald glücklich überstanden. Nur noch wenige Stunden trennten sie von der Heimath. Von den zwei Schloßthürmen wehten aber schon seit der ersten Todesnachricht riesige, schwarze Flaggen herab, die weit und breit den Bewohnern des gräflichen Majoratsgutes verkünden sollten, welches kostbare Opfer dieser heilige Krieg auch von dem vornehmen Grafenhause gefordert hatte.

Und welche großartige Leichenfeier harrte daheim des Sohnes in denkbar grellstem Gegensatze zu seinem Tod in jener armen Mühlenkammer!

Zwar hatte die Gräfin, noch kurz vor ihrer Heimreise, telegraphisch darum gebeten, daß sie gar Niemand auf dem

Bahnhofe abholen sollte. Die Ankunft war ja überhaupt nur bei schon hereingebrochener Nacht möglich. So ward denn auch ihr Wille von Allen respektirt, und nur acht Bergknappen harrten mit einer schwarz verhängten Todtenbahre auf dem Perron, um die Leiche bei deren Ankunft sogleich zum Schloß ganz geräuschlos hinaufzutragen. Die Gräfin selber mit Stephan fuhr im Wagen langsam nach.

Als sie am Schloßportal dann ausstiegen, waren es nur Elsa und Margarethe, die ihr weinend in die Arme sanken. Erich ward erst morgen Vormittag, der Graf denselben Abend erwartet. Der armselige rohe Sarg wurde einstweilig im großen Empfangsaal niedergestellt, bis er mit einer glänzenderen, wenn auch gleich letzten Behausung des edlen Todten vertauscht werden konnte. —

Schweigen wir vom Wiederzusammentreffen des als gebrochener Mann heimgekehrten Vaters, sowie auch des tiefgebeugten Bruders, mit der Frau und Mutter! — Am Morgen des Begräbnisses bewegte sich der Leichenzug unter den Klängen des von der Bergmannskapelle gespielten Beethoven'schen Trauermarsches vom Schloßportal erst durch den Burghof und dann noch weit in den Hauptweg des Parkes hinaus, um, rings um die Südseite des Schlosses herum, die Gruftkapelle zu erreichen.

Prachtvoll aus Ulmenholz und mit Silber beschlagen war jetzt der heimathliche Sarg. Duftende Blumengewinde, Lorbeerkränze, auf schwarzem Sammetkissen der Säbel und Husarenkalpak nebst dem Eisernen Kreuze, waren dessen äußerer Schmuck auf dem Deckel. Rechts und links hingen die Wartenbergischen und Strahlenheim'schen umschleierten Wappenschilder. Zu beiden Seiten, mit wallendem Trauerflor an

den Hüten und brennende Wachsfackeln in den Händen, gingen die gräflichen Diener.

So gebrochen auch erst der Majoratsherr und Erich heimgekehrt, jetzt schritten Vater und Sohn, Beide in der Uniform ihrer Regimenter, und mit dem Eisernen Kreuze dekorirt, wie zwei leibhaftige Idealbilder mannhaft patriotischer Ergebung hinter dem Sarge. In der Beiden Mitte wandelte als eine königliche Beherrscherin des Schmerzes die Mutter. Schluchzend folgte Elsa, geführt von Margarethe. Den eisgrauen Bergdirektor an der Spitze machten die gräflichen Beamten, ein paar Hundert Bergleute und viele Männer und Frauen vom Dorfe den stillen, traurigen Schluß.

Am ergreifendsten war der letzte Augenblick, als nach der Grabrede unter dem Absingen eines Chorals der Sarg versenkt ward in die Ahnengruft der Kapelle, an deren Wänden manch' ritterlicher Wartenberg in erzener oder marmorner Gestalt aufgerichtet dastand, kniete oder wie schlafend dalag, mit dem Hunde, dem Sinnbild der Treue zu seinen Füßen.

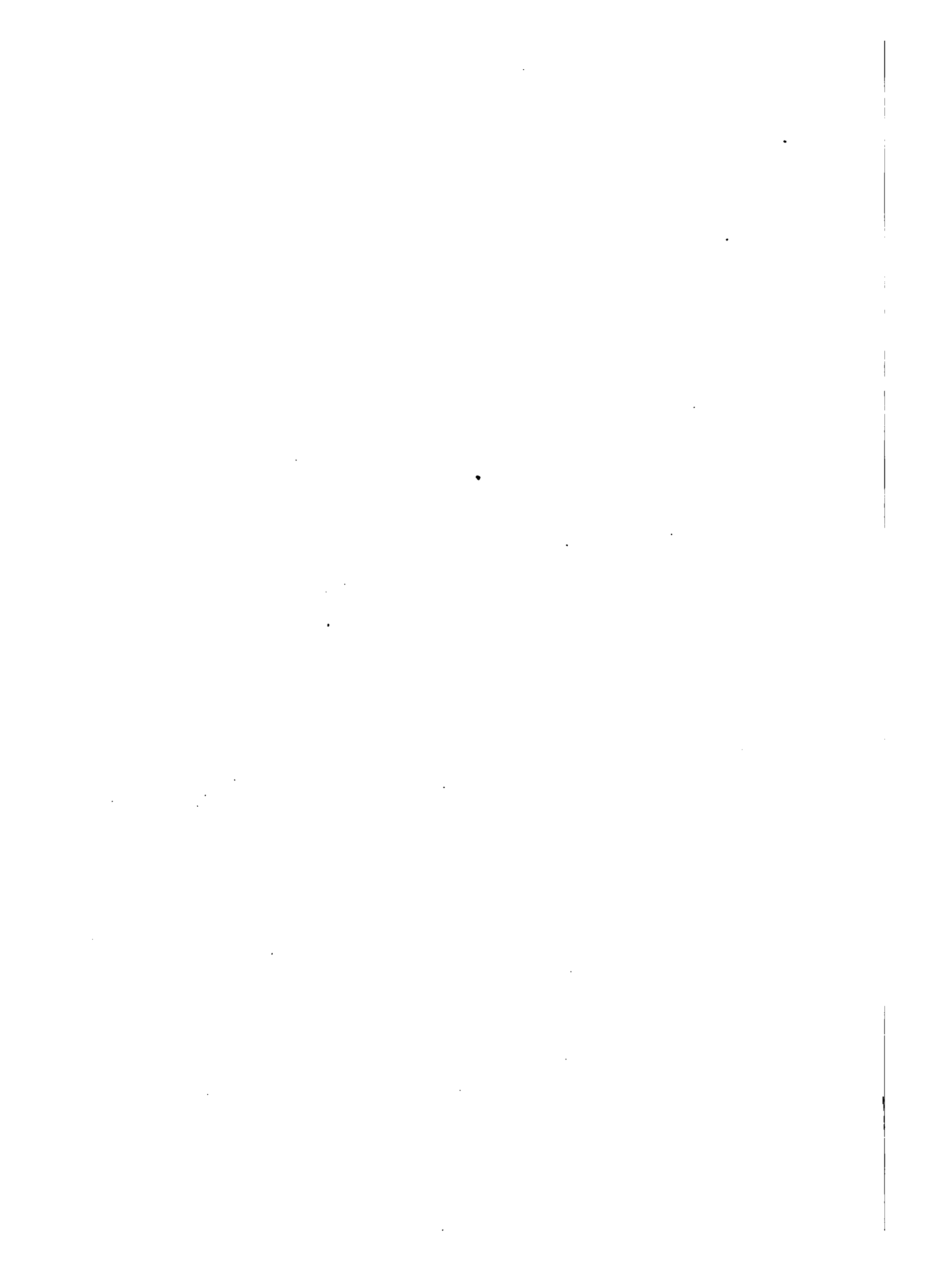
Es war so hehr und feierlich, als ob Jeder ahnend verspürte: der Genius des deutschen Volkes habe segnend auf Alle die Hände niedergehalten.

Und so war der Treueschwur dieser drei Wartenbergischen edlen Ritter zur glorreichen That geworden. — Ihr Eisernes Kreuz, Wunden und Tod zeugten dafür.

Aber die Frau und Mutter dieser drei Ritter! — Aus welch' irdischem Metall wäre wohl das Ehrenzeichen für sie selber zu schmieden?



Drittes Buch.





Erstes Kapitel.

Neues Leben.

Wenn Einem soeben eine Herzwunde geschlagen worden, deren Schmerz noch alle Sinne verdüstert, und ein Fröhlicher sagte zu ihm: „Tröste Dich, die Zeit heilt jede Wunde!" — gewiß! solches Wort würde diesem Traurigen banal und gefühllos klingen, jedes Mitklagen hingegen ihm viel sympathischer wohlthun.

Und doch ist dieser Satz von der Heilkraft der Zeit so wahr und alt, wie der seelische Schmerz selber. Sonst hätten die Völker in ihrer Fortentwickelung schon längst verkümmern müssen, und das Antlitz der Menschheit trüge fort und fort die Signatur der Ohnmacht und Verzweiflung, während diesem doch neben allem Weh auch stets der Ausdruck muthiger, hoffnungsvoller Kraft eingeprägt geblieben.

Diese Heilung durch die Zeit hatte sich nach nun sieben Vierteljahren auch hier vollzogen im Schloß, wie Dorf Wartenberg, gleichsam wie in einem mikrokosmischen Bilde des ganzen deutschen Volkes.

Jedes Merkmal jenes langen, blutigen Krieges, Trauer und Angst, waren spurlos weggeweht, und alle jungen Wartenberger gingen längst wieder ihrer Arbeit nach, auf und unter der Erde. Selbst der einarmige Holzhauer und der Bergmann mit dem Stelzbein hätten ebenso gut nur einen Unfall vermuthen lassen können; so munter freuten sich jetzt diese, auch materiell ganz gut versorgten jungen Invaliden ihres Lebens.

Auch droben bei den Schloßbewohnern waren all' die schwarzen Gewänder und Schleier wieder mit lichteren Farben vertauscht worden. So gewöhnte sich bei deren Anblick auch das Herz täglich mehr an den Abschied der alten, traurigen Gedanken und an den Willkommgruß neuer, freudiger, die ja so gerne dessen Gefährten sind, so jählings sie auch vorher daraus verstoßen worden.

Und auch bei diesem, sich langsam vollziehenden Stimmungswechsel hatte sich das Herz der gräflichen Frau und Mutter, wie schon vorher während der Kriegszeit, wieder so recht bewährt, das ganze Haus mit neuen Hoffnungsstrahlen erhellend und erwärmend.

Nur in stiller, ernster Zwiesprache mit ihr hatte der Majoratsherr im ersten Winter einigen Trost gefunden. Außerdem war er, meist in sich verschlossen, auf seinem Arbeitszimmer gesessen oder plötzlich mit dem Wintersturm um die Wette durch Wälder und Felder geritten, als wollte er seiner Trauer entrinnen, die doch immer wieder mit ihm heimgekehrt. — Selbst Elsa's mitunter unbewacht entschlüpftes Lachen that ihm weh, wie eine Verhöhnung seines Schmerzes, und nur das Anhören ernster Musik, namentlich mit Margarethens weihevollem Vortrage, war ihm erträglich gewesen.

Er hatte ja gerade seinen Erstgeborenen zu zärtlich geliebt, zu tief sich dessen ganzem Wesen verwandt gefühlt. An den Trost, daß er noch einen Sohn zum Ersatze habe, konnte er sich nur langsam gewöhnen. Erich's geistige Wege waren von jeher mit den seinigen zu weit auseinander gegangen, und zu oft hatten sich ihre Lebensanschauungen wie zwei feindliche Parteien gegenübergestanden.

Und doch hatte er sich gestehen müssen, daß auch dieser Sohn ihm auf dem Schlachtfelde trotz seines Gelehrtenthums nur Ehre gemacht, und daß er nun auch seit Kurt's Tode Alles in seiner Liebe gethan, um ihm den Schmerz wegen des gefallenen Erstgeborenen versöhnen zu helfen. Und hätte der Vater erst geahnt, wie schwer Erich auch noch wegen Margarethe gelitten, und doch Niemand im Hause damit belästigt: in dieser heroischen Selbstüberwindung hätte der überlebende Sohn erst recht verdient, den ganzen Platz des todten Bruders im Vaterherzen einzunehmen.

Und wie seltsam! — Der Graf von Wartenberg war gewiß sein Lebtag ein patriotischer, seinem König mit Leib und Leben ergebener Edelmann und hatte dies auch in diesem Kriege durch die That bewiesen, viel mehr, als es seine Stellung von ihm verlangte. Als dann aber das neue deutsche Reich gegründet, des Grafen eigener geliebtester König zum ersten deutschen Kaiser erhoben, und der denkbar glorreichste Friede geschlossen worden war, da hatten all' diese ruhmwürdigen Ereignisse den Trübsinn des Majoratsherrn dennoch nicht völlig bannen können. Und wenn im allgemeinen Volksjubel auch seine Gedanken manchmal doch mit einstimmten, und sich sein düsteres Herz für ein paar Stunden aufheiterte: da war es wiederum nur der Gräfin zu verdanken, die nicht

müde ward, seinen umschleierten Geist immer wieder auf das Vaterland hinzuweisen, um ihn über der Glorie des ganzen Volkes das einzelne Leid seines Hauses verschmerzen zu lehren.

Wie manchmal stand dann dieser hünenhaft starke Mann tief beschämt in seinem Patriotismus vor Jener, die doch, wie man sagt, dem schwächeren Geschlecht angehörte!

Ihre größere Kraft und Ergebung entsprangen aber freilich auch einer viel höheren, geläuterten Lebensanschauung.

Auch die Burgfrau von Wartenberg hielt die Tradition ihres eigenen gräflichen Geschlechtes ebenso heilig, als ihr der wunderschöne hiesige Majoratsbesitz an's Herz gewachsen war.

Vor Allem aber doch nur deshalb, weil ihre bevorzugte Stellung auch das große Vorrecht in sich schloß, auf viele Hunderte ihrer Mitmenschen helfend, erziehend und bessernd einwirken zu können. Daß ihr diese Mission heiliger Ernst und keine stets wechselnde, schwärmerische Laune war, das hatte sie im Frieden, wie zur Kriegszeit, wahrlich genug beglaubigt. Drum war auch Wohlstand, Glanz und Ehre ihres gräflichen Hauses nur insofern für sie von wirklichem Werth, als sie diese eben nothwendig hatte zur Ausübung ihrer Autorität beim Volke, wie zur materiellen Durchführung ihrer idealen Mission. Wäre sie jedoch durch irgend ein Schicksal unverschuldet zur äußersten Einschränkung ihres vornehmen Haushaltes gezwungen worden: sie hätte dem Verluste ihrer Dienerschaft, ihrer Wagen und Pferde nur deshalb nachgeweint, weil sie dann auch das früher gewohnte Maß ihrer Wohlthaten herabsetzen mußte. Und doch — dessen blieb sie sich stets bewußt — auch in viel engerem Wirkungskreise wäre sie noch immer mit der hilfsbedürftigen Außenwelt in mitfühlendem Kontakte geblieben,

und hätte sie auch nur soviel Mittel übrig gehabt, um das evangelische Wort vom Scherflein der armen Wittwe an noch Aermeren befolgen zu können.

Schon daheim im vermögenslosen Elternhause hatte sie diese Lebensansichten gelernt. In der harten Schule ihres vierjährigen Hofdienstes war manche ihrer Thränen zur Perle solcher Weisheit geworden und Feuer wie Blut dieses Krieges hatten auch noch die letzte Schlacke in ihr zu lauterem Golde verwandelt. Ja, in all' diesem miterlebten Menschenjammer war ihr die vergängliche Nichtigkeit alles irdischen Glanzes so klar geworden, daß sie selbst auf ihren Grafentitel hätte schmerzlos verzichten können, gleich ihrer französischen Urgroßmutter während der Schreckenszeit, um sich dann dennoch all' ihr Lebtag hochadelig zu fühlen und auch zu erweisen.

Zu solcher Höhe religiös erhabener, alle Lebensverhältnisse verklärender Weltanschauung hatte sich ihr Gemahl, trotz seines gleich ehrlichen und auch werkthätigen Glaubens, freilich niemals aufgeschwungen, und hätt' er's auch gewollt — seien wir gerecht gegen ihn! — ihm fehlten dazu die geistigen Flügel. Nach seiner ganzen Erziehung und Familientradition fühlte er sich in allererster Reihe als den gräflichen Majoratsherrn und sein uraltes Wappenschild galt ihm als der historische Bürge für die bevorzugte Auserwählung seiner Person in der menschlichen Gesellschaft. Sein Majoratsbesitz stand vor seinem Geist als ein hochwichtiger Fleck auf dem Erdball, und die alten Hausstatuten achtete er nicht viel geringer, als die kosmischen Weltgesetze. Dabei war sein Glaube an einen ewigen Bestand seines Majorats ein unerschütterlicher, und er hätte doch nur wenige Jahre im Buch der Weltgeschichte rückwärts zu blättern brauchen, um den Fall

sogar eines deutschen Königreichs darin eingetragen zu finden. Aber wenn auch; am besten ist's, man vergißt dergleichen geschichtliche Lehren, um für die eigene Zukunft nicht bangen zu müssen.

Doch ach, auf nur noch vier Augen steht jetzt das Majorat, und wenn die seinigen sich eher schließen, als sie einen Enkel begrüßen dürfen, nur auf zwei! —

Zwar lebten von einem leiblichen Geschwisterkindsvetter des Grafen Hans Eberhard noch drei Söhne, die gleichfalls mit in's Feld gezogen und bis auf den nur leicht verwundeten jüngsten Sekondelieutenant auch unversehrt wieder heimgekehrt waren. Der Aelteste davon, Graf Alphons, ein Kürassier-Rittmeister, war schon ebenbürtig vermählt, sogar auch Vater zweier Knaben, und all' diese Vettern waren nach den Hausgesetzen zur Nachfolge im Majorat Wartenberg berechtigt. Wie wäre deshalb ein Aussterben des Geschlechtes zu befürchten gewesen?

Aber schon dieser Vettern anderer Name: „Wartenberg-Rippurg" ließ sie dem Grafen Hans Eberhard wie halbe Fremde erscheinen. Der Gedanke, daß Erich einst ohne männliche Erben frühzeitig sterben und dann einem solchen Verwandten das herrliche Stammgut zufallen könnte — und wäre dieser ein noch so vortrefflicher Mann — nur eine solche Möglichkeit hätte dem Majoratsherrn das Leben verbittert und noch das Sterben dazu.

Aber nein! Dazu kommt es gewiß nicht! — Soweit er auch die Geschlechtsregister seiner Linie zurückstudierte: immer wieder hatte der gütige Himmel für direkte Nachfolge gesorgt, wenn sie auch schon einige Mal auf nur zwei Augen beschränkt war. Und noch eine andere traditionelle Weisheit

lernte er jetzt aus dieser Hauschronik, seiner Lieblings- und Trostlektüre. Solch' ein einziger Majoratserbe, wie Erich es war, trat dann auch immer so jung, als nur möglich, in den Ehestand, um durch direkte männliche Erben jede Anwartschaft der Seitenlinie auszuschließen.

Und diese Sorge um Erich's baldigste Verehelichung stand von nun an, gleich dem Sonnenball im Universum, inmitten aller majoratsherrlichen Hoffnungen und Wünsche. Und wie leicht war deren Erfüllung!

Zwar geboten die Hausgesetze streng und ausnahmlos: es dürfe und könne Majoratsherr von Wartenberg nur sein der Mann einer Frau mit sieben direkten adeligen Ahnen von väterlicher wie mütterlicher Seite, widrigenfalls er des Majoratsbesitzes ipso jure verlustig würde.

Was lag jedoch an der nur scheinbaren Härte dieses Familiengesetzes? Gab es nicht zahllose eheluſtige Edelfräulein aus Grafen- und Freiherrngeschlechtern, deren Stammbaum dieser Forderung vollauf gerecht werden konnte? Und war sie nicht auch sehr weise, da sie jede Vermischung althistorischen Blutes mit minder altem ausschloß, sowie auch jede verwandtschaftliche Beziehung zu möglicherweise ganz niedrigen, ungebildeten Gesellschaftskreisen? Dann gar noch die Vererbung all' jener, seit Jahrhunderten im Vollblutadel konstant gewordenen Eigenschaften und Formen, Tugenden und Gewohnheiten, Gestalten und Physiognomien! Wie sehr mußte die Rücksicht darauf überwiegen gegenüber der Gefahr, daß Instinkte und Gesinnungen niedriger organisirter Altvordern durch eine Mesalliance gleich erblich übertragen werden könnten!

Und sei auch eine jungadelige oder gar nur bürgerliche

Tochter noch so schön, geistreich und wohlhabend: wäre nicht eine Braut mit gleichen Vorzügen auch gar leicht in altadeligen Häusern zu finden? ...

Gewiß! Es war schon sehr viel für den Majoratsherrn, und es bekundete seinen Sinn für Gerechtigkeit, daß er sich überhaupt nur Rechenschaft gab von den höheren Motiven dieses Hausgesetzes. Ebenso war auch bei ihm nach seiner ganzen Erziehung der ungeheuerliche Irrthum wohl entschuldbar: die ganze Nachtseite menschlicher Verkehrtheiten, niedriger und roher Gesinnungen, sei blos über das Ganze des Volkes verbreitet, hingegen aller Glanz ritterlicher Tugenden und leiblicher Vorzüge nur auf den aristokratischen Bruchtheil ausgegossen.

Haben aber, so dachte er sich weiter, die an Besitz und Ansehen gleich reichen Träger bürgerlicher Namen nicht auch eben so gut ihre exklusiven Kasten, an denen sie in gleich hartnäckigen Standesvorurtheilen festhalten, und spielt der Stolz auf den Geldsack bei ihren Hochzeiten nicht eine noch viel weniger ritterliche Rolle, als das Wappenschild des Adels bei den seinigen?

All' diese Reflexionen ließen ihm dann immer wieder das Wartenbergische Familienstatut in neuem Glanze sich abheben gegen den Schatten bürgerlicher Anschauungen und Gewohnheiten, und er pries die hohe Weisheit seines Ahnherrn, der jene strengen Heirathsgesetze voreinst erlassen hatte.

* * *

Fast volle zwei Jahre schon hatte der Majoratsherr, sonst ein passionirter Jäger, sogar diesem seinem Lieblingsvergnügen völlig entsagt. Jeder Schuß im Wald oder Feld hätte ihm

eine Entweihung seiner Trauer gedünkt. Die gewöhnlichen großen Herbstjagden waren auch im vorigen Jahr abgesagt worden, und nicht einmal auf einsamer Birsch hatte er den Wald durchstreift. Seine Auerhähne konnten ihre Hennen im Frühjahre gefahrlos locken; die Rebhühner hatten noch nie eine so harmlose Spätsommerzeit erlebt, und der Klang des Halali bei der Hochwildjagd schien für immer verschollen zu sein. Aber jetzt endlich, im Herbst 1872, sollte sich in Feld und Wald wieder aller Jagdreiz erschließen; neue Lebenslust sollte nun erblühen im Schlosse, und Liebesfrühling im Herzen des noch einzigen Sohnes! . . .

Liebesfrühling! — Als ob der nicht schon längst angebrochen wäre, und mit solchem Glanz und Duft, daß Erich schon sechs Wochen nach des Bruders Leichenfeier sich vor ihm hatte fortflüchten müssen aus dem eigenen Vaterhaus, weit über's Meer nach England! —

Und das hatte er damals gedurft, als der noch einzige Sohn?

Weiß der Himmel, wie der Majoratsherr an einem Januarabend 1871 dazu gekommen war, in einer besonders mißmuthigen Stunde Erich den Satz hinzuwerfen, daß er vor lauter unfruchtbarer Gelehrsamkeit wohl nie ein praktischer Gutsherr würde! — Wie dieses Vaterwort ihn da verwundend getroffen, und auch erlösend!' — Schon am anderen Morgen nach einer schlaflosen Nacht hatte er dringendst den Vater gebeten, ihn sofort nach England reisen zu lassen, um in diesem Lande höchst entwickelter Landwirthschaft auf einem großen Gute seine Lehrzeit anzutreten.

War dieser Reisezweck eine Lüge? — Gewiß nicht! — Aber auch nicht die volle Wahrheit ohne jeden Hintergedanken.

Margarethe war ja noch im Hause, ganz von derselben Liebe, wie früher, umgeben, nicht nur die Lehrerin der Schwester, nicht nur der Mutter vertrauteste Gefährtin in der Trauer, auch dem Vater war sie seit seiner Heimkehr alltäglich sympathischer geworden, und er hatte gar kein Hehl daraus gemacht.

Ihre lieben Augen ruhten wohlthuend auf Allen im Hause. Nur vor Erich's Blicken senkten sie sich furchtsam. Alle, Alle konnten sie unbefangen lieb haben, nur er nicht so, wie er sie lieben mußte und doch nicht durfte. Wer hält das auf die Dauer aus, der ein junger Mann ist aus Fleisch und Blut?

Zwar wußte er auch, daß er völlig frei war von Margarethe. Hatte sie nicht selber ihn einst flehentlich beschworen, für immer von ihr zu lassen, und sie nicht aus seinem Elternhause zu vertreiben? — Und scheute sie sich schon damals so ängstlich vor dem Kampfe, der immerhin bei gemeinschaftlichem Muth und Ausharren den endlichen Sieg verheißen hätte: war dieser jetzt nicht für den nunmehrigen Majoratserben eine bare Unmöglichkeit geworden durch das unerbittliche Hausgesetz?

So glichen seine Hoffnungen auf Margarethe damals der sternenlosen Nacht, und dennoch stand die Liebe, gleich einer Sonne, mitten in seinem Leben, all' seine Empfindungen durchglühend und seine Pläne befruchtend.

Doch welche Pläne? — Sie waren ihm selber noch ein verschleiertes Geheimniß. Nur fort mußte er wieder, weit fort von Margarethe, in andere Verhältnisse, andere Umgebung kommen, ein bestimmt umgrenztes Arbeitsfeld aufsuchen, und das alles war in England zu finden. Und konnte er nicht auch dort die beiden Studien der Landwirth-

schaft, wie der Geologie, weiter betreiben? Sie waren ja keine feindlichen Geschwister. Und dann war er gleich ausgerüstet für die Zukunft, ob er im Kampf um seine Liebe dann später siegen oder unterliegen würde.

Der Vater hatte herzlich gern des Sohnes Bitte gewährt. Er war ja nun völlig hergestellt, und der Gedanke, daß Erich endlich den Boden des praktischen Lebens in England beschreiten wollte, war ihm der größte Trost in all' seiner Trauer. Irgend welchen Hintergedanken konnte er nicht befürchten.

Und wie hätte auch die Gräfin trotz ihres sonst so klar blickenden Mutterauges in Erich's Abreise irgend einen versteckten Grund argwöhnen sollen, wo der Krieg damals noch mit allen seinen Schrecken fortgedauert, und die Trauer um den Sohn, wie die Sorge um die Wartenberger Verwundeten, ihr Herz noch vollauf erfüllte? Und so war denn auch der Abschied vom Elternhause, weil vom Vater erwünscht, ein äußerlich ruhiger; denn die Mutter brachte dem Manne das ihm unbewußte Opfer, ihre Wehmuth darüber im Stillen auszuweinen.

Auch Margarethe sah Erich vor dem Scheiden scheinbar friedlich in's Auge. An ihrer Hand, die sie ihm vor'm Scheiden noch gab, war nicht das leiseste Zittern zu bemerken. Denn auch die seinige — das hatte er sich schon vorher gelobt — drückte die ihrige nur kurz und herzlich. Und so schieden sie, wie zwei Menschen, die sich gut gewesen, aber auch nicht mehr, als das, und die dann auseinandergehen mit dem Bewußtsein, daß sie sich gleich freundlich einmal wiedersehen werden.

Als Erich dann aber im Wagen den Schloßberg hin-

unterfuhr, und Margarethe in ihr Zimmer kam, da war die Kraft der Beiden zusammengebrochen, doch Keines hatte es vom Andern gewußt! ...

Von dem Jahre, das Erich dann auf einem großen Gut in England verlebte, sei nur flüchtig erwähnt, daß er dort mit allem Fleiß und Ernste seine Studien theoretisch und praktisch auch in der Landwirthschaft betrieb, wie ihm überhaupt jeder Dilettantismus von jeher verhaßt war. Aber auch in seinen geologischen, wie astronomischen Kenntnissen schritt er mit überraschendem Erfolge voran. Alle neu angeschafften Fachwerke hielten ihn stets auf der Höhe der jüngsten Forschungen, und oftmalige Reisen nach London, Oxford und Greenwich, sowie ein reger schriftlicher Ideenaustausch mit geologischen Autoritäten, halfen ihm den ferneren Besuch von Hochschulen ersetzen.

So konnte er denn auch bei seiner endlichen Heimkehr sich mit gutem Gewissen sagen, daß er seine Zeit voll und redlich ausgenützt und das Pfund seiner geistigen Anlagen mit all' seinem Willen und Können verwaltet habe.

Auch äußerlich war er viel bedeutender geworden. Ein so schöner, junger Mann er auch schon vorher gewesen, sein Körper war doch noch viel kräftiger, seine Haltung stolzer, und sein von Luft und Sonne gebräuntes, ohnehin schon dunkelfarbiges Gesicht von einem prächtigen Vollbart umrahmt. Wahrhaftig, im ganzen deutschen Reiche hätte wohl schwerlich ein anderer junger Majoratserbe diesen Grafen Erich von Wartenberg übertroffen. — Eine leibliche, wie geistige Zierde des deutschen Adels.

* * *

Die Mutter konnte sich bei seiner Heimkehr nicht satt genug an ihm sehen und das Schwesterlein Elsa, die nun auch unterdessen zur vollen Blume herangeblüht, hätte mit ihren achtzehn Jahren fast nicht übel Lust gehabt, sich in Ermangelung ihres lieben Schultzenburgers in den eigenen Bruder sterblich zu verlieben. Aber auch der Majoratsherr war von seinem wieder heimgekehrten Sohn, und namentlich seinen mitgebrachten landwirthschaftlichen Kenntnissen, so hoch befriedigt, daß zum ersten Male seit Kurt's Tode dessen früher viel strahlenderes Bild von dem des überlebenden Bruders verdunkelt worden war. Ja, erst jetzt konnte man sagen: Erich war sein vollgültiger Sohn geworden, und sein Vaterherz verspürte keine Lücke mehr.

Ach, und jetzt nur noch eine, seinem Sohn an Ahnen, Geist und Gemüth ebenbürtige, liebe Schwiegertochter in's Haus! Dann wollte auch Graf Hans Eberhard die Wiederauferstehung des neuen deutschen Reiches begeistert feiern, zugleich mit der Hoffnung auf neue direkte Nachkommen und Erben.

Und schon hatte er diese Braut für Erich in Aussicht genommen. Und die ihn als Vater so gefesselt und entzückt, sollte sie den gleichen Zauber auf den Sohn wohl verfehlen? Oder hätte er sich Skrupel darüber zu machen, daß er sie nun Erich zuzuführen gedachte, ohne deshalb auch schon dessen Willensfreiheit zu beschränken?

Erst acht Tage vor Erich's Heimkehr hatte der Majoratsherr bei Gelegenheit eines Waldkaufes bei dem drei Meilen von hier residirenden Fürsten von Asen vorsprechen müssen. Schon seit alter Zeit waren die Beiden Jagdfreunde und ihre Waldungen grenzten aneinander, nur, daß sie sich so wenig ähnlich sahen, wie ein dichtbehaartes Haupt einem

kahlen. Trotz alledem aber war der Lockenkopf der einzigen Tochter, Prinzessin Olga, ein so reizender, es funkelten daraus ein paar so feurige Augen, und auch ihr ganzes Wesen war so elegant und lebenslustig, daß der Majoratsherr nach seinem abgeschlossenen Kaufgeschäft an nichts anderes mehr dachte, als wie er's nun am klügsten anstellen sollte, daß auch Erich sogleich nach seiner Heimkehr dieser prinzeßlichen Elfe Aug' in Auge gegenüberstände. Noch vollgültiger, als unterm Klang dieses uralten fürstlichen Namens, konnte ja das Wartenbergische Ehestatut für den Majoratserben gar nicht vollzogen werden.

Als die beiden Väter gegen Abend allein in der Lindenallee des fürstlichen Schloßparkes saßen, und wie ganz zufällig dann auch auf ihre Kinder zu reden kamen, da gab ein Wort das andere. Der Fürst errieth gar bald seines gräflichen Jagdfreundes heimliche Absicht und freute sich über die Maßen, denn Graf Erich war als nunmehriger Majoratserbe weit und breit der begehrteste Freier, das fürstliche Töchterlein hingegen trotz ihres großen Namens nur eine sogenannte sehr kleine Parthie. Und die beiden Väter kamen gleich freudig überein, daß, sogleich einige Tage nach Erich's Heimkehr aus England, der Fürst mit der Prinzessin Schloß Wartenberg beehren möchte, angeblich zu dem Hauptzwecke, damit die nun herangewachsene Elsa sich einer nachbarlichen neuen Freundin erfreuen dürfte, was ihr in ihrer bisherigen Abgeschiedenheit so herzlich zu wünschen war. Alles andere, dachten die beiden Väter, wird sich dann ganz von selber geben, und der Fürst von Asen, ein noch viel stolzerer Aristokrat, als Graf von Wartenberg, bequemte sich gern zu diesem ersten Besuch. Er wußte zu gut, warum.

Aber wie seltsam! Der Graf, der vor seiner klugen, lieben Hausfrau noch nie ein Geheimniß gehabt: diesen Heiraths-plan behielt er dennoch vor der Hand für sich. Eine eigen-thümliche Besorgniß: sie möchte nicht damit einverstanden sein, hatte ihn zu diesem Verschweigen bewogen.

* * *

Doch, wie's oft im Leben geht, daß das ganz unerwartete Glück noch früher kommt, als das heißersehnte, so kam auch jetzt, trotz des Frühherbstes, zum Schlosse Wartenberg in Gestalt eines Briefes eine Schwalbe hereingeflattert, die das Nahen einer anderen, ähnlichen Lenzzeit vorausverkündete. Und wenn auch nach dem alten Sprichwort eine einzige Schwalbe noch keinen Sommer macht: diesen Herzensfrühling brachte sie dennoch zuwege.

Der Freiherr Friedrich Wilhelm von Schultz auf Schultzen-burg hatte nämlich in einem sehr verbindlichen Schreiben beim Majoratsherrn angefragt, ob er wohl ihm und seinem Sohne Walther, dem früheren Regimentskameraden des seligen Grafen Kurt, einen kurzen Besuch auf Schloß Warten-berg gütigst gestatten würde. Was noch zwischen den Zeilen geschrieben stand, war nicht schwer zu errathen. Der Graf hatte schon bei des jungen Schultzenburgers erstem Aufenthalt in Wartenberg von ihm den besten Eindruck empfangen. Ueberdies erinnerte er sich auch dankbar seines rührend schönen Kondolenzbriefes, wie nicht minder seines tapferen Verhaltens im Kriege, das er zufällig erfahren, und so konnte er auch keinen stichhaltigen Grund finden, die höflich bescheidene An-frage des ihm auch noch als sehr reich bekannten Freiherrn abzulehnen.

Die Gräfin bestärkte ihn obendrein in diesem löblichen Entschluß, und so führte er diesen auch um so ruhiger aus, als er sich in Fragen so zarter Natur immer auf ihren Frauentakt verlassen durfte.

Und wie war's auch der lieben Elsa nun freudig zu gönnen, daß sie nach diesem langen siebenvierteljährigen Winterfrost daheim, drin alle ihre jungen Mädchenfreuden dahinsterben mußten, auch wieder einmal heiteres Sonnenlicht verspüren durfte!

Ach, ihr junger Schultzenburger, für den sie damals als noch halbes Kind schon geschwärmt, war auch in all' dieser Angst und Trübsal nicht von ihr vergessen worden. Sie hatte sich zwar nie getraut, während des ganzen Krieges nach ihm zu fragen. Die amtlichen Verzeichnisse der todten und verwundeten Offiziere jedoch waren von ihr in ihrer früheren Elsternatur vom Arbeitstische des Vaters stets weggeholt worden, und aus deren ängstlichem Studium hatte sie wenigstens den Trost geschöpft, daß er nicht gefallen und wohl auch unversehrt heimgekehrt sei. Nach jeder solch erneuerter Vergewisserung hatte sie einen besonders stillbeglückten Tag, an dem sie oft dankbar froh vor sich hinlächelte. Alle im Hause freuten sich dann, wenn wenigstens diesem jüngsten Gliede der so schwer heimgesuchten Familie der Frohsinn flüchtig wiederkehrte. Aber warum? — Das wußte doch Niemand, nicht einmal die Mutter; nur Margarethe, vor der sie schlechterdings kein Geheimniß haben konnte.

Und saßen diese Zwei an solchen Abenden dann einsam bei einander im Erker — lieber Himmel, war das dann ein Fragen: ob nicht auch Margarethe daran glaube, daß der Schultzenburger doch einst wieder nach Wartenberg kommen,

und wie er jetzt wohl aussehen möchte? — O gewiß recht stattlich! — Und ob er wohl auch schon einen Schnurrbart habe? Und viele noch dergleichen unschuldige Fragen und Neckereien, wobei jener Grußversuch, der mit Schneuzen geendet, immer wieder von Elsa auf's Neue belacht worden war!

Zu all' dem sagte Margarethe stets ein wehmüthiges Ja, und lächelte dazu. Warum denn auch nicht?

Ach, Elsa's heimliche, junge Liebe, weil schon in deren noch halb kindlichem Herzen erwacht, hatte für sie etwas besonders Rührendes. Wie neidlos hätte sie es drum auch ihrer lieben Schülerin gegönnt, wenn dieser junge Schultzenburger, von dem sie ja nur Gutes gehört, wirklich als Freier bald zu ihr wiederkäme, und die Knospe ihrer thaufrischen Neigung sich zur duftigen Blume der Erfüllung entfalten würde, ob auch für ihre eigene, gleich erste Liebe im Buche des unerbittlichen Schicksals nur deren langsam qualvolles Absterben verzeichnet stand!

* *
*

„Liebes Kind!" sagte nun eines schönen Morgens die Mutter, um ein wenig Elsa's Herz zu erforschen und darnach ihr ganzes Verhalten den Erwarteten gegenüber sogleich bei der Ankunft einzurichten: „Wir bekommen heute Nachmittag zwei Gäste, von denen der jüngere Dir schon etwas bekannt ist."

„Mir, liebe Mutter?" fragte gespannt, doch ahnungslos das Töchterlein, „und wer soll das sein?"

„Du entsinnst Dich wohl noch jener vier Offiziere, die mit unserem seligen Kurt — ach, es war sein letzter Besuch — bei uns hier gewesen?"

„O gewiß, liebe Mutter, noch ganz gut," antwortete Elsa schüchtern und ward überroth dabei.

„Nun, liebes Kind, von diesen ehemaligen Kameraden Deines seligen Bruders wird heut in Begleitung seines Vaters der jüngste uns wieder besuchen."

Und Elsa rief mit hochklopfenden Herzen: „Der Baron Schultzenburg?"

„Ja, liebes Kind," bestätigte die Gräfin, scheinbar ganz ruhig und setzte lächelnd hinzu: „Vielleicht kommt er um Deinetwillen? Würde Dich das freuen?"

Aber Elsa fiel, statt aller Antwort, ihr um den Hals und unter hervorstürzenden Thränen stieß sie nur die paar Worte hervor: „Ach, Mutter, liebste Mutter!"

In diesen einzigen paar Worten, von solchen Thränen begleitet, welch' Geständniß ihrer jungen Liebe, beredter als aller Wortererguß!

Die Mutter wußte genug, und auch die Tochter. —

Und noch am selben Abend war diese beiderseitig treu hoffende Liebe zur Blume der Brautschaft entfaltet, und der, inzwischen vom schüchternen Jüngling zum stattlichen Mann gewordene Bräutigam hatte wirklich auch schon einen recht zierlichen Schnurrbart. — O du überglückliches Bräutchen!

Was war denn auch bei dieser Werbung lange zu besinnen gewesen? — Der alte Schultzenburger, ein durchaus ehrenwerther, sehr geordneter Gutsherr, hatte vor jeder Erklärung seines Sohnes um eine vertrauliche Vorbesprechung mit dem Majoratsherrn gebeten, und als dann die beiden Männer Aug' in Auge sich gegenübersaßen, legte Walther's Vater jenem Elsa's mit solch schlichter Ehrlichkeit alle seine Verhältnisse dar und betonte auch so bescheiden das ihm gar

wohl bewußte Wagniß, für seinen Sohn um die Hand einer Comtesse von Wartenberg zu bitten, daß der Graf sofort den besten Eindruck gewonnen und sich nur eine Stunde Bedenkzeit ausgebeten.

Nachdem er dann auch mit der, im Nebenzimmer harrenden Gräfin sich besprochen und diese ihn aufgeklärt über Elsa's schon längst gehegte, stille Neigung, und namentlich auch über die vielsagende Scene von heute Morgen zwischen ihr und der Tochter, da hatte schon nach ein paar Minuten ein einfacher Handschlag zwischen dem alten und neuen Aristokraten die Verlobung der beiderseitigen Kinder bekräftigt.

Und Elsa? — Hatte auch diese sich so schnell damit einverstanden erklärt?

O gewiß, sie war ja ihrem lieben Schultzenburger, als er zögernd ihr von der Mutter zugeführt worden, gerade so, wie dieser heute Morgen, sogleich weinend um den Hals gefallen.

Von gezierter Prüderie großstädtischer Treibhausblüthen hatte diese naturwüchsige Waldblume noch nie einen Hauch verspürt. Sie gab sich, wie sie war, dachte und empfand, und das eben war ihr duftigster jungfräulicher Reiz. —

Daß des künftigen Schwiegersohnes Wappenschild noch ein sehr neues war, und erst sein Großvater vom schlichten Weber zum reichen Fabrikherrn sich aufgeschwungen, daß endlich dessen entfernte kleinbürgerliche Seitenverwandte eines schönen Tages die geborne Comtesse von Wartenberg schlechtweg als eine Frau Base begrüßen könnten: all' diese skrupulösen Erwägungen waren beim Majoratsherrn jetzt in den Hintergrund getreten.

Genug: der junge Schultzenburger war nun einmal ein

richtiger Freiherr, wenn auch nur kraft eines kleinstaatlichen Adelsbriefes, dabei aber auch königlich preußischer Husarenlieutenant, und obendrein, was auch etwas mitwog: einziger Erbe eines der größten Herrschaftsgüter.

Zu guterletzt, damit auch die Poesie dabei nicht zu kurz komme, war er Elsa's erste Jugendliebe, und ein bildschöner Mann von besten Sitten und Formen.

„Wozu sich also in diesem ganz besonders angelegten Fall vor einer möglichen Erbschaft unedlen Blutes für die gräflich-freiherrlichen Enkelkinder fürchten? — Ja, vielleicht ist diese Vermischung so althistorischen und so neuadeligen Blutes erst recht heilsam und gewiß hundertmal besser für Körper- und Geistesgaben der Nachkommen, als wenn sich immer wieder nur uralte Geschlechter durch Heirath vermengen. Dieses Naturgesetz macht sich ja schon in der Thier- und Pflanzenwelt in alltäglicher Erfahrung geltend. — Nicht wahr, liebste Gabriele, das meinst Du doch auch?"

Mit dieser, fast in naiver Kindlichkeit ausgesprochenen Frage an die, als stumme Zuhörerin neben ihm sitzende Gemahlin schloß der Majoratsherr soeben die Reihenfolge seiner, gleichsam sich selber noch einmal vorgeführten Gründe für seine so rasche Heirathsbewilligung.

Bevor sie ihm aber noch ihre Zustimmung kundgab demonstrirte er auch schon wieder:

„Und weißt Du, meine Liebe, der ganze Freiherrnstand unseres zukünftigen Schwiegersohnes wird eigentlich durch den Ueberschuß von Ahnen auf Elsa's Seite noch ganz erheblich potenzirt. Na, und das dumme, doch etwas gar zu philisterhaft klingende ‚Schultz' wird auch noch wegzubringen sein mit Geld und guten Worten. Und dann merkt

dem bloßen Baron von Schultzenburg kein Mensch mehr den einstigen großväterlichen Weber an, der einmal pur et simple nur Schultz geheißen. Und in dem Allen mußt Du mir doch Recht geben? — So rede doch einmal, liebe Gabriele!"

Und die kluge Gräfin gab dem etwas verlegen gewordenen Gemahl die Hand und sagte lächelnd:

„Gewiß hast Du Recht, lieber Eberhard, und jeden Deiner Sätze kann ich unterschreiben. Nur, siehst Du, mein Lieber, all' diese Fragen und Principien, die man in unserem Stande so gern als ewige, göttliche bezeichnet, haben mir selber von jeher nur als recht irdische, menschliche und wandelbare gegolten. Man kann sie drehen und wenden, wie man will, je nachdem es einem gerade so oder anders paßt, und man beruhigt sich dann dabei in seinem Gewissen: welche unerschütterlichen Principien man verfolge. Wahrhaft ewige, göttliche Satzungen jedoch haben, so lange es Menschen giebt und geben wird, immer nur eine einzige Auslegung, und sie können nur gehalten oder übertreten, aber nie nach Geschmack und Vortheil des Einzelnen einmal so, und das andere Mal anders, zurechtgelegt werden."

Diese letzte Bemerkung über die göttlichen und menschlichen Satzungen hatte der Majoratsherr freilich nicht von ihr zu hören erwartet, und darum hielt er jetzt auch die Gräfin nicht zurück, als sie, ihn auf die Stirne küssend, hinausging, und er schwieg lieber, als sich noch einmal mit ihr in einen neuen Streit einzulassen.

Zwar hatte es ihn gerade jetzt gewaltig gedrängt, seinen Heirathsplan mit Erich und der Prinzessin endlich ihr anzuvertrauen, aber auch jetzt wieder gebrach es ihm an dem rechten Muth dazu.

So war sein Vaterherz vom Glücke der Tochter auch nur zur Hälfte ausgefüllt. Nur als der Vorfrühling mit Lerchengezwitscher galt ihm diese eine Brautschaft. Erst mit der anderen seines Sohnes und Erben sollte es volle Lenzzeit werden in seinem Stammschloß und Vaterherzen.





Zweites Kapitel.

Eine Flucht.

Die Bewohner von Schloß Wartenberg wurden heute von den mannigfachsten Gefühlen erregt. Freudige Spannung des Majoratsherrn, unheimliche der Gräfin, frohe Neugier der bräutlichen Elsa und stille, mit Mißmuth gepaarte Trauer in Erich's Herzen: mit diesem Gemenge von Stimmungen ward heute der Fürst Ladislaus von Asen nebst der Prinzessin Olga zur Mittagstafel erwartet.

Kurz nach dem Frühstück hingegen war Margarethe von hier abgereist, um nur auf eine flüchtige Woche, wie sie vorgab, ihre kränkelnde Mutter zu besuchen. Aber sie hatte doch einen viel höheren Reisezweck und ein viel ferneres Ziel vor Augen, als sie jetzt, so kurz vor der Ankunft der Prinzessin, das Schloß verlassen.

Aus Eifersucht? — Gewiß nicht! — Längst schon hatte sie Erich entsagt, weil sein einstiger Besitz für sie nun rein unmöglich geworden. Phantastische Romantik mit dem häßlichen Beisatz von Unrecht und Undank hatte keinen Platz in ihrem großen, reinen Herzen.

Sie hätte ja jetzt auch ruhig hier bleiben können. Aber nach ihrem Gefühl mußte Erich der Prinzessin gegenüber völlig frei sein von jedem, wenn auch von ihr nicht gewollten Einfluß ihrer persönlichen Nähe. Hatte doch auch sie selber aus Elsa's Reden schon geahnt, was wohl der wahre Zweck dieses fürstlichen Besuches sein möchte!

Daß ihre Abwesenheit während dieses kritischen Tages auch für ihr eigenes Herz eine große Wohlthat sei, das stand erst in der zweiten Reihe ihrer Beweggründe zur Abreise. Käme es dann aber wirklich zur Verlobung Erich's: nun, dann wüßte sie ja, daß dieser in vernünftiger Erwägung aller unerbittlichen Verhältnisse auf seine Liebe zu ihr verzichtet habe, worum sie selber ihn schon längst so inständig gebeten, und mit dem Takte der Resignation würde sie dann auch noch dies übrige halbe Dienstjahr hier ertragen können.

Mit solchen allzu klugen Gedanken hatte sie noch vor vier Tagen ihr Herz zur Ruhe gebracht. Da war ihr ganz unversehens ein Brief von der Insel Wight zugekommen, worin eine ältere schlesische Landsmännin bei ihr angefragt, ob sie ihr nicht sofort eine tüchtige deutsche Klavierlehrerin empfehlen könnte. Die mitgeschickten photographischen Bilder des erst neu erbauten deutsch-englischen Pensionats dicht am Meeresstrande waren in ihrem ländlichen Reize ebenso verlockend, wie die finanziellen Bedingungen, die der Gesuchten auf Jahre hinaus sorgenfreies Leben und angenehmen Beruf verhießen. Und es war nicht erst nothwendig, daß die ihr befreundete Vorsteherin das schmerzliche Bedauern aussprach, nicht sogleich Margarethe selber zu sich rufen zu können, da sie leider noch an's Haus Wartenberg gebunden sei. — Schon

der Anblick dieser trauten Inselidylle nahm all' ihre Gedanken wie ein Zauber gefangen, und ihr war's, als riefe Tag und Nacht ihr ein Engel des Friedens zu: „O komm Du selber hierher! Denn hier wird Dein armes Herz zur Ruhe gelangen."

Sogleich vertraute sie ihrer Mutter sich brieflich an; diese jedoch bat sie dringend, erst daheim mit ihr einen bestimmten Entschluß zu fassen. Wie dankte sie für diesen besonnenen mütterlichen Rath! Und so war ja ihr hiesiger Abschied auf nur eine Woche noch keine förmliche Unwahrheit, da sie auch gerade so gut, wenn ihr die Mutter von England abrathen würde, wieder hierher zurückkehren konnte. Da war aber noch am allerletzten Abend ein, nur ihr und Erich bekanntes Ereigniß eingetreten, das sie unwiderruflich vom geliebten Hause Wartenberg in die englische Fremde fortgedrängt.

* * *

Wie gewöhnlich hatte sich auch in jenen Stunden die ganze Familie im großen Wohnzimmer versammelt und Margarethe bald mit der Gräfin, bald mit Elsa erst vierhändige Stücke gespielt. Zuletzt aber — es war schon nahezu Mitternacht — trug sie zum ersten Mal ein, von ihr selber komponirtes Lied vor, das von Allen als besonders sympathisch begrüßt, und auf der Gräfin Wunsch auch sogleich wiederholt worden war. Es klang aus dieser Komposition ein solches Gemenge von Freud und Leid und am Schluß ein so versöhnender Friede, daß besonders auch der Majoratsherr seine eigene Stimmung herauszuhören glaubte. Und, was er fast nie zuvor gethan, er bat Margarethe, ganz be-

sonders für ihn selber dies Lied zum dritten Male vorzuspielen.

Erich war unterdessen fern vom Flügel mit träumerisch zurückgebogenem Kopf in der Tiefe des Thurmraumes gesessen, bis wohin der Lichtschimmer nicht mehr hinreichte. So konnte er ganz unbesorgt seine Empfindungen in Blick und Miene spielen lassen, und über der Wirkung jenes Liedes hatten auch die Anderen ihn nicht besonders beachtet.

Als aber dies Lied nun auch zum dritten Male verklungen war, trat Erich aus seinem dämmerigten Versteck zum Flügel hervor und fragte, dem Tone nach ganz unbefangen:

„Darf ich wohl fragen, Fräulein Margarethe, nach welchem poetischen Texte Sie dies seltsam schöne Lied komponirten?“

„Nach gar keinem, Herr Graf!“ erwiderte sie scheinbar gleich harmlos. „Ich dachte mir's als ‚Lied ohne Worte‘, wie Felix Mendelssohn ja so viele und ganz wunderbare musikalisch gedichtet hat.“

Erich schwieg nach diesem Bescheid.

Dem Bräutchen Elsa jedoch wäre jetzt fast die höchst unvorsichtige Bitte entschlüpft, daß Margarethe doch nachträglich diese Verse dazu selber dichten möchte. Da hatte zum guten Glück der Vater ihren Gedanken zuvor noch gekreuzt, indem er gegen Erich die Worte richtete:

„Na ja, müssen denn bei solcher süperben Musik auch noch Verse sein? Den betreffenden Sinn kann sich ja Jeder viel besser selber ausdenken. Hab' es vorhin auch so gemacht. Nun aber kommt! 's ist Schlafenszeit.“

Noch unter dem inneren Fortklingen dieses „Liedes ohne Worte“ schritt der Majoratsherr mit der Gräfin hinaus zum Korridor, an dessen Ende die beiden Schlafgemächer lagen.

Erich, und Elsa mit Margarethe, sagten den Eltern vor der großen Treppe noch den Nachtgruß, wobei sie der Mutter die Hand küßten, und eben wollte Erich mit den Beiden zum ersten Stockwerk hinansteigen, da war unversehens das heute besonders lustige Bräutchen mit flinken Sätzen auch schon hinaufgesprungen und bog sich lachend vom oberen Geländer zu den nur ganz matt beleuchteten, noch unten Stehenden nieder. Margarethe wollte ihr nacheilen. Erich aber hielt sie mit zitternder Hand an der ihrigen zurück und im heimlichsten Flüsterton, der wie verhaltener Liebessturm klang, davon ihr Herz erschauerte, drang er in sie: „O Margarethe! auf Ihr Lied müssen Sie mir auch noch die Verse dichten, aber nur für uns Zwei — ganz allein! Ich muß dies Gedicht von Ihnen haben! — O bringen Sie mir's von daheim sogleich mit! — Und versprechen Sie mir's auch?"

„Ja, ja, ich versprech' es Ihnen," flüsterte sie geängstigt.

Gleich verstohlen hauchte er ihr noch zu: „O danke, danke, und jetzt gute Nacht!" Dann ließ er nach noch einem krampfhaften Druck ihre Hand los und trat ein paar Schritte zurück, ganz trunken von ihrer zusagenden Antwort.

Und, hatte Elsa gleich einer jungen Gemse vorhin die Stufen erklettert, jetzt schleppte sich Margarethe am Geländer langsam hinan, wie ein plötzlich todwund gewordenes Reh. Doch jetzt nur vor Elsa nichts merken lassen! Mit all' ihrer Kraft sich wieder aufrichtend, gab sie ihr, wie immer, den traulichen Nachtkuß, und scherzte ihr auch noch das Heimweh hinweg, vor dem ihr für diese Woche bangen wollte.

Ach, und wie gern wäre sie ihr jetzt um den Hals gefallen, um ihr schweres Herz daran auszuweinen! Denn jetzt, nachdem im halbdunkeln Korridor drunten das ganz

ungeschwächte Feuer von Erich's Liebe in gefährlichster Lohe ihr Herz umflammt, trotz eines vollen Jahres der Trennung — jetzt war's ihr ja sonnenklar: Dieser heutige Nachtgruß für Elsa war ihr allerletzter, er war's für deren Eltern und auch — für deren Bruder Erich! Jetzt gab es kein eigenes Besinnen, keinen klugen Rath der Mutter mehr! Nein, nichts, nichts Anderes mehr, als das unwiderrufliche, unbestreitbare Muß ihrer Pflicht, Ehre und Dankbarkeit, dem sich ihr Herz zu unterwerfen hatte.

* * *

Und nun, in dieser für sie allerletzten Nacht in ihrem traulichen Erkerthurmzimmer, als sie noch lange völlig angekleidet dasaß und sinnend mit sich um Kraft und Ergebung rang, nun fing auf einmal ihr „Lied ohne Worte“ ihr Herz geheimnißvoll zu durchklingen an, und dazwischen flüsterte Erich ihr seine letzte Bitte in's Ohr.

Tiefes Mitleid überkam dabei ihre Seele, ein ganz gleiches mit dem Sohn und Erben eines der reichsten Majoratsherrn, wie mit sich selber, der Tochter einer armen Professorswittwe.

„Und ach,“ sprach sie jetzt vor sich hin, „was ist denn seine Schuld und was die meine? Daß er mich liebt, rein und edel, wie ich auch ihn, und daß die harten Gesetze der Welt unsere Herzen nicht zusammenkommen lassen, die der barmherzige Gott des Himmels und der Erde mit seinem Segen vereinigen würde! Darf ich ihm drum auch jetzt, wo ich ihn vielleicht nie mehr auf Erden sehen werde, nicht seine letzte Bitte schuldlos erfüllen, und wär's nicht lieblos von mir, wenn ich sie ihm verweigern würde?“

Und sie setzte sich an den Schreibtisch, denselben, auf dem

sie schon ihre früheren zwei Lieder geschrieben. Wieder umklang sie jene Weise, die heute Nacht ihr Schicksal bestimmt, und derselbe allmächtige Genius der ersten Liebe, der einst in jener Novembernacht nach gleichem musikalischen Phantasieren zum allerersten Mal Erich's Lippen auf die ihrigen gedrückt, der trat auch ihr jetzt unsichtbar nahe, ihre ganze Seele durchschauernd, und er diktirte ihr die letzten Abschiedsworte zu ihrem noch kurz vorher wortlosen Liede.

Es war schon lange Mitternacht vorüber, als sie diesen Scheidegruß nochmals durchlas, und ihr war wohl und frei geworden, als habe ihre Seele Flügel bekommen, um sich aus diesen nächtigen Nöthen zum Lichte des Friedens aufzuschwingen. Nochmals aber legte sie jedes Wort ihres Liedes auf die Goldwage ihres jungfräulichen Gewissens und sie zitterte nur jetzt noch bei dem Gedanken, diese Briefe heimlich und noch vor ihrem letzten Scheiden in Erich's Hände gelangen zu lassen. Denn ist nicht jede Heimlichkeit hinter dem Rücken der Eltern für sie etwas Unrechtes? — Und doch — so sprach jetzt ein freundlich milder Geist beruhigend zu ihr — kommt denn bei jeder unserer Handlungen, auch bei den heimlichen, nicht Alles auf die innerste Absicht an? Und wollte sie denn nicht durch die reine Macht dieses Abschiedsliedes den stürmisch und geheim Liebenden zum offenen, stillen Freunde verwandeln, sowie den verlorenen Seelenfrieden ihm wieder zurückbringen helfen?

Doch jetzt ließ sich ein anderer, strengerer Geist in ihrer Seele vernehmen: „Nein, gieb ihm dieses Lied nicht! Es gleicht dem Sturmwinde, der das Feuer seines Herzens ausblasen soll, um es nur noch heftiger aufsprühen zu machen, wo es vielleicht ganz von selber erloschen wäre."

Und wieder sprach dann der mildere Geist: „Nein, fürchte Dich nicht und gieb ihm Deinen letzten Gruß! Wie ein sympathischer Vollklang des Friedens wird er sein gequältes Herz durchtönen nach so vielen Dissonanzen seiner hoffnungslosen Liebe, und völlig frei machen wird er seine belastete Seele von jeder Sorge auch für Dich. Und ist nicht auch Dir selber solcher versöhnende Abschluß dieses inneren Streites zu gönnen, an dem Dein eigenes Herz so völlig schuldlos ist? Nein, nicht so ganz stumm von ihm fortgehen! Dein Schweigen kann für ihn Entsagung, aber auch heimliche Trauer bedeuten, aber dies Lied athmet nur den Frieden einer opferverklärten Freundschaft. Nein, gieb es ihm! Es ist für euch Beide besser!"

Und diese letzte Stimme behielt die Oberhand in all' diesem Streiten und Bangen, dann schlug der Schlaf auch um ihren müden Leib den traumgoldenen Zaubermantel, ohne den die Wirklichkeit des Lebens oft nicht zu ertragen wäre.

So war denn auch Margarethe kräftig an Leib und Seele wieder erwacht. Sie genoß mit der ganzen Familie gemeinsam das Frühstück, das allerletzte, dann ging sie angeblich in ihr Erkerzimmer hinauf, während die Anderen noch am Tische saßen, und nun that sie den, gestern Nacht so lang überlegten heimlichen Schritt. In angstvoller Scheu öffnete sie Erich's Arbeitszimmer, trat sacht an den Schreibtisch und versteckte ihr Abschiedslied zwischen einem darauf liegenden Buche. Zitternd besah sie noch vorher das Titelblatt. Es war Rückert's „Liebesfrühling". Laut hätte sie dabei hinausweinen mögen, aber sie bezwang sich und sprach nur vor sich hin: „Liebesfrühling! — Ach, und ich ziehe jetzt fort in einen liebeleeren Winter!"

Und auf den Fußspitzen schlich sie wieder hinaus und hinüber in ihr eigenes Zimmer, um dort Alles zu ihrer fluchtartigen Abreise bereit zu machen. — Ach, und welche Gedanken quälten jetzt wieder ihr trauriges Herz! Von ihrer so innig verehrten Herrin, die stets wie die vertrauenswürdigste Mutter gegen sie war, nun nicht für immer offen und ehrlich Abschied nehmen zu dürfen, statt des inbrünstigsten Dankes mit einer Unwahrheit fortziehen zu müssen und auch so scheinbar gleichgültig von ihrer Schülerin Elsa, die doch an ihr, wie an einer älteren Schwester, gehangen! — Sie sank auf den Stuhl und starrte vor sich hin. Und doch — sonnenklar überrann es all' ihr Denken — nein, nein! Um keinen Preis der Welt durfte sie ihr Fortgehen für immer und dessen wahren Grund der Mutter Erich's verrathen, und auch von ihm selber nicht für immer mündlichen Abschied nehmen! Himmel! welche ganz unberechenbare Scene hätte solch' ein allerletztes Lebewohl zwischen ihm und ihr herbeiführen können! Und gar jetzt, ein paar Stunden vor der Ankunft der Prinzessin! Nein, und nochmals nein! Gerade wegen ihrer so dankbaren Pietät gegen Erich's Eltern durfte sie bei ihrem Fortgehen nicht die Wahrheit reden; all' ihre Empfindungen, ihre Mienen, wie ihr Auge mußte sie bezwingen. Das war sie dem ganzen Hause Wartenberg schuldig! In einem Briefe von daheim wollte sie dann aber der Gräfin Alles sagen, was sie ihr sagen durfte.

Und so war denn auch ihr Abschied von den Eltern, wie Elsa, kurz und einfach, entsprechend der vermeintlich nur so flüchtigen Trennung. Als sie dann aber auch Erich die Hand zum Lebewohl gab und sich zu einem harmlos freundlichen Lächeln zwang — er stand eben in der tiefen Fensternische

— da blickte dieser sie so herzdurchdringend und traurig an, und seine Hand zitterte so fühlbar in der ihrigen, daß auch ihre Seele, ob sie wollte oder nicht, von jedem Geheimniß entschleiert, in ihres Auges Spiegel heraufsteigen mußte, zum letzten stummen Scheidegruße.

Arme Margarethe, deren ganze Schuld darin lag, nicht gleichfalls von Vater und Mutter sieben adelige Ahnen aufzählen zu können!

* * *

Der Herbstwind wehte sehr frisch, als sie den Schloßberg ganz allein hinabfuhr, und es war recht gut, daß der Wagen deshalb geschlossen blieb. So konnte sie sich ungesehen darin zurücklehnen und sich völlig ausweinen. Der freundliche Bahnhofinspektor hatte ihr ein eigenes Coupé anweisen lassen. Als der Zug dann dahinbrauste, schloß sie die Augen, und wundersame Traumbilder zogen an ihrer Seele vorüber. Niemand wußte ja von ihnen, und auch Niemand brachten sie jetzt mehr Unruhe. Was sollte sie sich drum nicht wenigstens im Geiste von einem Glück laben und trösten lassen, das ihr vom wirklichen Leben versagt bleiben mußte?

Und so saß sie in ihren Träumen als junge Frau in einem traut wohnlichen Hause jener deutschen Universitätsstadt, darin sie sich einst ihres jungen Lebens freuen durfte. Wie schmuck und nett war die Stube, voll Bücher und Mappen! Und Erich, als junger Professor, saß neben ihr am Arbeitstisch und hielt ihre Hand in der seinen. Es war gerade die Stunde des Ausruhens für ihn gekommen, und ach, wie sie's nun an ihm verspürte und wie sein Blick es ihr sagte, daß ihm nach der schweren Geistesarbeit ihre Nähe

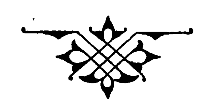
sympathisch wohlthat! Und wie ein beglückendes Geheimniß, erst ganz neu entschleiert, das man nur dem liebsten Wesen auf Erden zu allererst anvertraut, sprach er ihr jetzt von seinen neuesten Forschungen. Und ihr Frauengeist folgte mit schüchternem Verständniß ihm nach bis in die Höhen des Sternenhimmels, darin er wie in einem goldenen Buche die ewigen Gesetze Gottes zu lesen verstand, und wieder hinunter in die Tiefen des Erdballs, darin die Phasen seines Werdeprozesses in unvergänglichen, unzweideutigen Buchstaben aufgezeichnet waren.

Er, der Priester im freien Dienste der Wissenschaft mit ihrem stetigen menschlichen Fortschritt und ihren ewigen göttlichen Grenzen; sie selber, seines Hauses gleich treue Verwalterin voll grenzenloser Liebe, Sorgfalt und Ergebenheit: welch' wunderbar harmonische Wechselwirkung ihrer beiden Geister und Herzen! Welch' ein inhaltsreiches, gesegnetes Leben, wahrhaft werth, von ihnen gelebt zu werden!

Waren das himmlische Träume! — O wie oft schon zuvor in jenen noch harmlosen Tagen, da Erich auf dem Krankenbette lag, wenn Mutter und Schwester und sie selber als andächtige Zuhörerinnen seinen inhaltsreichen Reden lauschten, während draußen der Wintersturm sie behaglich umtobte — wie oft schon damals hatte sie dieses gemeinsame Lebensglück ahnen dürfen! Und wie sie dann immer zum klingenden Lohn für ihr neues Wissen sich an den Flügel setzte, und sie die Seele Erich's sammt der ihrigen in überirdische Regionen emporgetragen, darin nur ewige Liebe gefluthet, so träumte sie auch jetzt wieder davon, daß sie später als Erich's Frau ihm die abendlichen Ruhestunden versüßen wollte.

Ach, nur Eines, Eines, ließ sie jetzt in ihren Träumen von der Zukunft hinweg: die unglückselige Grafenkrone, an deren neun Zacken, wie an eben so viel Felsenriffen, ihr gemeinsames Lebensschiff ja sofort auch wieder zerschellt worden wäre. Nein, nur von dem einfachen bürgerlichen Professor Erich Wartenberg träumte sie jetzt, als dessen gleich bürgerliches Weib, mit gleichem fleißigen, ehrlichen Ringen um's tägliche Brot, und doch von einem so hohen und ächten beiderseitigen Geistes- und Herzensadel, daß sie kein noch so vornehmes Ehepaar darin überragt hätte.

Ja, waren das goldene, wenn auch eitele Träume! — Wer mißgönnte sie ihr? Sie waren ja ihr einziger Trost auf dieser freudlosen Heimfahrt.





Drittes Kapitel.

Im Viererzug.

Zu gleicher Zeit — welch' ein Gegensatz zu dieser armen Heimreisenden! — kam ein Viererzug, lauter prächtige Rappen, auf der alten, von steifen Pappelriesen umrahmten Heerstraße flotten Trabes einher gerollt.

Zwei in himmelblauem Sammt mit silbernen Borten kostümirte Jockey's ritten je den Sattelgaul; ein stämmiger Leibjäger mit dem Hut voll wallender Federn, daneben ein reichgalonnirter Bedienter, saß auf erhöhtem Rücksitz des wappenverzierten, offenen Wagens. Im seidenen Fond desselben lehnte der Vater in nachlässiger Haltung; ihm zur Seite die jugendliche Tochter, Beide in elegantester Herbsttoilette: ein ächt fürstliches Reisebild aus früheren Tagen.

Zwar hätte der durchlauchtige Inhaber dieser Galaequipage denselben Weg von Schloß Asenstein bis nach Wartenberg in nur einer halben Stunde Eisenbahnfahrt bequem zurücklegen können, während er jetzt auf der alten Landstraße der dreifachen Zeit bedurfte. Der hohe Reisende verschmähte in=

dessen, wo es irgend anging, das so allgemeine, und deshalb auch nach seinem Standesgefühl für ihn gemeine Verkehrsmittel der Neuzeit. Er haßte die Eisenbahn überhaupt als die schlimmste Ausgeburt des modernen, alle historischen Sonderheiten und Standesunterschiede immer mehr nivellirenden Fortschrittes, den er in Bausch und Bogen wahrscheinlich nur deshalb zum Teufel wünschte, weil sein eigener finanzieller Rückschritt ihm, wie man sagt, die Hölle schon manchmal sehr heiß gemacht. Zudem verstieß es aber auch gegen sein hochgradiges Standesbewußtsein, irgendwie einer Zeitströmung zu huldigen, deren fortwährender Zufluß nur den Quellen moderner, und was noch ärger war, vorwiegend bürgerlicher Wissenschaft zu verdanken gewesen. Daß aber er selbst bei deren vornehmen Ablehnung mit irgend welcher specifisch fürstlichen Geisteserrungenschaft die Menschheit dafür entschädigt hätte, konnte ihm gerade nicht nachgesagt werden.

Unstreitig war der Fürst Ladislaus von Asen auf Asenstein einer der vornehmsten Kavaliere der Provinz. Bis zu Karl dem Großen hinauf konnte er seine Ahnherren urkundlich nachweisen. Wenn aber auch einmal ein wohldienerischer Schloßarchivar den ersten Urvater des fürstlichen Hauses schon unter den weiland göttlichen Asen finden zu müssen glaubte, so dürfte diese kühne Hypothese doch mehr dem unkritischen Gebiet der Volkssage zuzuweisen sein.

Doch gleichviel! — Uralt war einmal das Geschlecht der Asen, und auch schon der Name der hochseligen Fürstin-Mutter, einer polnischen Prinzessin, hatte sich gleich althistorischen Klanges zu rühmen gehabt, wie auch die eigene, schon entschlafene Gemahlin einem altrussischen Bojarengeschlecht entsprossen war. Und solche prinzeßliche Mariagen waren

schon durch Jahrhunderte lang Familientradition im fürstlichen Hause. Nur als vereinzelte Ausnahme hatte sich auch einmal die Tochter eines nur gräflichen Hauses auf Schloß Asenstein niedergelassen. Ein bloßes Freiherrnschild oder gar ein ganz wappenloser Name — demnach eine sogenannte Mésalliance — war in den beiderseitigen Stammbäumen von Asenstein so wenig aufzuspüren, wie etwa der Schoß einer Brombeerstaude im majestätischen Geäst einer tausendjährigen Eiche.

Das war nun gewiß vom althistorischen Standpunkt für den jetzigen Fürsten Ladislaus ein sehr erhabenes, wenn auch nicht gleich mühsam errungenes, Bewußtsein. Nur war in sehr moderner Richtung dieses Gefühl ihm dadurch wieder ziemlich getrübt worden, daß die Finanzverhältnisse auf Schloß Asenstein sich bedeutend minder brillant ausnahmen, als die Geschlechtsregister des fürstlichen Hauses. Habgierige, gewissenlose Beamte, die auf den Unverstand und Leichtsinn ihres gnädigsten Herrn spekulirten, waren indessen durch diese heillose Gutswirthschaft reiche Leute geworden. Aller erdenkliche Sport, glänzende Jagdgelage, Pferdepassion, Festivitäten, kostspielige Winteraufenthalte in Berlin, Paris und Nizza, und vor Allem auch das heillose Spiel, hatten noch obendrein dem einst so stolzen Stamme des Asen'schen Vermögens fast bis zur Entblätterung verholfen.

Seine Durchlaucht waren jedoch von jeher ziemlich erhaben über solch' kleinliche, spießbürgerliche Misère und die diplomatische Kunst: bonne mine à mauvais jeu zu machen, war bei ihm durch langjährige Uebung zu einer physiognomischen Virtuosität lancirt worden, die nicht jeder gleich derangirte gewöhnliche Sterbliche auch gleich excellent versteht. Es will eben Alles erst gelernt sein.

Dabei war der Fürst aber auch ein ebenso distinguirt, wie selten wohl konservirt aussehender Herr, wenigstens für sein Alter von mehr als einem halben Jahrhundert. Und sein, wie man sagte, nicht besonders eingezogen gewesenes Vorleben verrieth sich höchstens in seinen etwas wässerigen Augen und dem Überfluß von sogenannten Krähenfüßen seitwärts derselben. Haar wie Bart jedoch waren beide feinst gepflegt und von noch kastanienbrauner Farbe. Freilich aber wollten einige Neider wissen, daß diese täglich durch einen chemischen Proceß erneuert werde, und der üppige Hauptschmuck gar nur die Pariser Coiffeurmaske eines spiegelblanken Kahlkopfes sei, so daß der Fürst auch mit dem besten Willen sich keine grauen Sorgenhaare könnte wachsen lassen. Wer wollte jedoch so indiskret sein, all' diesen frivolen Nachreden auf den Grund zu kommen? Genug: für den unbefangenen Beobachter war er ein vollendeter Grandseigneur in vornehmer Haltung, edlen Gesichtszügen und immer tadellosester Toilette. Aber man hätte ihn auch in den verpfuschtesten, fadenscheinigsten Rock stecken dürfen: auch dann noch wäre er für einen, nur einigermaßen kundigen Physiognomiker als Vollblutaristokrat erkennbar gewesen, und wenn er sogar seine damenhaft weißen Hände mit den sorglich gepflegten Nägeln in der Rocktasche versteckt gehalten hätte.

Sein von ihm abgöttisch verehrtes prinzeßliches Töchterlein Olga hatte schon seit neunzehn Frühlingen geblüht, eine üppig schöne und doch auch graziöse Gestalt mit vollem schwarzen Haar und gleichfarbigen Augen, und war längst für den Vater voller Ersatz geworden für zwei, erst jubelnd begrüßte und dann im zartesten Knabenalter gestorbene Prinzen.

Die fürstliche Gemahlin ruhte schon seit zwei Jahren in der Asensteiner Ahnengruft. Mühen und Sorgen hatte sie außer dem Lesen zahlloser französischer Romane und unnützen Stickereien im Leben nicht gekannt, selbst nicht die Ausübung der heiligsten Mutterpflicht: Herz und Gemüth ihres Kindes zu bilden. Ueberhaupt war sie von der polnischen Schwiegermutter nur insofern unterschieden, daß diese aus exquisit sanguinischem Temperament allem verschwenderischen Luxus und Sport huldigte, während deren altrussische Schwiegertochter mit ebenso ausgeprägtem Phlegma in blasirtem Nichtsthun und unnützem Geldausgeben ihrem fürstlichen Gemahl gleich erfolgreich zur Seite gestanden.

Seit dem Tode der Fürstin hatte indessen der überlebende Herr Gemahl sein früher so excessives Leben in ziemlich vernünftige Schranken eingedämmt, ja, sich sogar um die Wirthschaft seiner so hochverschuldeten Güter gekümmert, wenn auch seine Beamten ihn deswegen nur heimlich verhöhnten und ihn auch nicht minder ausnützten. Aber den streng haushälterischen Majoratsherrn von Wartenberg rührte seit dieser Zeit die Umwandlung seines fürstlichen Jagdfreundes doch so sehr, daß auch er, gleich den anderen Gutsnachbarn, den Schleier christlicher Verzeihung längst über das frühere Leben des Fürsten ausgebreitet hatte, und nun auch keinen Anstand mehr nahm, dessen Tochter sogar in sein eigenes Haus als künftige Majoratserbin aufzunehmen. —

Die beiden hohen Reisenden, Vater und Tochter, waren auf dieser einförmigen Landstraßenfahrt bis jetzt ziemlich einsilbig geblieben, wenn man nicht auch schon oftmaliges Gähnen als den Ausdruck innerlicher Gedanken erachten wollte.

Je näher sie aber nun ihrem Reiseziele zufuhren, um so mehr bemächtigte sich der Beiden eine gewisse Unruhe über den Erfolg ihres Besuches, und die Prinzessin war die Erste, welche jetzt den lästigen Bann dieses Schweigens zu durchbrechen für gut fand.

Natürlich that sie dies auch jetzt in der französischen Haus- und Hofsprache, da das Deutsch auf Schloß Asenstein immer nur als Aschenbrödel der Domestiken für gut genug gehalten worden. Es sei uns aber vergönnt, den stattgehabten Dialog doch nur in möglichst schlichtem Deutsch, ohne den ganzen Ton zu verfälschen, wiedergeben zu dürfen.

Und Prinzessin Olga hub an, nachdem sie zum Eingang noch einmal halb gegähnt und halb geseufzt, und dann mit dem Spitzentuch ihr Gesicht umwedelt:

„Puh, dieser Staub, 's ist unerträglich! Guter Gott, wenn unsere lange Fahrt sich nur auch! rentiren wird! Aber ich fürchte, Papa, daß wir uns zuletzt nur sehr ennuyiren werden.“

„Ennuyiren, mein lieber Engel? Ganz unmöglich!“ beruhigte sie der Vater, und fügte sogleich in ernsterem Tone hinzu: „Bedenke doch, daß wir auch gar nicht wegen des Amüsements jetzt nach Wartenberg fahren, sondern in den allerseriösesten Intentionen für Deine und meine künftige Position!„

„Ach ja, ich weiß schon, lieber Papa,“ warf die Prinzessin unmuthig hin. „Aber wird er mir auch konveniren? Er soll ja ganz entsetzlich pedantisch sein und philiströs gelehrt, so gar nicht, wie unsere anderen Kavaliere. Puh, wenn ich nur daran denke, so eine Espèce einer deutschen Gelehrtenfrau zu werden, wie ich deren schon ein paar ganz abominable

Exemplare kennen gelernt habe — offen gestanden, bester Papa, begreif' ich gar nicht, wie Du mir eigentlich eine solch' mesquine Position in der Societät nur zumuthen kannst!"

„Aber, mein süßes Herz!" rechtfertigte sich wieder der Fürst. „Mesquine Position! Mit dem Majoratserben von Wartenberg? Wie ridicül!"

„Nun ja," meinte die Prinzessin, und warf trotzig das Köpfchen zurück, „aber siehst Du, Papachen, wenn ich an meine Berliner Hofbälle zurückdenke mit den süperben Gardekavallerieoffizieren, und wenn ich mir dann vorstelle, daß ich einmal die Frau eines solchen langweiligen Civilisten werden soll, der dann wahrscheinlich auch mich zu einem Blaustrumpf machen will, siehst Du, dann möchte ich ganz nervös werden vor lauter Horreur über eine so ennuyante Menage."

Dieses Geständniß ihrer schönen Seele war jetzt aber selbst dem Papachen zu viel, und er protestirte schon ziemlich energisch:

„Civilist, Blaustrumpf! — Was das wieder für kuriose Redensarten sind! — Graf Erich ist Offizier der Reserve, trägt das Eiserne Kreuz und ist dabei noch ein höchst distinguirter Kavalier."

Dann fuhr er schon wieder zärtlicher fort:

„Und bedenke doch auch, mein goldenes Herz: unsere eigenen Finanzen sind, wie ich Dir ja entre nous schon gestanden, seit den letzten schlechten Jahren etwas derangirt, hingegen diese Wartenbergischen gar nicht zu ruiniren. Drum ist auch Graf Erich ein solch' excellenter Epouseur für Dich, daß all' diese Berliner Gardelieutenants, die meist

selbst auf reiche Partien spekuliren, nicht von fern mit ihm rivalisiren können, trotz ihrem deliciösen Exterieur. Und Graf Erich denkt auch gar nicht daran, seine Liebe zu Dir mit seiner Gelehrsamkeit zu konfundiren.. Sein Vater versicherte mir ganz au contraire, daß er für seinen Sohn gerade deshalb die Liaison mit Dir intentire, weil Du, wie nicht leicht eine Andere, die Person dazu wärest, mit Deinem Esprit und Naturell den jungen Grafen aus seinen gelehrten Schrullen herauszureißen. Ueberhaupt bist Du ja selber so fein und gründlich gebildet worden, ja, sogar von Breslauer Universitätsprofessoren hast Du für heilloses Geld über Weltgeschichte und Weltliteratur die geistreichsten Privatkollegien gehört, spielst außerdem ganz süperb Klavier und sprichst ein exquisit feines Französisch" — —

„Pah, Weltgeschichte, und gar noch Weltliteratur!" schnitt die Prinzessin lächelnd den Faden des väterlichen Lobes entzwei. „Wo ich fast keinen dieser Poeten aller Länder und Zeiten vorher gelesen hatte! Lüge Dir doch nicht selber etwas vor, bestes Papachen!"

„Dumme Skrupel!" wies sie der Fürst jetzt ärgerlich zurecht. „Weißt Du doch darüber zu reden! Und das genügt!"

Dann drückte er ihre kleinen, feinen Händchen zwischen die seinigen und sprach mit höchster Zärtlichkeit zu ihr: „Nein, nein, mein Täubchen, sei Du nur ganz ruhig! Ein so graziöses, geistvolles Geschöpf, wie Du, wird gar bald die Superiorität in Eurer Menage haben, und damit auch plein pouvoir für alle Deine bei mir gewohnten Amüsements. Und, mein kluges Kind, vergiß es nicht! All' dies Plaisir kostet viel, sehr viel Geld, dessen Quelle,

wie schon gesagt, bei mir schon so ziemlich ausgetrocknet, in Wartenberg aber auf, wie unter der Erde, gar nicht auszuschöpfen ist."

Diese handgreifliche väterliche Logik beruhigte denn auch das skrupulöse Herz des prinzeßlichen Täubchens, doch nur in dieser Richtung, und sie replicirte wieder:

„Aber genirt Dich denn auch das nicht, Papa, daß ich als einstige Gräfin von Wartenberg dann mit Leuten verwandtschaftlich liirt sein werde, deren Großvater einst am Weberstuhl gesessen — ich, die Prinzessin von Asen, deren väterlicher Ahnherr schon unter Karl dem Großen Schwert und Schild getragen, und deren Mama, Großmama und Urgroßmama französische, polnische und russische Prinzessinnen gewesen? Ist solche Verwandtschaft mit meiner einstigen Schwägerin Elsa nicht für Dich und mich eine ganz infame Degradation unseres Fürstennamens, auf den Du doch sonst immer so viel gehalten hast?"

„Ah, Du meinst von wegen dieses Herrn von Schultzenburg?" warf der Vater wieder ein wenig verschüchtert hin.

„Ja, ganz richtig, liebstes Papachen, wegen dieses cidevant Webergesellen Schultz und weiland Großpapa's meines künftigen, höchst neugebackenen adeligen monsieur beaufrère," korrigirte Olga mit nicht sehr kindlichem Respekt.

Das liebste Papachen hatte jedoch seine ganze Fassung schon wieder gewonnen und belehrte das Töchterlein auf's Neue sehr ernst und mit einer Einsicht, die ihm sonst nicht wohl zuzutrauen war:

„Mein liebes Kind! Wieder ganz entre nous sage ich Dir darauf, was ich sonst nicht um die Welt öffentlich urgiren möchte: Touchire niemals an solche genealogische

Reminiscenzen in unserer Aristokratie, am allerwenigsten vor profanen bürgerlichen Ohren! Sonst könnte Dir einmal das fatale Malheur passiren, daß solch' ein insolenter Plebejer Dir gleichfalls genealogisch nachweisen möchte: dieß und jenes jetzt hochdistinguirte Adelsgeschlecht habe seinen Ursprung höchst heiklen Verhältnissen und goldener Fürstenliebe zu verdanken, was man allerdings jetzt dem sehr brillanten Wappenschild nicht mehr anmerkt. Deshalb laß' auch Dich als künftige Gräfin von Wartenberg durch diesen Schwager Schultzenburg nicht im mindesten desapointiren! — Die Fugger sind bekanntlich auch einmal Weber gewesen! — Und somit, mein Engelsherz, wären wir ja wohl mit allen Pourparlers in bester Ordnung, um unsere diplomatische Mission entriren zu können."

Diese letzte väterliche Ermahnung machte auf die Prinzessin sichtlich einen tiefen Eindruck. Sie sann einen Moment vor sich hin, dann hob sie kokett den Kopf gegen den Vater, tätschelte seine faltenreiche Wange und sprach:

„Aber, bestes Papachen, sind wir ebenso schon mit dem anderen Punkt ganz in Ordnung: ob denn auch ich dem Grafen Erich konveniren werde?"

Als sie diese Frage aussprach, fuhren sie schon durch Wartenbergisches Majoratsgebiet, und die Schloßthürme mit den darauf flatternden gräflichen Hausbannern tauchten so eben bei der Straßenkrümmung vor ihnen auf.

Seltsam, wie jetzt ihrer Beider Herzen fast wie beklommen zu schlagen begonnen! Und der Fürst antwortete denn auch mit etwas befangener Stimme:

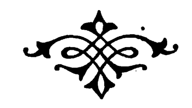
„Mein lieber Engel, ich bin im Momente viel zu seriös gestimmt, um auf Deine neckische Frage gleich humoristisch

antworten zu können. Wenn Du aber im Schlosse droben Deine Toilette zum Dîner machst, so wird auch wohl ein Spiegel vorhanden sein, der Deinen eben nur ausgesprochenen, aber gewiß nicht auch gedachten Skrupel viel besser, als mein väterliches Wort, vollends calmiren wird."

Geschmeichelt lehnte sie sich zurück, in den Anblick der großartigen Grafenburg verloren, zu deren einstiger Herrin der Wille der beiden Väter sie ausersehen hatte.

Ganz zu gleicher Zeit war auch Margarethe auf dem Bahnhof ihrer Heimathstadt angekommen. Niemand erwartete sie dort.

Und wieder welcher Gegensatz! — Während jetzt vor der Prinzessin geistigem Blick ein paar gaukelnde, lockende Liebesgötter dem stolzen väterlichen Viergespann voranflogen, und der Herbstwind die gräflichen Schloßbanner zum Willkomm schwellte, fuhr jene Andere in einer einfachen Droschke mit krankem Herzen zur kranken Mutter.





Viertes Kapitel.

Ein fürstlicher Besuch.

Der Graf von Wartenberg hatte heute wohl voraussehen können, mit welchem Pomp seine fürstlichen Gäste bei ihm einkehren würden. Drum wollte auch er sie mit möglichst gleichem Glanz als gräflicher Hauswirth empfangen.

So wenig er sonst mit seinem, wohl dreimal größeren, und, was noch viel mehr, auch völlig schuldenfreien, vortrefflich verwalteten Besitz irgendwie großthat: gerade dieser Fürst von Asen sollte heut auch äußerlich gewahr werden, daß der Majoratsherr auf Wartenberg nicht minder vollgültig der höchsten Aristokratie des Landes angehöre.

So hatten denn auch alle seine Diener ihren einfach braunen, von schmaler Goldtresse verbrämten Anzug gegen dunkelblauen, breitschößigen, mit silbernen Achselschnüren verzierten Frack, rothe Kniehosen und weiße Strümpfe mit Schnallenschuhen vertauscht — die nur bei besonders hohen Festlichkeiten getragene Hauslivrée. Auch die zwei Jäger, Hünengestalten gleich ihrem Herrn, prangten in grünen Galaröcken mit gold-

betreßter Brust und den Hirschfänger an der Hüfte. Ebenso standen zwei Galawagen mit farbenschillerndem Doppelwappen zur Vergnügungsfahrt in der Remise bereit.

Die Gräfin lächelte zwar im Stillen über all' diese prunkvollen Anstalten, sie wollte jedoch ihrem guten Manne den Spaß nicht verderben, und ihr war es schon genug der Nachgiebigkeit, daß er wenigstens für gewöhnliche Zeiten sich mit dem möglichst einfachen Dienerkleide zufrieden gab. War doch ihr Wahlspruch von jeher: „Einfache Röcke und goldene Treue!" Und stets beschlich sie ein gewisses Mißtrauen, wenn sie irgendwo das Schloßgesind in gar zu großem Prunk die Herrschaft bedienen sah.

Soeben kam nun der fürstliche Wagen im Burghof angefahren. Der Majoratsherr mit der Gräfin, Elsa und Erich, standen zum Empfange schon vor dem Schloßportal bereit. Der Letztere war erst vor einer halben Stunde von einem scharfen Ritt zurückgekehrt, sein Gesicht glühte noch davon und die Empfindungen, die ihn bei diesem Umherjagen durchstürmt, gaben auch jetzt noch seinem Blick einen seltsam düstern Glanz.

Aber, wie jetzt die Prinzessin sich zum ersten Gruß aus dem Wagen verneigte, wie sie dann elastisch sich herausschwang, und mit harmloser Herzlichkeit den Willkomm des gräflichen Paares erwiderte: schon ihr Blick, der Klang ihrer Stimme, ihre Haltung und Miene — Alles, Alles war gleich blitzschnell bezaubernd für Aug' und Ohr. Schon die erste flüchtige Erscheinung blendete und nahm gefangen, ehe man sich dessen recht versah. Wer will denn auch seine Sinne bewehren gegen den Vollglanz der aufgehenden Sonne, wer gegen den Schimmer und Duft einer prächtigen Rose, auch wenn er

kurz zuvor noch so sehr geschwärmt für einen einfachen Stern oder eine schlichte Waldblume?

Und hatte nicht aus allen Lobsprüchen seines Vaters auch Erich geahnt, daß das Bekanntwerden der beiden Mädchen nur als ostensibler Zweck dieses Besuches ausgegeben und die wirkliche heimliche Absicht nur auf ihn selber gerichtet war? Wer aber weiß nicht, wie das Herz eines jungen, wenn auch noch so ernsten und wenig eitlen Mannes dennoch unwillkürlich hoch und stolz aufschwillt bei dem Bewußtsein, daß er der zuerst Gesuchte und Begehrte sei, und gar von solch reizender Fürstentochter?

Ob auch sie selbst davon eine Ahnung gehabt? dachte er bei sich. Aber schon ihr seltsamer Blick, mit dem sie bei ihrem ersten Gruß Erich's Auge gestreift, halb freudig und halb zaghaft, bejahte für ihn diese Frage. —

Im großen alltäglichen Speisezimmer harrte schon der Wein nebst feinem Gebäck zur ersten Erfrischung der Gäste nach der langen, staubigen Fahrt. Leicht gehaltene Konversation führte rasch über die erste Befangenheit hinweg. Besonders die zwei Mädchen waren, ihrem Alter gemäß, schnell mit einander vertraut geworden und hatten auch schon auf der Prinzessin Wunsch das steife „Sie“ mit dem intimeren „Du“ vertauscht.

Eine Vietelstunde darauf zogen sich die Gäste unter dem Geleite des Majoratsherrn auf ihre Fremdenzimmer zurück, vor denen bereits der fürstliche Leibkammerdiener und eine gräfliche Jungfer zu ihren Diensten bereit standen.

Noch im Hinaufsteigen zeigte Elsa der neuen Freundin ihr Erkerthurmzimmer und lud sie ein, es sich noch vor dem Mittagstisch anzusehen, was die Prinzessin auch bereitwilligst

zusagte. War ihr's doch von höchstem Interesse, die, wir ihr sogleich vorkam, noch sehr naive Schwester geschickt über den Bruder auszuforschen! —

Ein paar Minuten darauf trat Graf Eberhard in's Zimmer seiner Gemahlin, die eben noch ihren Dienern die nöthigen Weisungen für die Mittagstafel ertheilt hatte.

„Hast Du noch ein paar Augenblicke Zeit für mich, liebe Gabriele?" fragte er, nachdem sie wieder allein waren.

„Gewiß, lieber Eberhard!" erwiderte die Gräfin freundlich, „für Dich habe ich immer Zeit und so lange Du sie brauchst."

„Ich danke Dir, meine Liebe!" entgegnete der Graf, nahm in einem Lehnstuhle Platz neben ihr, die am Schreibtische saß, und fuhr dann etwas befangen fort:

„Nun, so sag' mir Gabriele, wie gefällt Dir die Prinzessin?"

„Diese Frage kommt ein wenig verfrüht, mein lieber Alter!" antwortete sie lächelnd und doch innerlich bange. „Du wirst doch wohl das ganze Wesen meinen, und nicht blos die äußere Erscheinung, von der ich allerdings schon zugestehen muß, daß ich Deine frühere Bewunderung dafür vollkommen begreifen kann. Ja, kein Zweifel: sie ist schön und reizend; ob sie es aber auch innerlich ist? Zu dieser Beurtheilung müßte ich mir doch etwas längere Zeit ausbitten."

„Wenn ich Dir aber jetzt nochmals betheuere," fiel der Graf schon etwas ärgerlich ein, „daß sie sich äußerlich und innerlich vollkommen gleicht?"

„Je nun, mein lieber, ehrlicher Mann," erwiderte die Gräfin rasch, „dann müßte ich Dir's freilich glauben. Nur nimm mir nicht übel: für die doch immerhin nur vorübergehende Bekanntschaft der beiden Mädchen scheint mir auch

ein ganz verschiedenes Urtheil von uns Beiden sehr gleichgültig zu sein. Und kommt die Prinzessin zu unseren Herbstjagden wieder zurück — nun, so werde ich mich dieses graziösen, schönen Jagdgastes von Herzen freuen."

Der Majoratsherr saß wie auf feurigen Kohlen. Fiel's ihm nun doch doppelt schwer auf's Herz, so ganz gegen seine alte Gewohnheit diesen geheimsten Gedanken der Gräfin bisher verheimlicht zu haben! Und doch mußte er nun auch sie, als Mutter Erich's, mit seinem Verlobungsplane noch vorher vertraut machen.

Wiederholt drehte er sich auf seinem Stuhl herum und suchte nach dem passenden Uebergang für sein Geständniß, dann fragte er ziemlich kleinlaut:

„Glaubst Du aber nicht, Gabriele, daß es für uns Eltern am Ende doch nicht so ganz gleichgültig sein dürfte, ob unser Urtheil über die Prinzessin übereinstimmt oder auseinandergeht? Weißt Du, meine Liebe, ich meine nämlich," — seine Stimme stockte, und erst nach einem neuen Anlauf ergänzte er den abgebrochenen Satz: „ich meine nämlich — aber erschrick doch nicht gleich so! — bezüglich unseres lieben, guten Erich."

Gottlob, das erlösende Wort war heraus.

„Bezüglich Erich's?" rief sie bestürzt über ihre nun wahrgewordene Ahnung. „Diese Prinzessin von Asen? Ist das Dein Ernst, Eberhard, und weiß auch er schon davon, der sie doch erst vor einer halben Stunde zum ersten Male gesehen?"

Mit schmerzlichster Mahnung fuhr sie fort: „Eberhard, Vater! — Bis zum heutigen Tag waren wir zwei Eheleute wahrhaftig immer nur ein Herz und eine Seele, und Keines hatte vor dem Anderen je ein Geheimniß. Doch vergieb mir's,

wenn Du wirklich im Ernst an die Möglichkeit einer Verbindung mit Erich und dieser Prinzessin denken solltest, dann muß ich Dir sagen: zum ersten Mal in meinem Leben verstehe ich Dich nicht mehr."

„Und ich, meine Liebe, Dich eben so wenig," erwiderte der Majoratsherr unsicher. Dann ergriff er ihre Hand und sagte mit seiner ganzen Liebe:

„Aber vertraue nur darauf! Noch in dieser Viertelstunde werden wir uns wieder verstehen lernen, wie schon so oft zuvor in Freud und Leid unseres Hauses, und so höre mich an!"

Mit einer gewissen Wehmuth fuhr er jetzt fort: „Siehe, nachdem uns der liebe Gott unseren unvergeßlichen Kurt genommen, und mein Majorat nurmehr auf vier Augen steht, ist es mein sehnlichstes Verlangen, unseren noch verbliebenen Sohn und Erben so bald als möglich als Gatten und Vater zu sehen zur dauernden Erhaltung unseres Hauses. Du selbst aber kennst Erich's seltsame Natur so gut, wie ich, und weißt, daß er wahrhaftig in seiner gelehrten Isolirung nicht danach angethan ist, aus eigenem Antrieb nach einer ihm ebenbürtigen Frau sich umzusehen, um meinen väterlichen Wunsch zu erfüllen."

„Möglich, daß Du hierin Recht hast," schaltete die Gräfin ein, worauf er jetzt schon sicherer weiter sprach:

„Deshalb müssen wir Eltern ihm die Gelegenheit dazu bieten, selbstverständlich aber nur innerhalb der Grenzen, die unsere Ehrenhaftigkeit von uns verlangt, aber nicht minder auch nach dem unzweideutigen Heirathsgebot unserer Hausgesetze. Und wenn nun der Himmel uns diese Prinzessin von Asen zuführt — doch nein — keine heuchlerische Sophistik

in solch' heiliger Sache, sondern nur nachträgliches Geständniß der Wahrheit! — Ich sage demnach: wenn ich nun selber den Fürsten deswegen zu uns heut eingeladen habe, damit Erich dessen Tochter möglicherweise lieben, verehren und um sie werben werde — nun, so sage mir gleich offen und ehrlich, habe ich dann wirklich einen Dir so ganz unverständlichen oder meiner so unwürdigen Schritt gethan, daß Du mich nicht mehr darin verstehen könntest?"

„Nein, gewiß nicht, lieber Eberhard," antwortete die Gräfin, mit offenem Blick ihn anschauend. „Wie Du jetzt die ganze Sache auffassest, verstehe ich sowohl Dich, wie Deine Absicht, so sehr auch die planmäßige Herbeiführung einer solchen Gelegenheit meinen eigenen Anschauungen widerstrebt."

„Was sagst Du, Gabriele?" erwiderte der Graf. „Was sogar bei gekrönten Häuptern und deren Familien althergebrachte sanktionirte Sitte ist, könnte das wohl unserem nur gräflichen Hause jemals zur Unsitte gereichen?"

„Und doch, Eberhard," entgegnete sie wieder, „was bei Höfen Sitte oder Unsitte sei: diese exceptionellen Anstandsbegriffe sind für mich als Frau und Mutter bedeutungslos, denn ich suche mein sittliches Ideal in einem noch viel höheren, überirdischen Reiche. Nach meiner Empfindung soll nur der Zufall, das Schicksal, die Vorsehung, oder wie man's nennen will, das Weib dem Manne zuführen, nie aber die mit Absicht von den Eltern veranstaltete Gelegenheit. Und auch das glaube mir: wenn ein junger Mann seine zukünftige Frau selber finden muß, so ist es gerade unser Erich, der allerdings sehr eigenartig beschaffen, aber doch auch ebenso ideal ist in all' seinen Anschauungen. Und deshalb, will ich eine gewissenhafte und ehrliche Mutter sein, muß ich

jede bewußte Gemeinschaft mit diesem Verlobungsprojekt von mir abweisen. Zuletzt aber frage ich Dich auch noch: hat es denn überhaupt mit Erich's Verlobung so dringende Eile? Er ist erst fünfundzwanzig Jahre, und was bringt es denn für Gefahr, wenn er allenfalls erst mit dreißig in den Stand der Ehe tritt? Kannst Du nicht auch dann noch immer früh genug Enkelfreuden erleben? — Ach, Eberhard, wenn Du wüßtest, wie mir das Herz wehe thut, dies Alles jetzt Dir vorstellen zu müssen, wo wir doch sonst, auch in den schwierigsten Lebensfragen, die übereinstimmende Antwort immer sogleich auf den Lippen hatten!"

Der Majoratsherr richtete sich jetzt in seinem Stuhle höher auf und sagte:

„Du redest, Gabriele, als ob ich irgend einen Zwang gegen Erich ausüben wollte! — Das wäre freilich meinerseits ebenso sinnlos, wie unwürdig. Aber lass' ich ihm denn nicht völlig freie Wahl, da ich ihm nur die Gelegenheit zur Entscheidung biete? — Fragst Du mich jedoch, warum es solche Eile hat, und welche Gefahr im Verzuge liegt, so antworte ich Dir: ja, es eilt wirklich, für ihn so gut, wie für mich. Jeder Tag längeren Aufschubs entfernt ihn in seinen extremen Anschauungen immer mehr von den unserigen und denen seines ganzen Standes, und nur eine rasche, ebenbürtige Ehe kann seinen Geist und sein Herz wieder in jenen Kreis zurückführen, in den ihn seine Geburt einmal eingewiesen hat. — Meinst Du aber etwa: die Prinzessin von Assen leide an einem Uebermaß aristokratischer Manieren und Passionen: nun, dann wird sein Mangel daran nur eine wohlthätige Ausgleichung herbeiführen, und auch die beiden grundverschiedenen Temperamente werden sich harmonisch ergänzen."

„Dann aber," schloß er jetzt mit seltsam düsterem Blick, da die Gräfin ihm bisher mit schmerzlichem Schweigen zugehört: „bedenk' auch noch Eines, und zwar etwas sehr Apartes, sehr Geheimes, das ich gar nicht mit Namen zu nennen den Muth habe — o, ein gewisses Etwas, das nur von weitem zu argwöhnen, mir schon alle Nerven erzittern macht! — Ich sehe es Deinen Augen an: Du verstehst mich, was ich unter diesem unheimlich drohenden, langsam heranschleichenden Gewittersturm unseres Hauses meine! Und begreifst Du darum auch meine dringende Sehnsucht, in der ich Erich's Herz so bald unauflöslich gebunden wünsche, damit es keinen Seitensprung mehr machen könne, unheilvoll für ihn und uns, wie kein ähnlicher in den Annalen unseres Hauses noch verzeichnet worden ist? — Und nun kein Wort mehr darüber! Ich bin zu Ende."

„Mir aber, lieber Eberhard, erlaube jetzt, doch auch noch ein ruhiges Wort Dir erwidern zu dürfen," sagte die Gräfin mit erhabener Seelenruhe, die auch vor dem zitternden Ton des Grafen nicht in's Wanken gekommen:

„Siehe, mein bester Mann, ich selbst, als Erich's Mutter — und ich glaube, keine schlechte zu sein — habe den vollen Muth, dieses geheimnißvolle, fürchterliche Etwas, dem Du nicht einmal einen Namen zu geben wagst, dennoch klar und deutlich zu benennen. Und so sage ich Dir mit dem Glauben eines Kindes: nie und nimmer wird Margarethe gegen uns so grenzenlos undankbar werden, um hinter unserem Rücken an Erich's Besitz auch nur zu denken, wie viel weniger ihn anzustreben. Daß er selber unser Aller Verehrung für dies wirklich sympathische Geschöpf theilt, das glaube ich. Wer will ihm aber das zum Verbrechen anrechnen? Die Möglich-

keit hingegen, daß er an eine einstige Ehe mit Margarethe denken könnte: dieser Argwohn dünkt mir ein solches Gespenst von Wahnwitz zu sein, daß ich mich mit gesunden Sinnen unmöglich davor fürchten kann. Ich sage nur das Eine: wollte Gott, diese Prinzessin von Asen besäße auch nur die Hälfte von Margarethens Vorzügen des Geistes und Herzens: ich würde dann je eher desto lieber segnend meine Mutterhand über Erich und Prinzessin Olga ausstrecken. Und so möge denn Alles kommen, wie es der Himmel bestimmt hat! Wir wollen es ergeben hinnehmen in gemeinsamer Liebe, wie immer."

Nach einem flüchtigen Kuß waren die Beiden jetzt hinaus gegangen, Jedes mit seinen eigenen Gedanken. —

Unterdessen war die Prinzessin in Elsa's Thurmgemach voll neckischer Anmuth hereingeschlüpft und besah sich neugierig die an sich sehr einfachen, aber doch mit recht viel Liebe nett ausgestatteten Räume.

Da fiel ihr umherspähender Blick unter anderen Bildern auch auf Margarethens photographisches Portrait, ein Kniestück, zum Sprechen ähnlich, dessen hölzerner Rahmen noch jetzt ein getrockneter Kranz umschlang, wozu die Blumen Elsa einst selbst für Margarethens Geburtstag gepflückt hatte.

„Und wer ist das?" fragte die Prinzessin, mit sichtlicher Neugier auf das Bild deutend.

„Das ist meine liebe Gouvernante," erklärte Elsa mit argloser Freude.

„Die scheinst Du wohl sehr lieb zu haben," bemerkte die Andere.

„Gewiß," gab Elsa treuherzig zurück. „Wie schade, daß

Margarethe gerade heute Morgen zu ihrer kranken Mutter heimgefahren ist! Sie würde gewiß auch Dir gefallen haben!"

Da sie aber nun bemerkte, daß die Prinzessin bei diesem Namen vornehm das feine Näschen rümpfte, setzte sie schon ein wenig verletzt hinzu:

„Aber, weißt Du, sie ist nicht nur meine Erzieherin, sondern auch meine intimste Freundin. Und betrachte nur auch einmal dieses liebe Gesicht mit den großen, schönen Augen! Muß man das nicht lieb haben?"

Die Prinzessin besah sich denn auch diese Augen etwas näher. Zugleich warf sie einen flüchtigen Seitenblick in den nahen Wandspiegel, und that die eigenen Augen groß auf, um sie darin mit jenen anderen zu vergleichen. Und flog es da nicht wie ein Schatten von Neid über ihr Gesicht?

„Kurios," sagte sie dann etwas schnippisch, „in unserem Schloß Asenstein ist eine Gouvernante niemals auch meine intime Freundin gewesen, und ich hatte deren doch mehr, als ein Dutzend. Wie das hier in Wartenberg so ganz anders zu sein scheint!"

„O nicht nur ich," erklärte Elsa, „auch meine Eltern haben Margarethe gleich lieb und halten sie wie ein Kind im Hause."

„Wirklich? — Und auch Dein Bruder Erich, liebe Elsa, hat der sie auch so lieb, wie Du?" fragte sie spöttisch in aufdämmernder Eifersucht.

Und gleich unschuldig naiv gab sie darauf Bescheid.

„O freilich! Warum denn nicht, wo das ganze Haus sie so gern hat? Sie ist ja auch ein sehr sympathisches Wesen und hochgebildet. Ja, mein Bruder kann sich sogar mit ihr

über sein gelehrtes Studium unterhalten. Und wie wunderbar schön spielt sie Klavier, was Erich an gar manchem Abend während seines Krankenlagers erheiterte!"

So hatte das liebe Bräutchen harmlos geplaudert und die Prinzessin mit erzwungenem Lächeln zugehört. Da klopfte der alte Stephan an die Thür, um die Beiden zum Diner herunter zu rufen. Er fühlte sich heute selber etwas gedrückt durch die ungewohnte Galalivrée, und seine Geberden waren noch linkischer, als sonst zuvor.

Schon während des ganzen Gesprächs mit der neuen Freundin verspürte Elsa ein heimliches Frösteln. Jetzt glaubte sie auch noch eine gewisse Geringschätzung über den alten Stephan im Gesichte der Prinzessin zu bemerken, und den eben hinausgehenden Alten gleichsam vertheidigend, sagte sie:

„Siehst Du, das ist auch so ein ehrwürdiges Familieninventarstück schon seit vierzig Jahren. Und solche könnte ich Dir noch ein halbes Dutzend präsentiren, denn nichts ist meinen lieben Eltern widerwärtiger, als solch steter Domestikenwechsel."

Die Prinzessin schien diese Bemerkung ganz überhört zu haben, als sie jetzt, Hand in Hand mit Elsa, die breite Treppe herabstieg. Die Saiten ihres Herzens, die sonst immer nur wie lustige Walzerweisen erklangen, waren tief verstimmt, und sie sah kein anderes Bild mehr in ihrem Geiste, als droben in Elsa's Thurmzimmer jene großen, schönen Gouvernantenaugen.





Fünftes Kapitel.

Im „Bijou“ von Wartenberg.

Die gräfliche Familie saß jetzt zu Vieren mit ihren zwei fürstlichen Gästen bei der Mittagstafel.

Heute jedoch nicht in dem alltäglichen, großen Speisesaal, sondern in einem sonst verschlossenen kleineren Raum, einem wahren Kabinetstück im reinsten Renaissancestil und voll kunstvollster Schnitzwerke. Büffet, Stühle und Tische, sowie das Holzgetäfel an den Wänden und der Decke, nebst der auserlesenen Sammlung der auf den Simsen aufgestellten Schüsseln und Teller, Vasen und Trinkgefäße, hätten auch dem anspruchsvollsten Kunstfreund ein kritisches Wohlgefallen abringen müssen.

Zum letzten Male war dies „Bijou“ des Schlosses bei den schlesischen Herbstmanövern 1869 erschlossen worden und für keinen geringeren Gast, als den König selber, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Eine noch größere Aufmerksamkeit konnte demnach auch dem Fürsten von Asen heut unmöglich mehr erwiesen werden, als daß sein Gast-

freund in diesem selben prächtigen Raum ihm den Mittagstisch decken ließ.

Blumengeschmückte Porzellanvasen und fein ciselirte Tafelaufsätze verzierten diesen. Auf gleich gediegenen silbernen Platten und Tellern servirten vier prunkende Diener sammt dem Leibjäger die auserlesensten Speisen und kredenzten zugleich die edelsten Weine.

So mochte freilich selbst einen so verwöhnten Lebemann, wie der Fürst einer war, Speisekabinet wie Diner gleich befriedigen. Er war jedoch auch ehrlich genug, dies einzugestehen, und überschüttete seinen Wirth mit allen erdenklichen, meist französischen Ausrufen des Lobes, die dieser mit höchster Genugthuung entgegennahm.

So waren denn auch die beiden Väter während des Mittagsmahles in der rosigsten Laune, in die auch die Mutter, schon aus Rücksicht für die Gastfreundschaft, einstimmte, wenn auch viel mehr mit dem Mund, als mit dem Herzen.

Auch das Bräutchen Elsa nahm am Humor der beiden Männer Theil. Durfte sie doch dabei das Entzücken über ihren fernen, lieben Bräutigam ungehindert hinauslachen!

Auffallend war nur, daß gerade jene Zwei, um derentwillen doch Alles so reizvoll in Scene gesetzt war, viel mehr mit stummen, gegenseitig sich musternden Blicken, als wie mit lauten Worten zusammen verkehrten; und auch diese wenigen hatten einen unsicheren, gedrückten Ton.

Erich war zwar nach seiner ganzen Natur meist ernst und in sich gekehrt. So harmonierte damit auch seine jetzige wortkarge Zurückhaltung, und dessen Vater hatte den fürstlichen Gastfreund schon im voraus darauf vorbereitet.

Prinzessin Olga hingegen sprühte gewöhnlich von Leb-

haftigkeit, ihr Auge war stets zum Lachen, ihr Mund zum Scherzen bereit. Aber auch ihr heute so ungewöhnlicher Ernst konnte ja gar leicht durch jene süße Beklommenheit erklärt werden, die bei dieser ersten Begegnung mit Erich psychologisch so natürlich war. Ja, der Beiden Haltung dünkte den zwei Vätern sogar ein günstiges Vorzeichen, daß ihre Kinder sich nicht mehr ganz gleichgültig gegenüber-säßen.

Die Gräfin jedoch sah das Bild der beiden, schon jetzt für einander Vorherbestimmten ganz anders an, und sie dankte ihrem Gott im Geheimen darum, daß sie auch nicht den leisesten Strahl von erwachender Neigung in Erich's Antlitz hervorleuchten sah. Gleich klar erkannte sie indessen auch, welche heimliche Qualen dieses Schweigen ihres Sohnes der Prinzessin schuf, so oft auch deren erzwungenes Lächeln darüber hinwegtäuschen wollte.

Da, Gottlob, als die beiden Väter jetzt eben zum Kapitel der Hochjagd übergingen, da war auch Olga's Bann gebrochen, und siegreich trat ihre Natur in ihre Rechte. Ein arabisches Vollblutpferd, erst mit hängendem Kopf an der Krippe stehend, und dann auf freiem Blachfelde mit fliegender Mähne einhersausend, konnte keinen schärferen Gegensatz zweier Bilder bieten, als das der Prinzessin von vorhin und jetzt.

Wie von elektrischen Funken ward ihre schwellend schlanke Gestalt durchsprüht und voll sympathischen Wohlklanges sprudelte der Goldborn ihrer Rede. Junge Lebenslust hatte wohl selten in einem Mädchenauge noch feuriger geglänzt, als in dem ihrigen, als sie von ihren Parforceritten und Jagdabenteuern erzählte! — Und welch' sinnberückendes

Lachen schlug dann an Aller Ohr! Jedes Auge ward dabei erlabt vom Anblick dieses rosigen Mundes mit schneeweißer Perlenreihe. Wie eine bacchantische Waldnymphe war sie zuletzt anzuschauen, als sie begeistert den Dienst der Göttin Diana feierte.

Noch viel mehr, als bei seinem ersten Besuch auf Asenstein, war jetzt der Majoratsherr von seiner zukünftigen Schwiegertochter entzückt, die er schon im Geist an Erich's Seite durch Feld und Wald hoch zu Roß dahinschweifen sah. Der in Erich schon halb verloren geglaubte Kavalier war wieder in neuem Glanze vor ihm auferstanden.

Auch die noch leicht zu bezaubernde Elsa war jetzt vollauf entzückt über ihre neue lebensprühende Freundin und sie malte sich schon jetzt all' die fröhlichen Jagdtage nach ihrer langen Einsamkeit aus.

Nur die Mutter rang fort und fort mit sich, und konnte sich nicht zu reinem Wohlgefallen aufschwingen.

Und Erich! — Wie er auch jetzt noch in stummem Ernste dasaß! — Gingen denn wirklich alle die Reize der Prinzessin an ihm spurlos vorüber, und war nicht auch er ein junger Mann trotz all' seiner geistigen Ideale?

Mit stets wechselndem Unmuthe sah der Majoratsherr auf seinen so auffallend schweigsamen Sohn. Die alte Zornader auf seiner Stirn war wieder einmal blutig angeschwollen. Und erschien seinem Geiste nicht auch jetzt Margarethe wie eine gespenstige Gestalt? —

Auch des Fürsten gläserner Blick starrte den ersehnten Schwiegersohn an und, tief verletzt in seinem väterlichen Stolze, biß er sich heimlich auf die Lippen.

Eine düstere unheimliche Stimmung brütete über der

ganzen Tischgesellschaft. Selbst die harmlose Elsa duckte sich ängstlich, wie eine Waldtaube beim fernen Schrei des sie umkreisenden Habichts.

Und ob sich auch Fürst Asen erhob und einen galanten Trinkspruch auf die verehrungswürdige Hauswirthin ausbrachte: auch dieser flüchtig freundliche Eindruck war schnell wieder zerronnen.

Die Mutter sah mit steigender Besorgniß bald auf beide Männer, bald auf ihren Sohn.

Und gar die Prinzessin selber! — Noch einmal hatte ihr forschender Blick Erich's tiefernstes Gesicht gestreift, dann fuhr sie unwillkürlich über die brennende Stirn, und ein düsterer Glanz umschleierte ihre vorher so lebenslustigen Augen. Ach, dieser ideal schöne Männerkopf mit dem dunklen Auge, Bart und Haar, hatte es ja trotzalledem ihr schon angethan mit gewaltig packender Sympathie. Und wie war's denn für sie nur zu denken? — Derselbe geheime seelische Strom, der unaufhaltsam von ihm zu ihr herüberfluthete, daß ihr davon oft der Athem verging: der sollte jetzt nicht auch von ihr zu ihm hinüber seine herzumspülenden Wellen tragen?

Warum nicht? Was ist Schuld daran? schrie geängstigt ihre Seele hinaus. Ja wahrlich, jene Gouvernantenaugen! Nur diese drängten sich als trennende Schranke zwischen ihre beiden Herzen.

Und ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen!

Dicht neben der Prinzessin saß ja jetzt Margarethe, sich selber unbewußt, in leibhaftiger Duftgestalt, und doch nur für den Einen sichtbar; neben dem reizvollen Idealbild der Schönheit des Leibes das andere, ernst sinnende, der Schönheit der Seele.

Und mit dieser sollte sie rivalisiren, sie, die durchlauchtige Fürstentochter mit der bürgerlichen Gouvernante? Pfui, über solche Erniedrigung! — War's denn nicht schon genug, sich zur gräflichen Gelehrtenfrau, zur Schwägerin eines Weberenkels degradiren zu müssen, und nun auch noch eine solche niedriggeborene Rivalin? Nein, und abermals nein! O, daß sie die Luft noch hier athmen mußte! Nur fort, eiligst fort von hier!

War das jetzt eine Stimmung geworden, unbeschreiblich, unerträglich!

Selbst die gräflichen Diener, die eben den Nachtisch auftrugen, spürten's und sahen sich verblüfft einander an.

Da raffte der Fürst von Asen, als der Erste, sich auf, zwang sich auch jetzt wieder zu seiner virtuosen bonne mine à mauvais jeu, und mit dem verbindlichsten, aber ironisch durchsäuerten Lächeln warf er gegen den Majoratsherrn die Phrase hin:

„Ihr Herr Sohn, mein lieber Graf Wartenberg, scheint kein besonders passionirter Jäger zu sein?"

Bevor jedoch der Gefragte darauf antwortete, that es Erich sogleich selber, wobei er sich alle Mühe gab, einen möglichst höflichen Ton anzuschlagen, ohne dabei seinem stolzen Freimuth etwas zu vergeben:

„Um die Wahrheit zu reden, nein, Durchlaucht! — Schon von jeher fehlte mir sowohl die richtige Jagdpassion, als auch die rechte Zeit, um es in dieser altedlen, ritterlichen Kunst zu gleicher Meisterschaft zu bringen wie mein theuerster Vater, und wohl auch Eure Durchlaucht selber."

Dann, mit einem feinen Lächeln sich gegen die Prinzessin verneigend, setzte er hinzu:

„Da aber die Göttin der Jagd sich solcher graziösen Waldnymphen in ihrem Gefolge rühmen darf, wie unsere schußgewandte Prinzessin, so wird sie ja leicht den Entgang eines stümperhaften Sonntagsjägers bei unseren nächsten Herbstjagden verschmerzen können.“

Die freudige Ueberraschung trieb ihr das Blut bis zum schneeweißen Hals herauf, und stutzend hob sie den Kopf empor, unschlüssig, wie sie diese Schmeichelei aufnehmen sollte.

Die Gräfin war nur froh darüber, daß wenigstens das Gespräch wieder in Fluß gekommen, obwohl ihr die feine Ironie in Erich's Ton zu ihrer Befriedigung nicht entgangen war.

Der Majoratsherr hingegen, schon durch seines Sohnes früheres Schweigen auf's Höchste gereizt, fiel ihm jetzt unmuthig in's Wort, und seine Stimme klang bitter:

„Nun, mein Herr Sohn, was die Zeit zur Jagd betrifft, so möchte ich Dir nur bemerken, daß selbst die größten Kaiser und Könige aller Völker und Zeiten, sogar mitten in ihren allerwichtigsten Kriegs- und Staatsaktionen, immer noch Zeit genug gefunden, zu ihrer Erholung der edlen Jagdlust obzuliegen. Drum sollte ich wohl meinen, daß auch Dir Deine gelehrten Liebhabereien übergenug Zeit dazu gelassen hätten.“

Diese väterliche Zurechtweisung reizte nun auch den Fürsten, an den ohnehin schon verlorenen, erträumten Schwiegersohn das spöttische Wort zu richten:

„Ich kann's nur nicht recht begreifen, mein lieber Graf Erich: wie man als noch so junger Kavalier, und gar bei solch' süperbem eigenen Wildstand, keine Jagdpassion haben kann, und sich dafür lieber mit dieser Steinwissenschaft, pardon,

Geologie, amüsirt, die mich par exemple bis zum Exceß ennuyiren würde."

„O mich auch, chér papa, ennuyiren au possible," fiel die Prinzessin blasirt seufzend ein. Sie hatte ihrer tödtlich verletzten Eitelkeit damit Luft machen müssen.

Erich stutzte. Mit einem Blick voll mitleidiger Verachtung strafte er die taktlose Verhöhnerin seiner Wissenschaft, und wie brannte nun in ihm die Kampfbegier, den Fürsten selber mit schneidigem Wort zurechtzuweisen! Aber am gastlichen Tische seines eigenen Hauses und gar noch in Gegenwart der Damen! Nein, nein! noch niederhalten mußte er seinen Unmuth, schon um der Mutter willen. Und so ließ er's denn auch bei dem einzigen Satze bewenden, den er mit bitterem Lächeln dem fürstlichen Vater hinwarf:

„Jawohl, Euer Durchlaucht! — Amüsiren — ennuyiren — das sind so die zwei richtigen, salonfähigen Grundbegriffe des Lebens!"

Mit einem einzigen Zuge leerte er sein volles Glas, als wollte er Vergessenheit daraus drinken, dann starrte er düster vor sich hin.

Voll gesteigerten Unmuthes sah der eigene Vater ihn an und schon merkte man auch an der Miene des Fürsten, wie dieser zur Gegenrede gereizt war. Aber nur noch ein einziger Blick der Gräfin auf die drei Männer. Um Alles nur jetzt keine Scene! Trotz aller Angst zwang sie ihr Gesicht dennoch zu freundlichstem Ausdruck, und sich schon vom Stuhl erhebend, sagte sie, gegen die Fürstentochter gewendet:

„Ich glaube, liebe Prinzessin, Sie kennen unseren Schloßgarten noch gar nicht! Dürft' ich Sie darum bei diesem schönen Wetter nicht einladen, mit mir und Elsa darin ein

wenig spazieren zu gehen? Wir werden zum Kaffee im Salon pünktlich wieder eintreffen, lieber Eberhard! Und es ist Dir doch recht?"

Mit dieser besorgten Frage nach dem Majoratsherrn blickend, der stumm ihr zunickte, verließ sie ihren Platz. Erich schaute kaum nach ihr auf. In seinem Innern aber gohr es gewaltig und wie hocherwünscht war ihm der Mutter und der Anderen Fortgehen! Auch Elsa war rasch aufgestanden, herzlich froh, dieser schwülen Gewitterluft entrinnen zu dürfen. Nur die Prinzessin selber erhob sich mit Unlust, die ihr dargebotene Hand ihrer neuen Freundin ergreifend. Was sollte sie denn auch jetzt noch der Wartenbergische Schloßpark interessiren, da sie doch nie und nimmer als Gemahlin des Majoratserben darin später lustwandeln würde?

Eilig hatten zwei Diener die Flügel der spitzbogigen Thür erschlossen, aus der man über eine Terrassentreppe sogleich in den Garten niederstieg. Der Fürst von Asen, auch jetzt noch chevaleresk, wie immer, machte seine galanteste Verbeugung. Die drei Frauen waren verschwunden, nicht aber auch die frühere blitzesschwangere Atmosphäre in dem doch so poetisch trauten „Bijou" des Schlosses Wartenberg.

Schon, daß Erich, als Sohn des Hauses, mit finsterem Brüten sitzen blieb, und nicht nach dem Gebote seiner Kavalierspflicht die Prinzessin begleitete, dies Versäumniß allein genügte, um den Vater, wie dessen fürstlichen Gast, noch unmuthiger gegen ihn zu stimmen. Und doch mußte dem Majoratsherrn jede nachträgliche Aufforderung des ungalanten Sohnes eben so zweck- wie taktlos erscheinen.

Sogleich wurden nun auf des Hausherrn Befehl die Cigarren herumgereicht, was erst nach dem Kaffee im Rauch-

zimmer beabsichtigt war, um schon jetzt diese Verstimmung wenigstens in Rauchwolken hinausblasen zu können. Eine Minute wirkte denn auch scheinbar dies narkotische Beruhigungsmittel. Dann aber ließ es den so schwer beleidigten Ritter der Wissenschaft nicht mehr ruhen; er mußte sich jetzt mit deren unwissendem Verächter auseinandersetzen, und er sprach mit mühsam erzwungener Ruhe, nicht ohne zuvor den Vater wie prüfend angesehen zu haben:

„Verzeihen Euer Durchlaucht, wenn ich Ihren vorhin aufgestellten Vergleich zwischen der Jagdpassion und meiner geologischen Wissenschaft vorhin nicht weiter verfolgt habe. Ich unterließ es aus höflicher Rücksicht für unsere Damen; da wir jetzt aber nur unter uns Männern sind, werden Euer Durchlaucht, sowie auch mein lieber Vater, mir wohl gütigst gestatten, das Versäumte nun nachholen zu dürfen."

Wenn auch unangenehm betroffen über diese seltsame Ansprache, nickte der Vater dennoch seinem Sohne mit düsterer Miene zu. Er wollte den weiteren Verlauf erst abwarten. Mit gemacht vornehmem Lächeln und graziöser Handbewegung, so unbehaglich ihm auch um's Herz war, lud der Fürst von Asen den jungen unheimlichen Redner zum Sprechen ein.

Die Zwei richteten sich jetzt unwillkürlich aus ihrer vorher etwas nachlässigen Haltung, doch immer noch rauchend, höher auf und Erich begann:

„Euer Durchlaucht geruhten vorhin die Jagdpassion amüsant, die Geologie hingegen, meinen Lebensberuf, dem ich bisher all meine Kraft und Liebe geweiht, bis zum Exceß ennuyant zu finden! Je nun, das ist Geschmackssache, über die sich zwischen uns Beiden nicht wohl streiten läßt, und dies um so weniger, als ich füglich annehmen darf, daß der

Fürst von Asen die ganze Wissenschaft überhaupt, weß Zweiges immer, für ganz gleich ennuyant erachten wird. Wenn Euer Durchlaucht jedoch begriffen, welch unzertrennlicher, über alle Maßen segensreicher Zusammenhang zwischen eben dieser Wissenschaft und dem ewigen, geistigen wie materiellen Fortschritt der ganzen Menschheit —"

„Erich! — Kein Wort weiter!" donnerte mitten in diesem Satze der Vater ihn an und seiner drohend ausgestreckten Hand entfiel die Cigarre.

„Bitte, Graf Wartenberg!" protestirte der Fürst mit vor Zorn jetzt zitternder Stimme, doch auch mit unterm Tisch schlotternden Beinen: „Ich bin mir selber Manns genug, um meine Sache hinauszuführen. Und weil Sie denn, mein noch sehr junger Herr Doktor, mein Jugement herausfordern — eh bien, so sag' ich Ihnen denn auch tout franchement: nicht nur höchst ennuyant ist mir all' diese moderne Wissenschaft — nein, ich detestire sie auch noch aus dem Grunde meiner Seele, und gerade um dieses perniciösen soi disant Fortschrittes willen. — Ewiger Fortschritt der Menschheit! Ha, ha! Jawohl, man kennt ihn schon, diesen revolutionären, atheistischen Patron, der nur über die Ruinen des Adels und all' seiner göttlichen Privilegien hinwegschreiten möchte. Drum nochmals, à bas mit all' dieser aufgeklärten Wissenschaft, die dieses gottlosen Umsturzes höllische Mutter ist!"

Diese verblendete Verwerfung aller Wissenschaft und alles Fortschrittes war jetzt selbst dem Majoratsherrn zu viel und er schüttelte protestirend den Kopf. Nur einen Blick auf den Vater warf noch Erich, und mit neuem Muthe begann er nun, den fürstlichen Ignoranten seines hochmüthigen Wahnwitzes zu belehren:

„Oho, Euer Durchlaucht! Revolutionär, atheistisch soll der ewige Fortschritt sein? Ha, ha, die alten zwei gottseligen Wauwaunamen, um geistesschwache Philister damit in's Bockshorn zu jagen! — Ei, so waren einst Ketzerkriege, Scheiterhaufen und Hexenprozesse, diese ewigen Schandpfähle auf dem Weg unserer christlichen Kultur, waren diese wohl gottgefällig gewesen? Und wer hat diese Verbrechen an Gott und der Menschheit unter dem Deckmantel der Religion für immer unmöglich gemacht? Wer anders, als dieser als gottlos von Euer Durchlaucht gelästerte Fortschritt der Wissenschaft? Und wenn der nimmer rastende Geist menschlicher Forschung uns die Schöpfungswunder der göttlichen Allmacht immer klarer in den ewigen Naturgesetzen entschleiert, aber uns trotzdem nur immer bewußter die Grenzen unserer irdischen Erkenntniß bezeichnet, ist dieser Fortschritt der Wissenschaft deshalb atheistisch zu schelten? Wenn er die Kräfte der Natur dem Menschen immer unterthäniger, immer dienstbarer macht, und aus früherer Nacht und Barbarei uns zum Licht und Behagen unserer jetzigen Civilisation verholfen: ist das dann vielleicht ein gottseliger Dank dafür, daß man die Früchte wohl bequem mitgenießt, aber den Säemännern und Arbeitern, den Entdeckern und Erfindern verächtlich den Rücken kehrt? Und endlich, wann war barmherzige Menschenliebe, dieser innerste Kern alles Christenthums, noch je zuvor allgemeiner und werkthätiger, als heutzutag im Nothstande des Krieges, wie des Friedens? Und doch wollen jetzt gewisse Leute das Licht unserer Jetztzeit verdächtigen und können deren Schatten nicht nachtschwarz genug ausmalen? — Ja, wenn das untrügliche Buch der Weltgeschichte nicht gewaltiges Zeugniß gäbe gegen diese oberflächliche Verketzerung unserer Zeit!"

Jetzt hielt Erich einen Augenblick inne und fuhr sich über die heiße Stirn. Der Majoratsherr hatte stumm in sich versunken bisher zugehört, mitunter sogar mit dem Kopfe beifällig genickt.

Der Fürst hingegen zerknitterte wie niedergedonnert die Cigarre in der nervösen Hand. Ihm war jede weitere Lust zur Polemik mit diesem schlagfertigen Ritter vergangen. Um aber doch nicht völlig die Waffen vor ihm zu strecken, raffte er sich jetzt mit mehr äußerlichem Aplomb, als innerem Muthe, nochmals auf, und stieß halb stotternd den Satz hervor:

„Lauter Umschweife! — Auf ganz anderes Terrain hinüber manövrirt! — Unsere alten, göttlichen Adelsprivilegien und deren moderner Umsturz! — Voila la chose, voila le champ de bataille!"

Im Nu jedoch sauste des ritterlichen Doktors Schwert schon wieder über dem fürstlichen Haupte dahin.

„Ei ja, Euer Durchlaucht! — Unsere alten, göttlichen Adelsprivilegien! — Heiliger Gott, ja, ganz richtig! War das einst eine gute alte Zeit für jene hochadeligen Grund- und Gerichtsherren, als deren arme Bauern mit Zehnten und Frohndiensten bis auf's Blut geschunden, die Wilddiebe noch an den Hirsch angeschmiedet, und Recht wie Menschlichkeit durch Amtmann und Büttel auf Folter und Galgen gemartert werden durften! — Und wer war's denn, der all' diese himmelschreienden Mißstände der deutschen Bauernschaft über den Haufen geworfen, der auch für sie freies Eigenthum und gleiches gesetzmäßiges Bürgerrecht allmählich errungen, und unsere adeligen Grundherren selber zehnmal menschlicher, gerechter und auch gebildeter gemacht? Wer vollbrachte diese erlösende That, wenn nicht eben dieser Geist des ewigen Fort-

schrittes in der Menschlichkeit wie im Rechtsgefühle der Völker? Ja, sogar Euer Durchlaucht selber sind, wenn auch dessen unbewußt, nur ein Produkt unserer so sehr fortgeschrittenen Humanität! Müßte doch jetzt das Blut in Ihren Adern gefrieren, würden Sie in diesem Augenblick in jene — daß Gott erbarm'! — gute alte Zeit zurückversetzt, um alle damaligen göttlichen Adelsprivilegien mit derselben Grausamkeit ausüben zu lassen, die einst Ihren und unseren hochseligen Ahnherren so ganz und gar nicht wehe gethan!"

Des Sohnes Hand hätte der Majoratsherr jetzt drücken mögen, so sehr war er innerlich mit ihm einverstanden. Aber seine tiefe Verstimmung über das so schmählich mißlungene Heirathsprojekt hielt ihn davon ab und ließ selbst auf seinem Gesichte keinen freundlichen Ausdruck aufkommen.

Der Fürst aber schnarrte kaum verständlich dem kühnen Redner entgegen:

„Doch im vorigen Jahrhundert, welch' gloriose Position für die Aristokratie!"

Und allsogleich umbrauste schon wieder die salzige Fluth der Ironie den durchlauchtigen Gast:

„Jawohl, eine höchst gloriose Position, als die Fürstenhöfe und Adelsschlösser sich zu verächtlichen Affen eines Louis Quatorze, unseres verderblichsten Volksfeindes, erniedrigt, deutschen Sinn und deutsche Sitten in den Pfuhl welscher Liederlichkeit herabgezogen, als unser Hofadel vor fürstlichen Maitressen und feilen Günstlingen den servilen Rücken gekrümmt oder gar noch vor einem Judas von Landesvater, der zur Befriedigung seiner prachtliebenden Lüsternheit die eigenen Landeskinder gleich einer Hammelheerde an eine ausländische Kriegsschlachtbank verschachert! — Und diese faule,

nichtsnutzige, scheinheilige Zeit der tiefsten deutschen Schmach in Höfen, wie Adelshäusern, sollte besser und religiöser gewesen sein, als die unsrige, in der all' unsere deutschen Fürsten und aller hohe wie niedere Adel menschlich und gerecht, sittlich und gebildet, patriotisch und einig, wie noch nie zuvor, im wieder auferstandenen neuen deutschen Reich um dessen erhabenen, glorreichen Heldenkaiser sich zusammenschaaren?"

Wieder ward es eine flüchtige Pause. Erich mußte tief Athem holen. Der Vater saß ernst sinnend da. Zu jeder weiteren Erwiderung fehlte dem Fürsten der Muth. Und der Redner fuhr nun ruhiger fort, um sein Herz noch vollends zu erleichtern:

„Doch ja freilich! Wie wollt' ich es leugnen? Auch das ist eine Signatur unserer Neuzeit, daß sie allzugroße, veraltete, sogenannte göttliche Vorrechte der privilegirten Stände dem noch viel menschlicheren, und deshalb auch heiligeren Rechte der Gesammtheit immer mehr unterwirft."

Und mit neu sich entflammender Begeisterung drängte sein Wort nun zum Schluß:

„Aber ein mächtiger Pfeiler auch am Volksaufbau der Neuzeit und der Zukunft, sowie die Stütze der Throne, bleibt unser Stand trotzalledem. Nur muß sich unser Adel auch mitfühlen als lebendigen Zweig der Nation, deren allgemeiner Boden zum Blühen, wie zur Frucht verhilft. Mit all' unserer geistigen und sittlichen Kraft müssen auch wir freudige, kraftvolle Mitarbeiter und Miterhalter sein an der Freiheit, Ehre und Wohlfahrt unseres ganzen Volkes, und in allen adeligen Tugenden müssen wir ihm voranleuchten, wie unsere ritterlichen Offiziere unserer deutschen Armee. Ob wir's nun thun

auf eigenem Grund und Boden, im Staats- oder Kriegsdienst, ob auf der politischen Rednerbühne oder gar in Wissenschaft und Kunst: ganz einerlei! — Wenn nur unser Herz und Haus rein bleibt wie der Glanz unseres Wappenschildes! Und, o dann — glauben mir's doch Euer Durchlaucht! — dann wird auch unserem heutigen Adel, wenn auch nicht all' sein altes Vorrecht, so doch all' seine alte Ehre erhalten bleiben nebst einem noch viel werthvolleren Zuschuß selbstverdienter persönlicher Achtung. Und vor wie nach wird er die Heim- und Pflegestätte sein für ritterliche Ehre, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Königstreue, wie nicht minder für edle äußere Formen einer gleich edlen inneren Gesittung."

Ueber Erich's vom Lichte des Ideals verklärtes männlich schönes Gesicht flog jetzt das Lächeln glücklicher Befriedigung, und, sich erhebend, verbeugte er sich vor seinem fürstlichen Zuhörer, um ihm den Schluß seiner ritterlichen Vorlesung zu erkennen zu geben.

Krampfhaft steif erhob sich jetzt auch dieser, voll nervöser Erregtheit in jedem Zuge seines fahlen Gesichts. Dann mit seiner schmalen, weißen Hand ängstlich die Stirne betastend, sagte er zum Majoratsherrn mit vibrirender Stimme:

„Pardon, mein lieber Graf Wartenberg! Meine alte, fatale Kongestion! — Ich muß augenblicklich abreisen."

„Soll ich Ihnen nicht lieber sogleich meinen Knappenarzt herrufen lassen? Der wird gewiß mit einem probaten Mittel zu helfen wissen. Oder gehen wir doch jedenfalls sogleich hinaus in frische Luft!" erwiderte der Graf mehr aus rücksichtsvoller Höflichkeit, da er an der ganz bleichen Stirn seines Gastes gar wohl erkannte, daß eine nur fingirte Kon-

gestion den wirklichen Grund seiner plötzlichen Abreise maskiren sollte.

„Bitte dringend, mich nicht aufzuhalten," wehrte der Fürst jedoch ab. „Ich bin exklusiv Homöopath, und habe leider vergessen, mein spezielles Mittel mitzunehmen. Obendrein bedarf ich der absolutesten Ruhe. Zu gut kenn' ich meine Natur."

Erich blickte noch immer düster vor sich hin, und freute sich nicht im Mindesten seines errungenen Sieges über diesen, ihm geistig ganz unebenbürtigen Gegner.

Zu gleicher Zeit trat jetzt auch die Gräfin durch die innere Thür herein, um die Herren zum schon bereit stehenden Kaffee in den Salon herüberzurufen. Schon ihr erster Blick ließ sie errathen, daß sich hier unterdessen eine höchst erregte Scene abgespielt haben mußte. Und der Majoratsherr empfing sie auch düsteren Blickes mit den Worten:

„Unser verehrter Gast ist, wie Du siehst, plötzlich sehr unwohl geworden und will sich durchaus nicht länger bei uns aufhalten lassen."

„O, das bedauere ich ja sehr, Fürst Asen!" sagte sie mit einem bedenklichen Seitenblick auf den auch jetzt noch vor sich hinbrütenden Sohn.

Sich gewaltsam in all' seiner Grandezza aufrichtend, reichte der fürstliche Gast ihr sofort den Arm, sie trotz aller Kongestion freundlich anlächelnd:

„Votre bras, s'il vous plait, madame la comtesse!"

Sie erfüllte seine Bitte und schritt mit ihm, Arm in Arm, zum Korridor hinaus. Ihr schwindelte fast dabei. Nur der einzige Trostgedanke war ihr noch klar: „Gott

sei Lob und Dank, daß dies unselige Heirathsprojekt gründlich mißglückt ist!"

Der Vater blieb noch einen Moment vor seinem Sohne stehen und sagte zu ihm mit erzwungener, eisiger Kälte:

„Erich! kein Wort jetzt über Dein heutiges Benehmen und dessen Folgen! Ich bin noch nicht ruhig genug, um mit Dir über diese heillose Verletzung aller Gastfreundschaft ein Weiteres zu sprechen. Drum wird's für mich, wie Dich, gleich gut sein, wenn Du den Tisch Deines Hauses fortan so lange meidest, bis ich Dir ihn wieder gestatten werde! Und damit genug für heute!"

Er wollte sich eben gleichfalls entfernen. Erich aber sprang jetzt auf, erfaßte des Vaters Hand und sprach mit bebender Stimme:

„Vater! kannst Du mir so zürnen, daß ich meine so arg verhöhnte Wissenschaft vertheidigt? Und auch mein Herz — kann ich denn dafür?"

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn der Vater strenge, „es bleibt bei meinem Ausspruch!"

Damit verließ nun auch er das „Bijou" von Wartenberg. Erich aber flüchtete sich durch die andere, in den Garten führende Thür mit seinem heißen Kopf und Herzen weit hinaus in den tiefsten, heimlichsten Laubgang des Schloßparkes.

* * *

Schon fünf Minuten darauf, nach der peinlichsten Verabschiedung der zwei fürstlichen Gäste, rollte deren jetzt fest geschlossener Galawagen durch's Thor des Burghofes. Stumm und tief verstimmt lehnten darin Vater und Tochter. Wo

waren jetzt die früheren, gaukelnden, lockenden Liebesgötter bei dieser trübseligen Heimfahrt auf derselben staubigen Landstraße? Eine große Summe Geldes hätte dieser durchlauchtige Reisende darum gegeben, wäre jetzt seinem Wagen statt der vier Rappen das doch noch viel flüchtigere, moderne Dampfroß vorgespannt gewesen. —

Zur selben Zeit, als Margarethe daheim am Herzen der Mutter das ihrige völlig erschloß und ausweinte, saß Erich, der vom Vater zeitweilig Verbannte, auf seinem einsamen Arbeitszimmer. Sein Kopf lag auf dem Schreibtische, tief in seine verschränkten Arme begraben; neben ihm Margarethens Abschiedslied.

So hatte er's also schon gelesen? Und so gewaltig konnte es ihn erschüttern und niederschmettern mit denselben sanften Freundschaftsweisen, die sie ihm doch nur wie einen versöhnenden Schlußaccord des Friedens vorgesungen?

Glich dieses Lied am Ende doch nur dem Sturmwinde, der das Feuer seines Herzens ausblasen sollte, nur um es noch mächtiger auflodern zu machen? Hätte sonach jener strengere, abmahnende Geist gestern Nacht dennoch Recht gehabt?

Jetzt erhob Erich wieder den Kopf und sprach vor sich hin:

„Bis an's Meer also, wohl wieder nach England, ist sie fortgegangen, nein, heimlich vor mir entflohen, und, wie es scheint, auf Nimmerwiederkehr? — Und ich darf es nicht einmal Jemandem verrathen und auch Niemand um ihren Aufenthalt fragen! — Und doch — heiliger Gott! Wenn ich's gar nicht erführe, wohin sie gegangen! — Nein, nein! Ich muß, muß es wissen. O nur Zeit, Fassung und Geduld! —

Geflüchtet hast Du Dich vor mir, Margarethe! Aber, verlaß Dich darauf: ich werde Dich zu suchen und auch wiederzufinden wissen!"

Und nochmals ließ er jetzt von den Klängen dieses Abschiedsliedes sein sehnsuchtskrankes Herz durchschauern:

Zu meinem „Lied ohne Worte".

Nun treibt es mich fort an's brausende Meer.
Du duftiger Garten, du rauschender Wald,
Fahr' wohl, du Burg, so mächtig und hehr,
Ihr einst meines Glückes Aufenthalt!
Du edler Grafensohn — ade! —
Und thut mir das Scheiden auch bitterlich weh:
Es muß so und kann nicht anders mehr sein! —
Als treuer Freund gedenke mein!

Daß ich Dich hier einst kennen gelernt:
Wie bin ich drauf stolz in alle Zeit!
Wenn holdes Gedenken den Himmel besternt,
Wer fiele darüber in Traurigkeit?
Und daß Du so gut stets von mir gedacht,
Das hat mich stets ja nur froh gemacht,
Wie Blumen der Thau und Sonnenschein. —
Drum dankbar nur gedenk' ich Dein.

Und rufen die Glocken drunten im Thal
Dich bald zur Hochzeit vom hohen Schloß,
Dann grüßt mein Geist Dein erlauchtes Gemahl,
Und ist mein Herz Deiner Gäste Genoß.
Ich streue Dir Blumen im Kirchengang,
Mein Mund stimmt ein bei der Lieder Sang.
Mögst reich von Glück Du gesegnet sein! —
Mit diesem Wunsch gedenk' ich Dein.

Schon steh' ich im Geist vor der mächtigen See;
Die sonnige Welle bespült mir den Fuß.
Ach, wie ich nun ihre Stimme versteh'!
Sie bringt von der Heimath mir traulichen Gruß.
Nur friedlich Erinnern mein Herz durchzieht,
Als wie ein süßes, verklungenes Lied
Von Blüthendüften und Morgenschein. —
Als edler Freund gedenke mein!



Viertes Buch.



Erstes Kapitel.

Trügerischer Friede.

In derselben schlesischen Provinzstadt, drei Stockwerk hoch, befand sich auch heute noch das bescheidene Wittwenheim der Frau Professorin Bluhme.

Margarethe saß in der Wohnstube an ihres Vaters einstigem Schreibtisch, den Kopf in die linke Hand stützend, bald hastig schreibend, bald wieder innehaltend; nicht weit davon lehnte in einem Armstuhl ihre Mutter, der man es noch deutlich ansah, daß sie erst vor Kurzem krank gewesen. Der Hausarzt jedoch hatte das Unwohlsein nur für eine gefahrlose Grippe erklärt, und Margarethe darüber beruhigt, daß sie ohne jede Sorge morgen früh abreisen könnte. Weit fort nach der Insel Wight, wo sie, nach hin- und hergeflogenen Telegrammen, von der ihr befreundeten Institutsvorsteherin mit offenen Armen empfangen werden sollte.

„Bist Du bald fertig, liebes Kind?“ fragte jetzt die Wittwe, die voll besorgter Theilnahme ihr bisher beim Schreiben zugesehen hatte. „Es scheint Dir dieser Brief nicht leicht zu werden.“

„Ach, Mutter," seufzte Margarethe, ohne vom Papier aufzublicken, „Du glaubst nicht, wie schwer er mir wird."

„Dacht' ich mir's doch schon von vornherein!" stimmte die Professorin kopfnickend zu.

„Und ich bin diese Art von Briefen so gar nicht gewöhnt," fuhr Margarethe wieder fort. „Sonst schrieb ich sie ja nur, wie mir's um's Herz war; da brauchte ich nicht ängstlich erst jedes Wort abzuwägen, und dieser nun —"

„Ja, freilich," ergänzte die Mutter, da Margarethe in ihrer Rede stockte, „diesen Brief nun heißt es so zu schreiben daß zwischen den Zeilen mehr zu lesen ist, als in ihnen, und doch darf der ganze Ton auch nicht zu kalt oder geschraubt, sein, denn Deine Verehrung und Dankbarkeit für die Gräfin und ihr ganzes Haus darf und kann ja keine Grenzen haben."

„Ach, sie haben auch keine, das weiß Gott," rief Margarethe und wandte sich nun zur Mutter hinüber. „Ganze Bogen könnte ich davon vollschreiben. Hätte ich nur schon auch das Andere fertig wegen meiner angeblich nur so kurzen Trennung, die doch ein Abschied für immer war! Und ich darf's in meinem Briefe ja kaum andeuten, warum es so geschah und auch so geschehen mußte."

„Mußte, liebes Kind?" fragte die Mutter in etwas schmerzlichem Tone. „Wäre denn wirklich kein anderer Weg mehr übrig geblieben?"

Margarethe ließ die Feder sinken und mit bekümmertem Blick horchte sie jetzt auf der Mutter ferneres Wort:

„Siehe, mein liebes Kind, wäre ich mit meinem mütterlichen Rathe Dir vorher zur Seite gestanden, dann hättest Du in Wartenberg die Gräfin ganz offen und ehrlich bitten sollen, daß Du schon jetzt Deine alte Stellung dort aufgeben

dürftest, weil Dir diese neue in England sonst verloren ginge. Diese Bitte wäre Dir gewiß auch gerne gewährt worden, und dann hättest Du auch, was so viel einfacher und natürlicher gewesen, Dich schon dort persönlich von der gräflichen Familie verabschiedet, wenn auch noch so schweren Herzens. So wäre nun Alles schon überstanden, viel besser und leichter, als nun durch diesen peinlichen Abschiedsbrief, und auch noch viel mehr nach meinem eigenen Sinn."

„Ach, Mutter," rief Margarethe und streckte, wie abbittend, die Hände zu ihr hinüber, „denkst Du denn auch an den Grafen Erich, und war's denn nicht blos um seinetwillen, daß ich so gehandelt und nicht anders?"

„Gewiß, mein Kind, nur zu sehr denke ich an ihn," erwiderte ihr die Mutter mit sorgenvoller Belehrung. „Und gerade seinethalb hättest Du schon in Wartenberg persönlich für immer Abschied nehmen sollen. Aber das Abschiedsgedicht, wenn Dir auch dessen Niederschreiben hundertmal wohlgethan, das wäre doch nimmer mit meiner Zustimmung in seine Hände gekommen. Nein, Du meine gute, sonst so besonnene Tochter, so herzlich ich Dir auch Dein unumschränkt kindliches Vertrauen zu danken weiß — glaub' es Deiner Mutter: der mildere Geist, der in jener Nacht Dich dazu angetrieben, das war nur Deine eigene hoffnungslose Liebe, aber der strengere Geist, der Dich davon abgemahnt, der kam von mir, Deiner Mutter! Gebe nur Gott, daß er nicht auch noch Recht bekomme mit dem Sturmwinde, der die Flamme ausblasen sollte, um sie nur noch stärker auflodern zu machen!"

„Mutter," entgegnete Margarethe, die noch immer am Schreibtisch sitzen blieb, „was hat es denn aber für Gefahr? Reise ich denn nicht schon morgen früh nach England und

trennt mich dann nicht das Meer von ihm, und auf wie lange Zeit? Was aber hätte nicht Alles kommen können, wenn Graf Erich schon in Wartenberg gewußt, daß ich für immer fortginge! — Ach, soviel ich Dir auch schon von ihm erzählt: Du kennst ihn doch noch nicht so ganz, wie ich, gleich edel und ritterlich, aber auch voll stürmischer, ganz unberechenbarer Leidenschaft in seiner Liebe."

Jetzt stand sie hastig auf, trat ganz nahe zur Mutter und sah sie mit ihren feuchten Augen bittend an.

„Ach, meine Mutter, so sehr ich nun auch Deine Worte mir zu Herzen genommen, o sage mir: bist nicht auch Du einst jung gewesen, gleich mir, und wenn Du Dich in mein Alter zurückdenkest, kannst Du dann nicht auch mein jugendliches Handeln begreiflich und verzeihlich finden? Und ach, ich bin ja nur ein armes menschliches Geschöpf, das den ehrlichen Willen hat, Gottes und der Rechtschaffenheit Pfade zu wandeln; hat sich nun aber mein Herz auf falschen Weg verirrt, so geschah's ja doch nur aus Liebe, für die ich nichts kann, und deren ich mich auch vor keinem Menschen, ja, selbst nicht vor Gott zu schämen habe."

„Du mein gutes, reines Kind," beruhigte sie die Mutter. „So sei nur jetzt ruhig und verzage nicht! Wer so lautere Absichten hat, wie Du, dem versagt auch der liebe Gott nicht seinen heiligen Frieden, und weiß ich Dich nur erst sicher über'm Meer, dann wird Alles ja wieder gut sein. Ach, das ganze Leben ist ja nur wie ein Schatten an der Wand. Alles, Alles geht vorüber, Licht und Dunkel, Freud und Leid, und hat man davon schon soviel erlebt, wie ich, dann dünkt es Einem thöricht, sich allzu ängstlich um die Zukunft zu sorgen, die freudiger werden kann, als wir oft das Gegentheil fürchteten,

und auch freudloser, als wir dieses manchmal hofften. Und nun komm, mein Kind, gieb mir einen Kuß und laß Dein Herz zur Ruhe kommen! — Zum Weiterschreiben Deines schweren Briefes wird Dir ohnehin jetzt die rechte Stimmung fehlen; vielleicht kommt sie Dir besser am Abend. Drum geh' jetzt nur schnell zur Gräfin Clemence hinüber, um ihr Lebewohl zu sagen, wohl das allerletzte! Sie fühlt sich sehr schwach und hat schon zweimal nach Dir fragen lassen."

„Woher weiß sie nur, daß ich hier bin?" fragte Margarethe erstaunt.

„Ja, siehst Du, liebes Kind," erwiderte diese lächelnd, „auch Du kannst heutzutage nicht mehr incognito reisen! Ihr alter Kammerdiener hat Dich gestern zufällig auf dem Bahnhofe bemerkt, als Du eben ausgestiegen warst."

„Hätte er mich doch lieber übersehen!" sagte Margarethe ängstlich, „denn was soll ich der Gräfin sagen, wenn sie mich nach der Dauer meines hiesigen Aufenthaltes oder gar um meinen künftigen Wohnort fragen sollte? Ich kann und darf ihr ihn nicht mit genauem Namen bezeichnen."

„Warum nicht, mein Kind?" fragte die Mutter überrascht. „Dies ängstliche Geheimhalten versteh' ich nicht recht. Und du wirst Deinen künftigen Aufenthaltsort doch nicht auch in Deinem Briefe nach Wartenberg verschweigen wollen?"

„Doch, doch, Mutter!" fiel Margarethe mit steigender Angst in's Wort. „Ich werd' es, weil ich es muß!"

„Gar nicht schreiben, wohin Du gehst? das mußt Du?" fragte jetzt erstaunt die Professorin. „Was hätte das für einen Sinn? — Sei offen gegen mich, mein Kind, und erklär' es mir!"

„Wenn ich es könnte, Mutter, wie gern!“ entgegnete Margarethe in heftiger Erregung. „Doch sieh', ich kann Dir's ja nicht erklären, weil es mir selber nicht recht klar ist. Nur wie düstere Ahnung eines schweren Unglücks überkommt es mich, wenn ich daran denke, daß man in Wartenberg meinen künftigen Aufenthaltsort genau erfahren könnte. Drum bitt' ich auch Dich, Mutter, herzlich darum: halt' ihn geheim, selbst vor unseren vertrautesten Freunden! Es ist ja genug, wenn wir im Allgemeinen nur von der Insel Wight reden. Deren Meeresstand, Gottlob, ist groß und lang, wer will mich da suchen gehen ohne jeden näheren Fingerzeig? Ach, Mutter, verstehe doch meine Angst, die ja vielleicht nur ein Schreckbild ist! Aber damit laß Dir's genügen!“

„Gut, liebes Kind,“ antwortete die Mutter, „so soll es nach Deinem Willen geschehen!“

Dann fuhr sie mit bedeutungsvollem Kopfnicken fort: „Ach, ja, jetzt versteh' ich Dich. Möge Dich nur auch mein Segen beschützen und helfe er Dir in der Fremde den Frieden wiederfinden und bewahren, den Dein Herz in der Heimath verloren hat! Jetzt aber geh' zur Gräfin Clemence!“

* * *

„Ah, ma chère Marguérite, wie hab' ich mich nach Ihnen gesehnt!“ rief eine Viertelstunde darauf die alte Gräfin ihrem Liebling entgegen, embrassirte sie zärtlich, und hieß sie neben ihrem Sophasitz auf einem gestickten runden Stuhle Platz nehmen.

Sichtlich erschrocken über ihr fast mumienhaftes Aussehen, küßte ihr Margarethe die hagere Hand und ließ sich bei ihr nieder, deren Füße trotz der noch milden Herbstluft in einem

Pelzsacke steckten, während noch obendrein ein dicker Shawl von ihren Knien herabhing.

„Ja, nicht wahr, liebes Kind," sagte dann die ehrwürdige Dame mit wehmüthigem Scherz, „die zwei Jahre, die wir uns nicht mehr sahen, sind für mich zehn geworden, und ich bin auf dem himmlischen Oberpostamt auch schon eingeschrieben zur letzten Fahrt nach unten und oben. Mais, non, ich müßte ja heutzutage vielmehr sagen: habe schon mein Eisenbahnbillet in der Tasche zum Eilzug Numero zweiundachtzig. Ha ha ha, ein ganz honettes Sümmchen."

„O, gnädigste Gräfin können ja auch noch neunzig erreichen!" wollte Margarethe tröstend einwenden, aber diese wehrte ihr schnell ab:

„Na, na, ma chère, lassen wir das! Am besten ist, man redet nicht davon. Sagen Sie mir lieber: wie haben Sie all' unsere Lieben in Wartenberg verlassen? Wann kehren Sie wieder zurück? Wie geht's meinem Herzenssohn, Grafen Erich, und dem frohen Bräutchen? Ha ha ha, lauter junges, lustiges Leben! Que le bon Dieu les bénisse!"

Margarethe wollte soeben antworten, aber schon fuhr die Gräfin, plötzlich wieder kindisch geworden, mit träumerischen Blicken fort:

„Ach ja, ein ganz süperber Junge, mein Erich, und n'est-ce-pas? diese schöne, ernste Uniform! O, viel schöner als diese Husaren mit den goldenen Schnüren! — Ja, ja! — Artillerie! — ein ganz magnifiques Corps! — Müssen auch viel mehr studiren, als diese Cavalleristen."

„Und wissen Sie, ma chère," flüsterte sie jetzt wie ein Geheimniß, zu Margarethens Ohr sich hinüberneigend, „daß er kein Graf ist, ei was, daß muß Sie gar nicht geniren.

Ist doch ein Gentleman vom Fuß bis zum Scheitel.“ Dann rief sie, wie verzückt in den Lehnstuhl mit geschlossenen Augen zurücksinkend: „Oh, oh, qu'il était beau, qu'il était chevaleresque et instruit! Et je le reverrai au ciel de l'amour éternel . . .“

Margarethe überlief es eiskalt bei diesen irren Worten. Erschrocken sprang sie auf und zog die Klingelschnur. Der alte Kammerdiener schlich bestürzt herein, griff nach dem Puls seiner Herrin, wie es ihn der Hausarzt gelehrt, dann sagte er:

„Haben Sie keine Angst, Fräulein Bluhme! das kam schon ein paar Mal vor, geht aber immer schnell vorüber. Ich will nur geschwind die Essenz holen. Bitte, bleiben Sie noch so lange!“

In ein paar Sekunden war er wieder aus dem nebenanliegenden Schlafzimmer hereingetreten. Margarethe, in seltsamer Scheu vor dem Wiedererwachen der Ohnmächtigen, dachte jetzt nur an eiligstes Fortgehen. Nur deren wie lahm daliegende Hand erfaßte sie und küßte sie noch voll dankbarer Ehrerbietung zum, wie sie wohl einsah, allerletzten Abschied.

All' ihre frohen und trüben Erinnerungen an Schloß Wartenberg erwachten jetzt noch einmal an dieser Stätte, von der all' ihr Freud und Leid vor zwei Jahren ausgegangen war. Dann wankte sie die teppichbelegte Treppe hinab und auch durch ihre Seele klang es, wehmüthig, wie von einem auch ihrem Herzen schon leiblich Gestorbenen:

„Oh qu'il était beau, qu'il était chevaleresque et instruit! Et je le reverrai au ciel de l'amour éternel! . . .“

* * *

Unterdessen zitterte die peinliche Stimmung seit jenem fürstlichen Besuch auf Schloß Wartenberg noch immer nach. Der Frohsinn, dieser langentbehrte, heißersehnte Gast, auf dessen dauernde Wiederkehr man so sicher in diesem Herbste gehofft, hatte sich nach ganz flüchtigem Aufenthalt jetzt, scheuer, wie vordem, wieder fortgeschlichen. Nicht einmal die frühere weihevolle Stimmung der Trauer war statt seiner zurückgekehrt, sondern ein anderer recht häßlicher, trotziger Geselle machte sich auch heute noch hier breit und verscheuchte zudem alle sonstigen freundlichen Hausgeister: der Unfriede zwischen Vater und Sohn.

Noch immer hatten die Beiden sich nicht wiedergesehen, und jede Mahlzeit war für Erich auf seinem einsamen Zimmer aufgetragen worden. Auch, wenn er austritt oder einen Spaziergang machte, benutzte dieser nicht die allgemeine breite Stiege, sondern huschte auf steiler Wendeltreppe hinaus in's Freie, um ja nicht mit dem Manne, der ihm das Leben gegeben, zusammenzustoßen.

Fast war ihm aber diese Verbannung gerade jetzt eine Wohlthat, da sie ihm jede Verstellung vor dem Vater ersparte und er sich ungehindert seiner leidenschaftlichen Erregtheit hingeben konnte. Aber unnatürlich und unselig war dieser neue Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ja dennoch, und wann sollte er ein Ende nehmen? Nicht Erich's briefliche Abbitte, nicht der Mutter liebreiche Mahnung zum Frieden, und auch nicht der Schwester Schmeichelworte, hatten den starrsinnigen Majoratsherrn bisher milder zu stimmen vermocht. War denn sein sonst doch so treues, ehrliches Vaterherz mit einem Male so ganz gefühllos geworden? Und war Erich's Vergehen, das Gastrecht verletzt zu haben, und noch

dazu in solch' geistiger und sittlicher Nothwehr, ein gar so schwer zu ahndendes gewesen?

Nein, vor solcher Uebertreibung blieb auch das Herz des Grafen frei. Im Gegentheil, auch er, als ein durchaus wahrheitsliebender Mann, hatte ja schon während jenes ganzen streitigen Auftrittes zu den meisten Sätzen von Erich's Reden stummen Beifall nicken müssen, und im Grunde genommen hielt er doch auch von der moralischen Bedeutung des Fürsten von Asen nicht soviel, um gerade dessen beleidigte Person als ein besonders gravirendes Moment zu erachten.

Aber etwas Anderes hielt den Stachel im Herzen des Majoratsherrn so lange zurück, und das war die nicht zu verwindende, seinen Mannesstolz demüthigende Empfindung, die sich ihm zum allerersten Mal aufgedrängt, daß der Sohn geistig höher stehe, als er, der Vater, und daß der Horizont seiner, doch mehr als halbhundertjährigen Weltanschauung begrenzter sei, als jener des erst kaum halb so alten Erben. Diese geistige Uebermacht Erich's war jetzt noch mehr, als das Verschmähen der Prinzessin, seine schuldlose Schuld, für die es freilich so wenig eine väterliche Verzeihung gab, als wie für den Sohn eine pietätvolle Reue.

Denselben Tag aber brauste Margarethe mit dem Courier-zuge gegen die Nordsee und die Professorin saß nun auf's Neue verwaist in ihrem Wittwenheim. Sie ließ ihr Herz ausruhen von all' dem schweren Leid der Trennung und dankte Gott darum, daß ihr Kind nun bald am Ziel ihres neuen Lebensberufes angekommen, und durch Land und Meer

von Erich so weit getrennt, jeder weiteren Gefahr einer romantisch tragischen Katastrophe glücklich entronnen sei.

Am Abend dieses Tages saß die Gräfin bei ihrem Gemahl in der dämmernden Wohnstube. So oft sie auch schon fürbittend und ausgleichend Erich's halber ihm zugeredet, aber immer vergeblich: ihr Mutterherz blieb dennoch unermüdlich in stets neuen Friedensversuchen.

„Sieh', mein guter Eberhard," begann sie denn auch jetzt wieder und ließ seine Hand nicht los, wie er sie ihr auch gewaltsam entziehen wollte, „sieh', nun ist heute schon der dritte Tag und alle meine mütterlichen Bitten sind spurlos bisher bei Dir verklungen. Aber immer wieder von Neuem hebe ich an, Dich zu fragen: ist Dein Widerstand gegen jede Versöhnung mit Erich denn auch recht, ist er vereinbar mit Deiner Vaterliebe und mit Deinem Christenthum? Ja, was ist denn dieses noch werth, wenn Du das Evangelium der Nächstenliebe an Dem gerade verleugnest, den Dir der liebe Gott als Allernächsten zur Seite gestellt? O, diese unselige, unnatürliche Entfremdung von Vater und Sohn!"

„Er hat sich mir entfremdet, nicht ich ihm," warf ihr der Graf gereizt entgegen, „weil er sich von Jahr zu Jahr immer mehr entfremdet von Allem, woran ich selber von jeher unverbrüchlich festgehalten."

„Und deshalb mußt Du ihm unversöhnlich grollen?" fiel ihm die Mutter schlagfertig in's Wort. „Sind denn seine Ansichten und Ziele drum auch schon unwürdige geworden? Und müssen denn die Söhne immer geartet sein, wie die Väter? — Ach, erst heute wieder hab' ich in Goethe's ‚Hermann und Dorothea', diesem goldenen Weisheitsbuche, das ich auswendig kenne, die Verse gelesen —"

„Was, auch noch Verse?“ protestirte der Graf und wollte sich unmuthig abwenden. „Du weißt, Gabriele, ich kann die Verse nicht leiden und gar noch aus ‚Hermann und Dorothea‘! Jawohl, ich entsinne mich dessen noch dunkel. Handelt dieses Buch nicht von lauter Bauern und Spießbürgern? Wie soll deren Geschwätz auf unsere Verhältnisse passen?“

Aber sie hielt ihn energisch bei der Hand fest und sagte: „Nein, keine phantastischen Verse! Goldkörner sind es voll uralter und ewig neuer Lebenswahrheiten für das allgemeine Menschenherz, und darum auch für das Deinige! Und Du mußt diese Verse hören, denn sie sind für Dich und Erich wie erst heute geschrieben, und doch sind's schon volle neunzig Jahre her. Höre sie doch nur!“

Und, ob er wollte, oder nicht, sie umklangen aus dem Munde der „guten verständigen Mutter“ erst sein Ohr und dann auch sein Herz:

„Immer bist Du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn und
So wird am wenigsten Dir der Wunsch des Guten erfüllet;
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen auf's Beste und Jeglichen lassen gewähren,
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben.
Jeder braucht sie und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lass' mir meinen Hermann nicht schelten.“

„Ja, Deinen Hermann-Erich, der von Kindsbeinen an Dein verhätscheltes Mutterkind war!“ Mit diesem neuen Vorwurfe suchte der Majoratsherr den Eindruck in sich zu übertäuben, den trotzalledem diese Verse auf ihn ausgeübt, wenn er auch zu stolz war, es einzugestehen.

Rasch aber entgegnete die Gräfin in schmerzlichster Nothwehr:

„Mutterkind? — Nein, Eberhard, das war unser Erich mir nie, denn für unsere drei Kinder hatte ich meine Liebe immer gleichmäßig ausgetheilt. Aber mein Sorgenkind, ja, dies war unser Zweitgeborner schon in seinen Knabenjahren. Doch warum? — Nur deshalb, weil Du, der Vater, so ganz entgegen dieser Goethe'schen Weisheitslehre, ihn zu meinem Muttersorgenkinde gemacht hast!"

„Oho!" warf der Graf stutzend dazwischen, aber schon wieder fuhr sie fort:

„Ja, Eberhard, endlich einmal muß die ganze Wahrheit ausgesprochen werden, weil nur sie Dich wieder frei macht! Nur Du und das Majoratsstatut haben den armen Erich schon als harmlosen Buben auf die Bahnen getrieben, auf denen sein Geist heute noch wandelt, und gottlob so rein und ritterlich, daß er Deinem Geschlecht und dem ganzen deutschen Adel zur Zierde geworden!"

„Pah, mit dieser problematischen Zierde!" warf er ihr kopfschüttelnd entgegen, ohne daß sie sich im Eifer ihrer Rede dadurch aufhalten ließ.

„O, gieb der Wahrheit die Ehre! Wie unzählige Male im Laufe dieser Jahre hat Dein Vaterarm ihn immer wieder von seinem Wissensdrang gewaltsam abziehen wollen? Wie hat er sich Schritt für Schritt jeden Fuß breit seines neuen geistigen Gebietes erobern müssen! Und, wenn ihn fort und fort meine Mutterhand dabei gestützt und mein Wort ihn immer neu ermuntert zum Vorwärtsschreiten; wenn ich oft Tag und Nacht um sein Glück in Sorge gewesen — o, mein Tagebuch kann Dir's bezeugen — ist es dann ein Wunder,

wenn er mein Sorgenkind geworden? Und liegt's nicht in der innersten Natur der Mutterliebe, daß sie noch stärker wird für jenes Kind, das ihrer in leiblicher oder geistiger Noth auch mehr bedarf? — Als aber unser seliger Kurt todwund in Feindesland lag, ward nicht auch er dann allsogleich mein Angst- und Sorgenkind, und hatte sich meine Liebe stärker an ihm erweisen können, als dazumal auf meiner Irrfahrt nach seinem Sterbebett? Nein, mein lieber Eberhard, Du darfst mir nicht den ungerechten Vorwurf machen, daß ich Erich jemals zärtlicher geliebt! — Aber Du, gesteh's doch nur, Du hast den Armen stets härter behandelt, als unseren seligen Kurt! Erinnere Dich nur einmal an den einzigen Fall! Da hatte dieser ein englisches Rennpferd, das Dich blanke zweitausend Thaler gekostet, ohne jede Noth zu Schanden geritten, und Erich Dich zu gleicher Zeit nur um den zwanzigsten Theil dieser Summe gebeten zur Anschaffung eines geologischen Werkes, das ihn durch das ganze Leben belehren und erfreuen sollte. Und mit welchem Gleichmuthe hattest Du dem Aeltesten um gleich hohen Preis ein anderes Pferd geschenkt, seinem Bruder hingegen das Zwanzigstel verweigert für dieses ihm doch so nützliche Buch, bis ich Dir's förmlich abgebettelt hatte? War das wohl ein Gleichmaß in Deiner Vaterliebe gewesen? Und wie viel andere Fälle könnte ich Dir noch aufzählen! Doch nein, ich thue es nicht um des Friedens willen, der nun so schwer in unserem Hause gefährdet ist. Und war's nicht auch schon genug der bitteren Trauer darin? Aber diese ist ja nun verklärt durch unsere Ergebung. Unfriede jedoch ist noch ein viel herberes häusliches Unglück, denn dieses ist noch häßlich und sündhaft dazu, und durch nichts kann es überwunden werden, als durch jene heilige irdische Liebe, die uns die göttliche

durch's Gebet gelehrt: ‚Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!'"

Von der Sonnengluth dieser Worte begann jetzt auch im Herzen des Majoratsherrn das Eis zu schmelzen. Er gab ihr die Hand, und doch war sein Auge noch nicht danach, um sie völlig zu beruhigen, und sie sagte:

„In Dir steckt noch etwas, Eberhard, was Du mir verheimlichst! O so sage mir auch dies noch! denn ich spür's: es ist nur ein halber Friede, den Du in Dir mit Erich nun abgeschlossen hast!"

„Nun, ja denn!" erwiderte der Graf, da er seine Hand aus der ihrigen wieder zurückzog. „So sollst Du auch dies noch erfahren! — Siehe, wie ich mich auch dagegen sträube, ich bringe den Gedanken nicht in mir los: dieses plötzliche Fortgehen Margarethens und Erich's ganzes Benehmen gegen die Prinzessin wie den Fürsten — diese zwei Momente stehen im genauen Zusammenhang, und Fräulein Bluhme ist nur deshalb von hier an jenem Tage fortgegangen, damit ihre Gegenwart ihn bei seinen Insolenzen nicht genire. Nun sag' auch Du mir, Gabriele: was hältst Du selber davon?"

„Nichts Anderes, lieber Eberhard," versetzte die Gräfin voll Seelenruhe, „als, was ich Dir vor wenigen Tagen schon einmal betheuerte: Margarethe ahnt nichts von all' dem, was nach ihrer Abreise bei uns vorgefallen, und ist schuldlos an jedem unrechten Einverständniß mit Erich. Dafür könnte ich die Hand in's Feuer legen."

Diese Worte waren noch kaum verklungen, als Stephan hereintrat und der Gräfin ein Schreiben präsentirte mit den Worten: „Ein Brief an Eure gräfliche Gnaden."

Sie warf nur einen raschen Blick auf die Adresse und sagte sogleich tief aufathmend: „Er ist von Margarethe.“

Der Diener zog sich zurück, und während die Gräfin dann den Brief erbrach, bemerkte der Majoratsherr noch immer etwas mißtrauisch:

„Nun, vielleicht können wir daraus etwas Interessantes erfahren.“ Doch rasch setzte er hinzu: „Indessen lies Du nur erst allein! Du weißt, ich bin gewohnt, an Dich adressirte Briefe diskret zu behandeln.“

Er wollte seitwärts in die Fensternische treten, Gabriele jedoch hielt ihn mit den Worten zurück: „Nein, liebster Mann, Du sollst diesen Brief zugleich mit mir lesen, denn ich bin meiner Sache zu gewiß.“

Und sie las mit vollem Vertrauen, während der Graf über ihre Schulter hinweg gleichfalls in den Brief blickte:

„Innigst verehrte, gnädigste Frau Gräfin!

Wenn Sie jetzt spüren könnten, wie das Herz mir zittert, da ich voll Verwirrung diese Zeilen niederschreibe, o ich weiß es von Ihrer Engelsgüte: Sie würden mit Ihrer herzensmilden Stimme zu mir sagen: sei ruhig, Margarethe, ich verzeihe Dir!“

„Ei, ei, die Sache fängt ja ziemlich bedenklich an,“ unterbrach jetzt der Graf die Vorleserin, die fast froh darum war, unterdessen neu Athem schöpfen zu dürfen, denn dieser seltsame Eingang hatte diesen ihr fast benommen zum Weiterlesen.

Sie zwang sich aber zur Ruhe und sagte zum Grafen: „Erst abwarten, lieber Mann!“ Dann las sie mit neuem Muthe weiter:

„Ach, ich habe Ihnen ja bei meinem letzten Abschied von

Schloß Wartenberg nicht die volle Wahrheit gesagt, aber, der Allwissende bezeuge mir's, zum allerersten Mal in meinem Leben. Wahrlich schon bitter genug büßte ich dafür in diesen wenigen Tagen, und nie, nie mehr werde ich einer gleichen Versuchung unterliegen."

Wieder hielt die Gräfin inne. Fast wie schadenfroh sah der Graf sie an. Ihr ward unheimlich beim Gedanken: was noch Alles kommen würde. Und erst, als ihr Auge schon die nächsten Sätze des Briefes überflogen, konnte sie mit freiem Herzen fortlesen:

„Nein, gnädigste Frau Gräfin! — daß meine liebe Mutter krank war und sich nach mir sehnte, das ist wohl die volle Wahrheit gewesen. Daß ich aber nur für eine kurze Woche mich verabschiedete, das war, — ach, ich muß es reuig eingestehen — das war eine Unwahrheit, denn ich bin fortgegangen auf Nimmerwiederkehr."

„Was, auf Nimmerwiederkehr?" rief der Graf hoch erstaunt dazwischen. Und schon las Gabriele mit bewegter Stimme weiter:

„Schon morgen in aller Frühe reise ich nach der Insel Wight, um dort in einem erst neugegründeten Mädchenpensionat unter der Direktion einer älteren Landsmännin den Klavierunterricht zu übernehmen, der mir dann lange Jahre hindurch eine gute Versorgung bietet. Und meine liebe Elsa hat mich ja schon jetzt in ihrem Brautstande nicht mehr recht nothwendig. — Gott sei Dank, der schwere Steiu meines Geständnisses ist von mir weggewälzt!"

„Und von mir erst recht," rief der Majoratsherr. Dann that er einen so tiefen Athemzug, als wollte er damit eine schwere Besorgniß hinaushauchen.

„Nun, lieber Alter!“ fragte jetzt die Gräfin siegreich lächelnd. „War es wohl zu gewagt für mich, meine Hände für Margarethe in's Feuer legen zu wollen?“

„Nein, nein! Aber erst noch zu Ende lesen!“ drängte der Graf. Und sie fuhr fort:

„Aber ach, nun lese ich im Geist aus Ihrem gütigen Angesichte die vorwurfsvolle Frage: was thatest Du mit dem Allen so heimlich vor uns und gar vor mir, die ich Dir doch immer so nahe gestanden, wie die vertrauenswürdigste Mutter? Konntest Du doch im Voraus wissen, daß wir Dich nicht selbstsüchtig zurückhalten wollten vom Wege deines künftigen Glückes! Sag' mir, was hielt Dich von diesem offenen letzten Abschied von uns ab? Wovor bangte Dir?“

„Na denn, was war's?“ fuhr der Graf voll Ungeduld wieder dazwischen, und sogleich ward er auch durch die wieder Weiterlesende befriedigt:

„O, meine gnädigste Herrin! Nur meine feige Angst vor diesem allerletzten Abschied brachte mein Herz in solche Verwirrung, daß es zu diesem Heimlichthun seine Zuflucht nehmen mußte.

Aber daß doch das ganze gräfliche Haus meiner Betheuerung glauben möchte! Mein verehrungsvoller Dank für Ihrer Aller unendliche Liebe ist so groß und tief, daß ich ihn gar nicht in Worte fassen kann. Nur mit mir selber wird und kann er einst in meinem Herzen ersterben und meine stolzeste, schönste Erinnerung wird immer jene bleiben an diese zwei gesegnetsten Jahre meines Lebens. O, der barmherzige Gott möge jedem einzelnen Glied Ihres hohen Hauses vergelten, was es an mir, der Vaterlosen, Gutes gethan!“

Der Gräfin Auge ward feucht. Der Majoratsherr blinzelte

dabei, aber kein Zwiegespräch unterbrach jetzt mehr das weitere Vorlesen:

„Und wieder, verehrteste Frau Gräfin, schaue ich jetzt in Ihr liebreiches Mutterauge und ein Lichtstrahl der Verzeihung macht meine bange Seele wieder froh. Ja, nicht wahr, mit diesem trostvollen Gedanken darf ich nun meine weite einsame Fahrt über Land und Meer antreten! Doch nur um ein einziges Zeichen Ihrer alten Huld wage ich jetzt noch zu bitten. Am achtzehnten dieses Monats werde ich in Boulogne eintreffen und dort einen Tag ausruhen, um mich des anderen Morgens einzuschiffen. O, würden Sie mich wohl dort ‚Hôtel de ville' mit ein paar gnädigen telegraphischen Worten beglücken wollen? Um wie viel leichter und freudiger würde ich dann meinen neuen Beruf antreten!"

„Na, das kannst Du ja thun, Gabriele!" warf der Graf hörbar weicher ein, und sie las nun den Brief zu Ende:

„Und so sei denn für immer von Ihrem, mir unvergeßlichen Hause geschieden! Ach, sogar im Geiste thut es mir bitterlich wehe. Die Augen sind mir darüber so naß geworden, daß ich meine eigenen Worte kaum mehr sehe, und es ist schon spät in der Nacht. Verzeihung darum auch für meine heutige, so zitterige Schrift! Es geht nicht anders.

Meine liebe Mutter, die mir zu diesem Entschluß ihren Segen gegeben, wird, sobald sie sich kräftiger fühlt, der ganzen gräflichen Herrschaft noch ihren besonderen Dank schriftlich aussprechen.

Ich küsse meiner hochverehrtesten Gebieterin die gütigen Hände, verneige mich voll Ehrfurcht vor dem gnädigsten Herrn Grafen, drücke meiner lieben Elsa einen herzlichen Kuß auf ihr süßes Plaudermäulchen und lasse mich dem Herrn

Grafen Erich freundlichst empfehlen. Auch allen anderen guten Menschen in Schloß und Dorf Wartenberg meine wehmüthigen Abschiedsgrüße! Möge mir vor Allem im ganzen gräflichen Hause ein liebevolles Andenken bewahrt bleiben!

Gott segne und behüte Sie Alle! Mit diesem innigsten Wunsche, der stets meine Gedanken nach Wartenberg begleiten wird, verbleibe ich zeitlebens Ihre, gnädigste Frau Gräfin, und der ganzen hohen Familie in Dankbarkeit und Verehrung ergebenste

Margarethe Bluhme."

Die Gräfin hielt den Brief noch ein paar Sekunden ernst sinnend in der Hand. Auch der Majoratsherr war in gleicher Stimmung und schwieg. Dann legte sie das Blatt hinweg und fragte:

„Nun, mein guter Eberhard, was sagst Du jetzt zu diesem Briefe."

„Er ist durchaus anständig geschrieben," antwortete dieser mit einer gewissen Zurückhaltung. „Auch hat er mir im Ganzen meine alte gute Meinung von dem ehrenwerthen Charakter des Fräuleins wieder zurückgegeben."

„Gottlob!" erwiderte, wie von einer Sorgenlast befreit, die Gräfin.

Da stürzte Elsa, ganz in Thränen aufgelöst, herein. Sie hielt gleichfalls ein Briefblatt in der Hand und schluchzte:

„Ach, Vater, Mutter, wißt ihr's denn schon? Margarethe kommt ja gar nicht mehr zu uns zurück! Und da hört doch nur, welch' schönen, rührenden Brief sie mir noch geschrieben hat!"

Und sogleich wollte sie auch trotz allem Weinen dies letzte Lebewohl den Eltern vorlesen. Der Vater aber lehnte un-

wirsch es ab und sagte: „Wir haben soeben gleichfalls ihren Brief gelesen. Damit sei's genug, liebes Kind! Und drum wünschen wir dem Fräulein glückliche Reise! Mit jedem weiteren Worte darüber will ich aber nun ein für allemal verschont bleiben."

Elsa sah den Vater verwundert an, und schon wollte sie ihn um Aufklärung seiner ihr unverständlichen Stimmung bitten, da sah sie, wie die Mutter mit bedeutsamem Blicke den Finger auf den Mund legte. Sie verstand diese heimliche Mahnung, und verschüchtert schweigend stahl sie sich ohne weiteren Gruß hinaus, um sogleich dem verbannten Bruder Margarethens Brief in sein Zimmer zu bringen. —

„Und wie steht's nun mit Erich?" fragte jetzt voll neuer Hoffnung die Mutter. „Ich dächte, lieber Eberhard, nun endlich sollte doch seine Verbannung aufhören."

„Nun gut, so sei's denn!" erwiderte dieser trocken. „Ich erwarte ihn morgen wieder beim Mittagstisch."

Nach einem herzlichen Kuß mütterlichen Dankes entfernte sich nun auch die Gräfin. —

Der Majoratsherr stand jetzt allein. Erst strich er sich durch's Haar und drückte die geballte Hand an die Brust, dann sprach er vor sich hin:

„Ob wirklich mit diesem Schweigen Alles abgethan ist? Ich weiß es nicht. Aber da drinnen sagt mir eine Stimme: in dieser Gouvernante mit ihren Hexenaugen steckt etwas, für das ich keine richtigen Worte habe, und gegen das die Vernunft, wie der Zorn, nicht gut aufkommen können. Wäre sie doch nie in mein Haus gekommen! Doch Gott sei darum gedankt, daß sie's nun wieder spurlos verlassen hat."

Dann rüttelte er sich gewaltsam auf, zog an der Klingel=

schnur und befahl dem eintretenden Diener, daß sein wildestes Pferd, ein junges englisches Vollblut, gesattelt werde.

Die Gräfin aber setzte in ihrem Zimmer jetzt ein französisches Telegramm auf mit der Adresse Boulogne; dies lautete: „Meinen mütterlichen Segen, Elsa's herzlichen Dank für lieben Brief, und von uns Allen freundlichste Abschiedsgrüße. Gott schütze Sie! Ihre Ihnen immer gleich treu gesinnte Gabriele.“ —

* * *

Am anderen Tage saßen die Eltern und Geschwister wieder vollzählig beim Mittagstisch. Ein stummes Händeschütteln war nach dem ausdrücklichen Wunsche des Vaters, der alle rührenden Scenen haßte, der ganze Ausdruck der Versöhnung gewesen. Jedes von den Eltern gab sich Mühe, von den gleichgültigsten Dingen zu reden, der Graf vom Wetter, Elsa von ihrem zahmen Reh, das erkrankt war, Erich von seinem neuen Reitpferde, die Mutter von einem demnächstigen Besuch in der Nachbarschaft. Ueber Margarethe war jedes Wort ängstlich vermieden worden. So war's im Grunde doch nur eine recht gezwungene, unerquickliche Unterhaltung, und jedes Einzelne sehnte sich nach deren Ende.

Da überbrachte der alte Stephan wieder einmal eine telegraphische Depesche an die Gräfin, die sie mit ängstlicher Spannung eröffnete. Auch alle Anderen horchten in gleicher Stimmung auf den Inhalt. Waren doch auf Schloß Wartenberg Telegramme nicht sehr häufig, und die wenigen bisher angekommenen hatten viel mehr schlimme, als freudige Botschaften hereingetragen.

Rasch aber beruhigte die Mutter Alle mit den Worten:

„Keine zu große Angst, meine Lieben! Nur das schon längst zu Befürchtende ist endlich eingetreten. Ein zwar wehmüthiges, aber doch nicht allzu schmerzliches Ereigniß bei der guten Tante Clemence. Da lies nur selber!"

Damit reichte sie das Telegramm dem Grafen hin, der dessen Inhalt jetzt laut wiederholte:

„Gnädigste Gräfin Clemence sterbenskrank, bittet dringendst um schleunige Hierherkunft des Herrn Grafen Erich; sehnt sich unendlich nach ihm. Equipage zum Courierzug heut Abend am Bahnhof. Euer hochgräflichen Gnaden gehorsamster Joseph Heese, Kammerdiener."

Was war da lange zu berathen oder zu zaudern? Erich, das wußten die Eltern zu gut, war von jeher der bevorzugte Liebling der Großtante gewesen. Deren Sehnsucht, ihn vor dem Tode noch einmal zu sehen, schien ganz unverfänglich, und jeder unnöthige Aufschub seiner Abreise mußte darum als ein pietätloses Vergehen gegen die edle Sterbende erscheinen, der auch der Majoratsherr, als leiblicher Neffe, von alter Zeit her viel Dank schuldete.

So wurden denn auch alle Vorbereitungen zur Abfahrt mit aller Hast betrieben, damit Erich den abendlichen Courierzug noch erreichen konnte.

Daß freilich in derselben schlesischen Provinzstadt auch Margarethens Mutter wohnte, und Erich möglicherweise von ihr den näheren Aufenthalt der Tochter auf der Insel Wight erfahren könnte: dieser Argwohn quälte auf's Neue den Majoratsherrn, und erst, als er ihn auch der Gräfin anvertraute, und diese ihm hoch und heilig betheuerte, daß Erich das Haus der Professorin nicht betreten würde, gab er sich zufrieden.

Bei dem wahrscheinlich sehr baldigen Ableben der Großtante war die Abwesenheit Erich's nur auf wenige Tage berechnet, und so galten auch die Thränen der Mutter, die den Forteilenden diesmal begleiteten, nicht sowohl ihm, als der verehrten Sterbenden, der sie dieser als letzte Scheidegrüße in der Todesstunde noch überbringen sollte. —

Ganz die gleichen Gedanken, die gleichen Zukunftsträume, die erst vor wenigen Tagen auf demselben Wege Margarethe begleitet, waren nun auch Erich's Reisegenossen.

Der letzte Trost der guten Großtante, ihren lieben petit neveu noch einmal vor dem Sterben umarmen zu dürfen, sollte ihr aber trotz dessen hastiger Abreise nicht mehr beschieden sein. Schon ein paar Stunden vor seiner Ankunft war sie sanft und friedlich hinübergeschlummert. Ihre letzten Phantasien hatten noch der Sehnsucht nach ihm gegolten. Erschüttert sank er in der Nacht vor ihrem Sterbebette nieder und benetzte ihre kalte Hand mit seinen Thränen. Sie lag schon im schwarzen Todtenkleid; auf dem Herzen ruhte das Miniaturbild eines jungen Artillerieoffiziers, in ihren Händen ein Perlmutterkreuz, das einst ein Wartenbergischer Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande mitgebracht hatte.

Schon am anderen Morgen ward ihr Testament eröffnet, und jetzt erst war Erich völlig inne geworden, welch' mütterlich treues Herz für ihn in der Brust dieser edlen Matrone zu schlagen aufgehört. In dankbarster Rührung hörte er vom Rechtsanwalt und Testamentsvollstrecker Satz für Satz ihrer neuen letzten Verfügung vorlesen:

„Da nun durch Gottes unergründlichen Rathschluß mein geliebter Großneffe, Graf Erich von Wartenberg, durch das

Ableben seines seligen Bruders Majoratserbe geworden ist, so testire ich nachträglich und unwiderruflich wie folgt:

1. Graf Erich soll auch jetzt noch unter Beibehaltung aller obigen Legate mein Universalerbe sein und nach meinem Tode die Verwaltung seines ihm zufallenden Erbtheils antreten. Meine Villa soll verkauft und der Erlös hiervon nebst meinen übrigen Werthpapieren auf der Königlichen Bank deponirt werden. Die Zinsen davon sollen besagten Grafen Erich in seinen Studien und Reisen souteniren.

2. Tritt er jedoch in eine standesmäßige Ehe oder in den Besitz des gräflich Wartenbergischen Majorats, dann hat er von dem Gesammtkapital im ungefähren Werthe von 150 000 Thalern: a) 25 000 Thaler an die Professorstochter Fräulein Margarethe Bluhme von hier auszuzahlen; b) die gleiche Summe in die Kranken- und Hilfskasse von Dorf Wartenberg; c) 50 000 Thaler nochmals an die hiesigen Stadtarmen und Wohlthätigkeitsinstitute; d) eben soviel an das Kriegsministerium, jedoch unter diskretem Verschweigen meines Namens. Und aus den jährlichen Zinsen sollen alljährlich fünf mittellose ehrbare Doppel- oder einfache Waisen, eventuell auch Wittwen, von cidevant königlich preußischen Artillerieoffizieren, dotirt werden. Dieu le bénisse! Ainsi soit-il!

Clémence, comtesse de Wartenberg."

Und welche seltsame, Alle überraschende Bestimmung hinsichtlich ihres Begräbnisses! — Die ganze Geschichte ihrer unglücklichen, aber auch unvergänglichen Liebe! —

„Und nicht in der gräflichen Ahnengruft im Schloß Wartenberg will ich meine letzte Ruhestätte haben, so zärtlich ich auch meinem ganzen Geschlechte selbst im Tode noch ergeben bleibe, sondern dort, und auch im selben Grabe, darin

seit nun schon sechzig Jahren jener Mann seine Ruhe gefunden, der als der Erste und Letzte mein Herz besessen. Die schon längst von mir erkaufte Gruft dieses geliebten, tapferen Mannes, liegt im kleinen Dörflein G. bei Danzig, an der östlichen Mauer des Friedhofes, wo ich schon vor vierzig Jahren einen Grabstein mit zwei, von einem Schwerte gekreuzten Kanonenläufen hatte errichten und alljährlich mit einem Lorbeerkranze dekoriren lassen. Das dortige Pfarramt ist schon von mir instruirt und auf dem Steine sind die Worte eingravirt: ‚Einem unvergeßlichen Helden, gefallen bei einem Ausfall während der Belagerung von Danzig anno 1813, ist dieses Denkmal errichtet worden von ewig treuer Liebe‘. Daran sollen nun noch die weiteren Worte eingegraben werden: ‚Jener, die nun nach sechzigjährigem Hoffen und Harren anno domini 187 — in diesem selben Grabe mit ihm vereinigt worden und sich mit ihm der zukünftigen Auferstehung getröstet.‘ — Mein Name jedoch soll wegbleiben, weil auch der seinige fehlt. Unser Herrgott kennt uns Zwei deshalb doch.

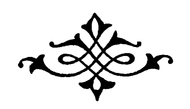
Und Weiteres bestimme ich: vor Sonnenaufgang soll dies mein Begräbniß in aller Stille stattfinden und Niemand soll dabei zugegen sein, als der Ortspfarrer, mein Großneffe Graf Erich, den ich wie einen Sohn geliebt, mein Kammerdiener und mein Kutscher, die schon seit nahezu vierzig Jahren mir treu gedient. Jede Leichenrede verbitte ich mir. Der kirchliche Segen und ein einfaches Vaterunser ist genug. Auch tausend Thaler sollen dem dortigen Armenfonds als Legat ausgezahlt und von den jährlichen Zinsen ein Knabe und ein Mädchen gekleidet werden. Dafür sollen sie an jedem Allerseelentage zwei Kränze auf unser Grab legen. — Amen.“

Alle Zuhörenden standen ergriffen und verwundert. Auch dem Grafen Erich war treue Liebe in dieser einfachen Größe bisher unbekannt gewesen.

Was hatte er nun noch Alles hier zu besorgen und heimzuschreiben! Er konnte tagsüber gar nicht zu sich kommen. Nur in der Stille der Nacht blieb ihm noch Zeit und Stimmung, auch an Margarethe und sein eigenes Herz zu denken.

Als er drei Tage danach in noch todtenstiller Morgendämmerung auf jenem fernen Dorfkirchhofe stand, ganz allein mit dem Pfarrer, Todtengräber und den zwei alten Dienern, und als dann der reich mit Silber beschlagene Sarg auf den anderen, wohl einst ganz armen und nun schon längst vermorschten, hinabgesenkt ward, da fiel er überwältigt auf die Kniee. Die Sonne flammte eben in hehrer Majestät siegreich durch's Dunkel. Im morgenfrischen Herbstwinde flüsterten geheimnißvoll die Trauerweiden, und ihm war's vor seinem geistigen Auge, als sähe er jetzt die Großtante in jugendlich verklärter Gestalt über dem offenen Grabe schweben. Ihre zarte Hand deutete himmelwärts, und ihre Stimme sprach feierlich, wenn auch nur seinem Ohre vernehmbar:

„Aechte treue Liebe währt in alle Ewigkeit!“



Zweites Kapitel.

Erich's Brief.

In großen Schritten ging jetzt Erich in der Villa Clemence als deren neuer Besitzer auf und nieder. Man sah's am Heben und Senken seiner Brust, welch' gewaltiger Seelenkampf ihm das Herz durchstürmte. Es war Dämmerung geworden; der Kammerdiener trat herein und fragte schüchtern, ob er die Lampe bringen sollte.

„Nein," rief Erich ihm hastig zu, „es ist ja hell genug, siehst Du's denn nicht?" Verblüfft ob dieser seltsamen Antwort schlich der Alte wieder zur Thüre und dachte: „Großer Gott, der junge Herr wird doch bei Troste sein, es ist ja schon ganz dunkel hier."

Wie sollte dieser denn auch ahnen, daß Erich's Geist jetzt gar nicht einmal hier weilte, sondern wieder auf jenem Dorfkirchhof, über dem erst gestern die Morgensonne mit blutrothem Schimmer heraufgezogen kam? Und auch jetzt wieder sah er jene Lichtgestalt über jenem offenen Grabe schweben und vernahm ihren Mahnruf: „Aechte treue Liebe währt in alle Ewigkeit."

„Ja, Du seliger Geist, ich weiß es ja noch, was Du mir sagtest! Glaubst Du etwa, daß ich es schon vergessen hätte? Aber siehst Du dort nicht auch meinen Vater, der mir mit unerbittlichem Blick das Wappenschild sammt dem strengen Hausgesetze mir entgegenhält? — Welch' ein Zwiespalt in mir, brennend wie Höllenfeuer! Ich kann so nicht weiterleben!"

Jetzt hielt er im stürmischen Auf- und Niederschreiten inne, ließ sich in einen Lehnstuhl sinken, preßte die rechte Hand an sein Herz und mit der linken bedeckte er sein Gesicht.

Sein äußeres Auge schloß, sein inneres öffnete sich.

Und welchen Zauber erschaute er jetzt!

Das ganze, weite Majoratsgut von Wartenberg lag ausgebreitet vor seinem Geist. Auf fliegendem Rosse durcheilte er alle die Felder und Wiesen, Waldungen und Kohlenbezirke. Ein wonniger Frühlingsmorgen war's. Und erst die Nachtigallen im Schloßpark, dann die Lerchen über den thauigen Saaten, zuletzt im grünen Walde die Amseln und Drosseln, sie alle grüßten ihn jubelnd. Vor den Kohlenschachten saßen aber weißbärtige Berggeister und riefen verlockend ihr „Glück auf!" ihm zu, als dem einzigen Erben all dieser über- und unterirdischen Schätze.

„Ja, ja!" rief er jetzt jählings wieder aufspringend. „Verlockt mich nur wieder, ihr Truggeister, wie schon so oft in den letzten Wochen, wenn ich leibhaftig mein weites Erbe durchritten! Aber was sind alle Reichthümer, was Glanz und Stellung, ohne das Glück einer, meinen Geist wie mein Herz verstehenden Liebe?

O du ehrwürdiges Stammgut meiner Väter, du Wiege meiner Kindheit, du Stolz meines Hauses, mein Erbrecht

auf dich muß ich aus dem Herzen reißen, so sehr es auch drüber blutet! Ich kann, ich kann nicht anders!“

Nachdem er sich wieder niedergesetzt, sprach er wie träumend vor sich hin:

„O ihr friedensreichen Räume, darin ewige Treue mit schmerzlicher Entsagung geschwisterlich zusammengewohnt, ihr versteht meine Seele, und sympathisch weht die ganze Luft hier mich an.“

Noch eine Minute lang sann er gesenkten Kopfes so vor sich hin. Im Salon war's nun völlig dunkel geworden. Draußen aber war indessen ein Stern nach dem anderen aufgegangen.

Und plötzlich lachte er bitter auf:

„Ha, wie meine hohen Herren Standesgenossen den Kopf schütteln und die Nase rümpfen werden, wenn einmal die liebe Frau Fama es ausposaunen wird: der Graf Erich von Wartenberg macht eine Mesalliance mit der früheren Gouvernante seiner Schwester und verzichtet deshalb auf sein Majoratserbrecht! — Ah, quelle horreur! — Quelle bêtise! — Fi donc! — Wie wird nach diesem Text das Spottlied mir gesungen werden! Ah, ah, eine Gouvernante! — Ja, das ist so der richtige mesquine Begriff, darin der Gegensatz von allem Chevaleresken kulminirt! Und ich bin der unweltläufige Pedant, der sich von ihr einfangen und festkrallen ließ!

Ja, könnt' ich Euch Alle jetzt ihre Lieder hören lassen, mit denen sie mich umschmeichelt und umgarnt — der ich heute noch um Einlaß bittend vor'm Thor ihrer Liebe stehe — ich weiß: keine einzige, echt ritterliche Hand würde den Stein nach dieser Gouvernante werfen, kein Mund einer wirklich

verehrungswürdigen Frau sich zu spöttischem Lächeln verziehen."

„Und nun Licht her!" rief er aufspringend und zog die Klingel. „Was helfen mir all' diese Mondscheinphantasien, die nur für energielose Träumer taugen? Licht muß nun werden und wäre es noch so grell! Taghelle Klarheit zwischen mir und meinem Vater, ob dann auch wieder finstere Nacht über uns hereinbricht!"

Der alte Joseph, der im Korridor ängstlich geharrt, trat auch sogleich schon mit der Lampe herein und wagte nurmehr einen scheuen Seitenblick nach ihm.

„Auf den Schreibtisch stellen!" herrschte Erich ihn an, ohne zu wissen, wie barsch seine Stimme klang. „Und hörst Du, guter Alter," fuhr er dann sogleich milder fort, da er diesen mit zitternder Hand die Lampe hinstellen sah, „hörst Du? Für keinen Menschen bin ich mehr zu sprechen, aber auch für gar keinen, ja selbst für meinen eigenen Vater nicht."

„Aber gnädigster junger Herr," fragte der Alte mit mißtrauischem Blick, „wo sollten hochgräfliche Gnaden, der Herr Vater, nur jetzt noch hergeschneit kommen? Der Courierzug ist ja schon da und vor Mitternacht kommt überhaupt keiner mehr."

„Nun, dann um so besser," erwiderte Erich, wie von einer letzten möglichen Angst erlöst, „so geh' nun auch Du zu Bette! Ich finde mich schon allein mit Allem zurecht. Gute Nacht, lieber Joseph!" —

Nach dem, bei seiner Herrin von jeher gewohnten Handkuß trippelte der Kammerdiener kopfschüttelnd davon. Erich trat an's Balkonfenster und dann auch hinaus. Erst wollte

er sich aus dem ewigen Sternenhimmel, der heute selten klar herniederleuchtete, die richtige weihevolle Stimmung holen zu den hochwichtigen Briefen, die er noch in dieser Nacht erst an die Mutter und dann an den Vater zu schreiben gedachte.

Wie wenn er im stummen Seelenverkehr mit den Millionen Gottesaugen ein ganz Anderer geworden wäre, mit solch' besänftigter Miene und klarem Blick trat er jetzt vom Balkon wieder in's Zimmer zurück und setzte sich an den Schreibtisch.

Noch sann er wie voll Andacht vor sich hin und ihm war dabei, als säße nun des Vaters ernste, Ehrfurcht gebietende Gestalt ihm zur Rechten und das sanftmüthige Bild der Mutter nahe seinem Herzen.

Erst richtete er nun an diese die herzliche Bitte, den beigeschlossenen Brief an den Vater zu lesen, woraus sie alles erfahre, was ihm jetzt das Herz bedrängt. Habe sie alles gelesen, dann möge sie den Brief an den Vater übergeben und mit der ganzen Macht ihrer Mutterliebe seine Fürsprecherin sein, was er ihr ewig danken wolle. Und er schloß mit den Worten: „Verzeihe mir die unendlich schwere Sorge, die ich Dir jetzt bereiten muß! Es handelt sich ja um mein ganzes Lebensglück."

Nachdem er diesen Brief, der seinem Herzen leicht geworden, bei Seite gelegt, sammelte er sich neuen Muth, um den sehr viel schwereren an den Vater zu beginnen und schrieb:

„Mein verehrtester, theuerster Vater!

Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden! — Dieses göttliche Gebot laß mich obenanstellen zum Zeugniß dafür, daß ich

mir dessen bei jedem meiner Worte bewußt bin, die in väterlicher Güte von mir anzuhören ich Dich nun pietätvoll zu bitten wage!

Daß ich nur schriftlich mit Dir rede, vergieb mir, mein guter Vater! Nur die Besorgniß: eine mündliche Unterredung möchte den ruhigen Austausch unserer Gedanken allzusehr gefährden, bestimmte mich hierzu.

Und so empfange denn aus den Händen meiner über alles geliebten Mutter ein Geständniß, das auch ihr bisher verschlossen war, und sie möge fürbittend ihre Hand zu Dir erheben! Du aber, mein theuerster Vater, höre mich jetzt an mit der Ruhe der Liebe!"...

Und mit rückhaltlosem Vertrauen, mit der strengsten Wahrhaftigkeit, wie er sie immer von Kind auf bei seinen Eltern gewöhnt war, theilte er ihm bis auf die kleinsten Einzelheiten die ganze Geschichte seiner Liebe zu Margarethe mit, von derem ersten Erwachen bis zum heutigen Tage.

In scharf umrissenen Linien unterschied er dabei den doppelten Zeitpunkt: den einen, in dem er als Zweitgeborener Margarethe lieben gelernt, wo noch kein Hausgesetz die Erreichung seines Zieles ganz hoffnungslos erscheinen ließ; und den zweiten, in dem er nach Kurt's Tode, trotz aller unausgesetzten Kämpfe und trotz seiner Flucht nach England, dennoch diese Liebe in sich nicht ertödten konnte. Und er fuhr in seinem Briefe fort:

„Soll ich Dir alle Vorzüge Margarethens mit eigenen Worten schildern? Nein, theurer Vater! Hast doch Du selber sie allzu gut in diesen zwei Jahren kennen und ehren gelernt! Aber um Eines bitte ich Dich, so herzlich ich nur vermag: überwinde für diesmal Deine alte Abneigung gegen Gedichte

und lies die beigelegten von Margarethe! Es sind dies nicht Verse, wie sie oft die Dichter schreiben; diese hier sind wirkliches Leben, tiefste Empfindung und vollste Wahrheit. Ich kenne, mein bester Vater, Dein gutes edles Mannesherz, und ich weiß: auch Du wirst sie verstehen, daraus Margarethe in ihrem innersten Wesen erkennen, und auch Dich werden sie menschlich rühren.

Ich komme zum Ende, Vater!

Es ist jetzt tiefe, klare, feierliche Nacht, und die Sterne, diese unendliche, unergründliche Welt von Gotteswundern, sie funkeln durch's Fenster zu mir herein. Ich schaue hinauf zu ihnen, hinauf von unserer Erde, diesem winzigen Atom des Universums und, o wie verschwindend klein dünkt sie meinem Bewußtsein! Wie noch viel kleiner selbst das allergrößte Kaiser- und Königreich dieser Welt und gar erst unser, wenn auch noch so großes Majoratsgebiet! — Was uns Menschen als groß und bedeutungsvoll, als unseres Strebens, unserer Sorge und Angst würdig erscheint, zerrinnt im Angesicht dieses allgewaltigen ewigen Alls in eitles Nichts, und unser ganzes Leben muß ich mit einem schnell vergänglichen Hauche vergleichen.

Der Geist des Menschen aber ist dennoch groß auch vor dieser Sternenwelt und groß ist auch die Liebe seines Herzens, weil beide, Geist und Liebe, gleich göttlich, gleich ewig sind, wie das Weltall selber.

Ach, mein Vater! Wie wollte ich Gott darum danken, wenn Du mich in dieser meiner Lebensanschauung verstehen wolltest, damit Du nicht von vornherein mich abweisest, wenn ich nun meine letzte ehrfurchtsvolle Bitte Dir zu Füßen niederlege!

Gieb mich als freien Priester mit meiner vollen ungetheilten Kraft dem Heiligthume meiner Wissenschaft zurück! Alles andere Streben hat keinen Werth, keinen Genuß mehr für mich. Laß mich auf mein Erbrecht verzichten! Es ist zu spät mir zugefallen, und unerträglich für mich ist seine herzlose Schranke. Völlig frei muß ich nach meiner Neigung wählen können. Und hättest Du's mit allen Freuden zugegeben, daß ich mit jener Prinzessin von Asen in die Tiefen einer, Geist und Herz ertödtenden Weltlust hinabgestiegen wäre, o so gieb mir nun auch, wenn auch nur mit bitterstem Schmerz, für Margarethe Deinen heiligen Vatersegen, daß ich ihn ihr, der völlig Ahnungslosen, bringen kann, ohne den sie nie und nimmer auch mir ihre Liebe gestehen wird! O, gieb mir ihn für sie und mich, daß ich Hand in Hand mit ihr mühsam hinanstrebe zu den lichten Höhen der Wissenschaft und des geistigen Lebens, denn nur dieses ganz allein kann mir zum Glück und Frieden verhelfen in meinem Herzen und künftigen Hause.

O gewiß, es ist ja möglich, und ich leugne es nicht: auch unter den mir ebenbürtigen Töchtern des Landes könnte ich eine mir geistig gleichstehende finden, eine von der seltenen Art meiner Mutter. Aber wie kann ich die erst suchen wollen, die des Schicksals Hand mir schon zugeführt? Wie soll ich einer Anderen noch Platz einräumen in meinem Herzen, wo die Liebe Margarethens schon in jedem seiner Blutstropfen Besitz genommen?

Nein, nein, mein Vater! keine Andere! nur diese Eine oder Keine! Du weißt von mir: ich mache keine hohlen Redensarten.

Oder könnte Dir's lieber sein, wenn ich einsam, mit jeder Lebensfreude zerfallen, und unfähig jedes höheren geistigen Aufschwunges, an Deiner Seite meine Tage dahintrauerte? Soll ich das düstere Schicksal theilen Jener, an deren Tisch ich jetzt diese Zeilen schreibe, deren Geist ewiger Treue mich in ihrem Sterbehause jetzt umweht, und deren Leib doch zuletzt mit dem ihr versagten Mann ihrer Wahl im gleichen Grabe ruht?

Und sage doch, Vater: ist es, wenigstens für die Welt, nicht völlig gleichgültig, wer Dein Nachfolger sei in unserem Majorate? — Vetter Alphons, ein gleich vortrefflicher Mann, wie Offizier, wird nicht auch dieser Wartenberg nebst seiner gleich edlen, hochadeligen Frau einst fähig und würdig sein, in Deinem und der Mutter Geist Eure segensreiche Herrschaft fortzusetzen? Ob ich es bin oder er, was liegt doch viel daran? Selbst Königreiche wechseln ja fort und fort ihre Herrscher und auch nicht immer in direkter Erbfolge. Warum nicht auch ein gräfliches Majorat? —

Der ganze Sternenhimmel schaut jetzt nieder auf mich bei dieser Frage; und jede von all' den Millionen Welten ruft zu mir herab: ‚Ach, ihr kleinen irdischen Menschen, was macht ihr euch kleinliche Sorgen! Gedenkt doch der Vergänglichkeit all' eurer Dinge und meßt sie an der Größe des ewig Göttlichen!‘ —

Und jetzt, meine liebsten Eltern, jetzt kann ich nicht mehr. Nur um Eines, Eines bitt' ich noch, theuerster Vater! Greife nicht sogleich nach dem Steine der Verdammung! Laß ihn noch liegen bis zum anderen Morgen! Und erst dann, mein strenger, aber auch gerechter Vater, frage Dich im Angesichte des ewigen Gottes: was besser, und auch für Dich selbst be-

glückender sei: ob Deinen noch einzigen Sohn als einen Verlorenen in die Nacht der Verzweiflung hinauszustoßen, oder ob ihn, mit zum Segen erhobener Hand, heimzurufen zum Lichte Deiner verzeihenden Liebe! Und wie wollte ich mit Margarethe Dir diese dann Dein ganzes Leben lang vergelten! —

Zitternden Herzens harre ich hier auf Deine baldige Antwort. Möge sie eine mir gnädige sein, daß ich sofort zu Dir heim eilen kann und Alles in kindlicher Liebe mit Dir besprechen! Mich selber würdest Du hier nicht finden. Ich bitte Dich deshalb auch herzlich, mich hier nicht aufsuchen zu wollen.

Unter heißen Thränen umarme ich Dich, mein theuerster Vater, und küsse der besten Mutter die liebreichen Hände.

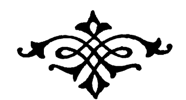
O noch einmal, Vater, bei Gott, ich will Dein treu ergebener, ehrfurchtsvoller Sohn sein und bleiben.

Dein und der lieben Mutter ewig dankbarer, Euch zärtlich liebender Erich."

Als er seinen umfangreichen Brief vollendet, sank er erschöpft in den Stuhl zurück. Er mußte von der übergroßen Anstrengung, bei der jeder Nerv an ihm mitgezittert, erst ein wenig ausruhen. Dann nahm er die Blätter nochmals zur Hand, überlas sie klopfenden Herzens und war über seine kühne Bitte wieder nachträglich erschrocken.

„Und doch, und doch!" sprach er zu sich selber, „bin nicht auch ich ein Mensch, zu meinem eigenen Glücke berechtigt nach irdischen, wie göttlichen Gesetzen? Und habe ich auch nur ein einziges Wort an den Vater geschrieben, das ich vor diesem nicht verantworten könnte, oder nur eines, das die Ehrfurcht gegen ihn verletzt?"

Mit solchem Trost, und doch auch voll Zagen, lag er noch lange mit wachen Augen bis nach Mitternacht im Bette, bis endlich der Schlaf auch sein Herz erlöste von allen Sorgen und Qualen seiner ersten idealen Liebe.



Drittes Kapitel.

Vater und Mutter.

Am Abend des anderen Tages war der Majoratsherr eben mit der Gräfin von einem Spaziergange durch den Park heimgekehrt, und Jedes hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen.

Da kam der alte Kammerdiener der seligen Gräfin Clemence heimlich in's Schloß geschlichen. Er hatte in Erich's Auftrag einen, ihm als sehr wichtig bezeichneten Brief der Gräfin persönlich und ihr ganz allein zu übergeben. Als ihm mit Hilfe seines fast gleich alten Kollegen Stephan geglückt war, sie auf ihrem Zimmer zu treffen — wie erschrack diese sogleich, da sie den ihr gar wohl bekannten Alten mit solchem Heimlichthun bei ihr eintreten und einen Brief hervorziehen sah!

„Um des Himmels willen, Sie sind's, Joseph?" fragte sie hastig, „Sie bringen mir doch nur einen letzten Brief Ihrer seligen Herrin?"

Dieser aber schüttelte den weißen Kopf und antwortete: „Nein, gräfliche Gnaden, vom Herrn Grafen Erich ist er."

„Von meinem Sohne?“ fiel die Mutter jetzt noch angstvoller ein. „Und diesen Brief schickt er mir durch Sie? Wie geht es ihm?“

Verlegen stotterte der Kammerdiener: „Na, eben curios.“

„Curios? was heißt das?“ drängte die Gräfin. „Er ist doch nicht krank?“

„Je nun, wie man's nimmt,“ erklärte der Alte zögernd, „aber so ganz gesund ist er einmal nicht. Man merkt's ihm auch schon im Gesicht an. Na, und erst am Temperament! Kurzum, der junge gnädige Herr ist eben recht curios und kann Einen dauern.“

Und schon kam der Gräfin eine dunkle Ahnung vom wahren Grund und Wesen dieser seltsamen Erkrankung. Sie drängte jedoch noch alle Sorgen darüber in sich zurück, hieß den alten Diener sich seines Nachtquartiers halber an Stephan zu wenden, der alles bestens besorgen würde und verabschiedete ihn freundlichst.

Bevor sie jedoch den geheimnißvollen Brief erbrach, trat sie erst an's Fenster, und that einen langen Blick in den klaren Herbsthimmel, daran eben der Abendstern zu schimmern begann. Dann setzte sie sich vor ihrem Schreibtische nieder und sprach in düsterem Vorgefühl:

„Welche Botschaft dieser Brief mir auch bringe — sei still mein Herz und zage nicht, sondern erwäg' und ertrag' Alles, wie mir's zukommt!“

Und nun erbrach sie das Couvert. Mit ruhiger Sammlung las sie, wenn auch noch so gespannt, erst den an sie selber gerichteten Brief, dann auch den anderen, für den Vater bestimmten, langsam Zeile um Zeile, Lied um Lied, und zwanzigjährige Muttersorge war dabei ihre kundige Er-

klärerin. Nur zu tief verstand sie den Sinn jedes einzelnen Satzes, und wäre jetzt vor ihren leiblichen Augen ein junger Eichbaum organisch emporgesprossen vom Schoß bis zur Krone: jeder Ast und jedes Blatt daran wäre ihr nicht minder natürlich erschienen, als die allmähliche Entwickelung in Erich's ganzem geistigen Wesen. Seine Liebe zu Margarethe hatte sie freilich bisher nur wie aus dunkler Ferne geahnt und doch, wie jetzt zum ersten Male deren Gluth flammend ihr Auge traf, that ihm diese nicht dauernd wehe, wenn sie auch im ersten Augenblick geblendet davor zurückschrack. Ja, hätte sie ihr Sohn jetzt nur um ihren eigenen Segen für seine Liebe gebeten: noch heute vor Nacht würde sie diesen auf den Schwingen des Blitzes ihm zugeschickt haben mit den einfachen Worten: „Schlaf' ruhig, mein Sohn, Deine Mutter segnet Euch!"

Aber ach, dessen Vater!

Heiliger Gott, welch' furchtbar schwerer Kampf mit diesem stand ihr nun bevor! Sollte sie ihm schon heut Abend Alles eröffnen, damit auch noch die ganze Nacht hindurch die Gedanken- und Sorgenschlacht in seinem Herzen weiter tobe? Nein, um Alles nicht! Die Nacht will den Schlaf, und dieser will Seelenfrieden. Darum alle finsteren Sorgen noch für heute geheim in sich verschlossen! Erst morgen früh sollen sie an's Tageslicht treten, wo ohnedem der Kopf klarer und das Herz leichter ist.

So schritt sie denn zum Abendessen hinunter mit ihrem zentnerschweren Geheimniß in der Brust, und äußerlich wie innerlich that sie sich Gewalt an, damit der Graf nichts an ihr merke.

Elsa hatte sich nach der ersten, sehr wortkarg verlaufenen

halben Stunde mit ihrer nunmehrigen Aushilfsbegleiterin, einer Enkelin des Bergdirektors, vom Tische schon zurückgezogen. Die Eltern blieben noch sitzen, der Graf finster, die Gräfin still besorgt vor sich hinblickend.

„Zum Teufel!“ fuhr er jetzt aus seinem Hinbrüten auf, „ich bringe die Skrupel nun einmal nicht aus dem Kopf. Wozu hat Tante Clemence es bei Erich nöthig gehabt, durch ihr Testament ihn finanziell auf eigene Füße zu stellen, als ob ich nicht selber als Vater Manns genug dazu wäre? Aber ich ahne schon: nur deshalb, damit er in recht bequemem Trotze mir gegenübertreten könnte. Er braucht ja mich und meine Kasse nicht mehr, und kann darum thun, was er mag. Und überhaupt diese ganze hyperromantische Liebesaffaire bis in's Grab hinein mit netto zweiundachtzig Jahren, über die das ganze Land seine ridicülen Glossen machen wird! Herrgott meines Lebens, je mehr ich darüber nachdenke, desto ärger wurmt mich dieser sentimentale Altjungfernexceß, und er treibt mir die Schamröthe in's Gesicht, daß ihn eine Wartenbergerin begehen konnte.“

Die Gräfin bewahrte diesem Zornerguß des Majoratsherrn gegenüber eine schmerzliche Ruhe, aber gerade diese reizte ihn wieder zu neuem Ausbruch:

„Ja, und wenn Du auch zu Allem schweigst — ich bleibe doch dabei: in dieser Erbschaft Erich's steckt so eine Art von Conspiration gegen mich, so gut wie Dich, und diese ganz verrückte Liebesromantik ist für unseren Jungen das gefährlichste Exempel zu gleichen Narrheiten! Du wirst schon wissen, mit wem! Aber man hat sich doch gewaltig in mir verrechnet. Dieses ganze unsinnige Testament stoß' ich um, als das einer Geistesschwachen. Möge dann erben, wer

immer! In mein Haus kommt einmal kein Pfennig von diesem Geld, und kehrt Erich nicht schon morgen heim, und verzichtet er nicht freiwillig auf diesen Erbtheil, dann soll er erfahren, daß ich noch der Herr hier im Hause bin, und nichts zu schaffen haben will mit solchen Narrheiten, die nicht in mein Schloß Wartenberg gehören, wo die Vernunft noch daheim ist."

Auch jetzt noch hatte Gräfin Gabriele geschwiegen, aber mit jener trügenden Ruhe des Meeresspiegels, die den aus den Tiefen hervorbrechenden Sturm noch verbirgt.

„Was," brauste der Graf wieder auf, „und dabei sitzest Du wie ein Steinbild da, während an mir jeder Nerv erzittert?"

„Was soll ich reden, lieber Eberhard?" erwiderte sie endlich mit sorgenvollem Blick. „Soll ich das Feuer des Streites noch in Dir schüren, wo jetzt die Zeit des friedlichen Schlafes für uns gekommen ist? Drum bitt' ich Dich: laß mich Dir jetzt gute Nacht sagen! Morgen früh steh' ich Dir dann zu Gebot, um dies, und noch viel mehr, mit Dir zu bereden und zu berathen als Deine treue Frau und Erich's gleich treue Mutter. Schlaf wohl, lieber Eberhard! Gebe Dir der liebe Gott eine recht gute friedliche Nacht!"

Die Sterne waren längst schon aufgegangen über dem weiten Majoratsgebiete. Auch die Aermsten aller Gutsangehörigen lagen jetzt in tiefem Schlaf, und selbst die schwerste Mühe und Sorge des Tages war für sie in täuschende Traumbilder zerronnen.

Nur im Grafenschlosse selber blieben zwei Herzen noch schwer gedrückt und vier Augen floh am längsten die Wohlthat des Schlafes. Senkte sich dieser aber endlich hernieder,

so schreckten ihn böse Träume wieder fort. Ach, war das eine ewig lange, trotz allem Sternenschimmer schaurig dunkle Nacht! . . .

Am frühesten Morgen schon saß die Gräfin an ihrem Arbeitstisch und schrieb an ihren Gemahl:

„Noch gestern Abend, mein lieber Eberhard, hatte ich geglaubt, heute Morgen so muthig zu sein, um Dir beifolgenden Brief unseres armen Sohnes mit eigener Hand übergeben und diese dann auch fürbittend für ihn zu Dir erheben zu können. Aber nach dem gestern Abends Gehörten graut mir zu sehr vor dem noch viel heftigeren Ausbruch Deines Unmuthes, den das Lesen dieser Blätter in Dir anfachen wird. Am allerliebsten hätte ich sie deshalb vor Deinem Auge für immer verborgen, aber als Frau, wie Mutter, darf ich es nicht.

Mit all' meiner treuen Liebe bitte ich Dich nun: bereite Dich, bevor Du diese Zeilen durchliesest, auf etwas für Dich ganz Fürchterliches vor, das für mein Mutterherz den stärksten Schrecken bereits verloren hat! Auch übereile Dich nicht und lies gesammelt Satz um Satz, Lied um Lied, denn jedes einzelne verdient es. Bist Du aber mit Deinem Lesen zu Ende gekommen, dann laß mich zu Dir rufen, bester Eberhard, daß Du Dich gegen mich aussprechen kannst! Ich hoffe zu Gott, dann auch in Dir, wenn auch nach vorherigem allerschwersten Kampfe, nur einen Vater zu finden, dem das Glück seines noch einzigen Sohnes mehr gilt und höher steht, als alle noch so großen Opfer, die dafür zu bringen sind.

Derselbe Sternenhimmel, bei dessem Glanz unser Sohn in der gestrigen Nacht diese pietätvollen Briefe an uns geschrieben, war in der heutigen auch mein Erklärer und Ver-

söhner dieser Worte gewesen. Möge heute Morgen die Sonne das gleich erhabene Gottesamt an Dir ausüben, indem sie Deinen Geist, wie Dein Herz, hinaufhebt zu jenen ewigen Höhen, von denen aus wir Menschen das Leben viel klarer und richtiger verstehen lernen, als jene Millionen Anderer, die nur mit beschränktem irdischen Umblick das Räthsel des menschlichen Glückes zu lösen vermeinen.

Nochmals, ich harre auf meinem Zimmer Deines Rufes. Möge er nicht gar zu früh und nicht auch gar zu grell mir entgegenschallen! Unterdessen will ich mich in Christi Bergpredigt vertiefen, damit ich als Deine Frau auch dann noch zu jenen Sanftmüthigen und Friedfertigen gehöre, wenn allenfalls Du, mein liebster Mann, durch den Brief unseres Sohnes zu friedlosem Streite mit mir gereizt sein solltest.

Ich drücke Dir voll Wehmuth, Angst und Liebe die theueren Hände. Deine Gabriele."

Sie übergab diesen Brief dem alten Stephan, ebenso den anderen Erich's sammt allen Liedern Margarethens, die sie zusammen mit einer neuen Adresse an den Grafen versah, und trug ihrem Kammerdiener sorglich auf: zuerst den kleinen, von ihr selbst geschriebenen, und dann den größeren dem Grafen zu übergeben und ihn auch in ihrem Namen zu bitten, daß er nur in dieser Reihenfolge beide Schreiben lesen möge.

Der kluge Stephan, der gar wohl seinen hochwichtigen Botengang zu würdigen verstand, ging, um ihren Auftrag pünktlich zu besorgen. Sie selber nahm das neue Testament aus ihrem Bücherfach und schlug die Seite darin auf, wo die Bergpredigt aufgezeichnet war. Aber das Lesen ward ihr doch viel schwerer, als sie anfangs glaubte. Ihr Herz ging in heftigen Schlägen, und ihr umschleiertes Auge kam

nicht über den Satz hinaus: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen." Dann verschwammen alle Buchstaben vor ihr.

Sie glaubte, der Boden müsse schier unter ihren Füßen versinken. O Gott, jetzt wird er wohl schon angefangen haben zu lesen! Ist das eine Angst in dem armen Mutterherzen! Sie schnürte ihr völlig den Hals zu. Ach, und wie lange wohl muß sie noch so einsam harren und bangen! Aber noch waren's nicht volle fünf Minuten. Und welch' greller Glockenschall dröhnte jetzt bis herauf in ihr Zimmer!

„O, jetzt schon? Und in solchem Sturme ruft er nach mir?"

Kaum hatte sich dieser Angstruf ihrem Herzen entronnen, da trat auch schon bald danach Stephan zitternd herein und stammelte mit stockendem Athem:

„Hochgräfliche Gnaden! Der Herr Majoratsherr lassen dringendst bitten, sich augenblicklich zu ihm hinab zu bemühen."

„Ich komme," sprach die Gräfin wie gebrochen. Dann plötzlich hoch aufgerichtet, wie ein Held, der mitten auf das tobende Schlachtfeld reitet, schritt sie die Treppe hinab und trat voll stiller Hoheit in das Arbeitszimmer ihres Gemahls.

Und welch' ein Anblick! Als habe der Sturmwind alle Blätter vom Tische weg in die Stube hinaus gefegt, so lagen sie darin auf dem Boden ausgestreut; da ein zerstampftes Briefblatt, dort ein zerknittertes Lied. Der Graf selber saß, mit in die Fäuste gepreßtem Kopf, am Tisch und starrte auf ein Papier, darauf er soeben ein paar Zeilen hastig niedergeworfen hatte.

„Eberhard, Mann, Vater!" sprach sie tonlos. — Jedes Echo blieb stumm, der Graf rührte sich nicht.

Dann fuhr sie mit schmerzlicher Sanftmuth fort: „Du

kannst alle diese Blätter, die hier am Boden liegen, noch nicht gelesen, ja kaum überflogen haben! Drum wehre mir's nicht: was Dein väterlicher Jähzorn ganz ungeprüft hier so umhergeworfen, zerknittert und zertreten, das laß jetzt meine Mutterliebe wieder aufheben und sammeln, damit nicht, gleich gemeinem Kehricht, unwürdig zu Grunde gehe, was mit so kostbarem Herzblute beschrieben ist!"

Demüthig bückte sie sich dann, mehr als ein halb Dutzend Mal nach einander, Blatt für Blatt hob sie auf und strich über jedes auch noch glättend mit der Hand, bis alle von ihr gesammelt waren. Unbeweglich ließ es der Graf geschehen. Er sah's nicht einmal. Nur das Rauschen ihres Gewandes mochte das Auf- und Niedersenken ihres Leibes ihm verrathen.

Und jetzt trat sie zu ihm hin, die gesammelten Bogen in der rechten Hand, legte die linke sanft auf seine Schulter und sagte dann voll inniger Ruhe:

„Sieh', Eberhard, da bin ich, nach der Du gerufen hast! Nun rede mit mir! Ich bin dazu bereit."

Er aber wandte kaum den Kopf nach ihr, deutete blos nach dem vor ihm liegenden Blatt und sagte trotzig: „Hier steht meine Antwort. Alles weitere Reden dünkt mir ein Wahnwitz zu sein, und dabei bleibt es für jetzt und immer."

Die Gräfin warf über seine Schulter hinüber einen furchtsamen Blick auf das Blatt. Darauf stand geschrieben:

„Zur Antwort.

Ich habe keinen Sohn mehr. Der eine ist auf dem Felde der Ehre gefallen, der andere auf dem des Wahnsinns und der Schmach. Graf Hans Eberhard,

Majoratsherr auf Wartenberg."

„Und das wäre wirklich Dein letztes Wort?“ fragte sie mit erzwungener Ruhe.

„Mein allerletztes!“ bekräftigte der Graf, ohne auch jetzt noch zu ihr aufzusehen.

„Das Du auch noch einst im Angesichte Deines Todes aufrecht zu erhalten gedenkst?“

„Ja, auch dann noch! selbst vor dem Richterstuhle des ewigen Gottes noch! Und auch jedes weitere Reden darüber verwehr' ich Dir.“

„Und hättest Du wirklich schon Erich's ganzen Brief gelesen und auch Margarethens Lieder?“

„Mir genügt zu wissen, welchen himmelschreienden Wahnsinn er anstrebt. Was soll ich mich da noch lang um die Begründung kümmern oder gar noch Verse lesen? Pah, Unsinn! Diese Zeilen gehen noch heut an ihn ab, und jetzt kein Wort mehr darüber!“

„Nun, lieber Eberhard,“ erwiderte die Gräfin in immer gleicher Ruhe, da sie zugleich das ganze Papierbündel auf einen Seitentisch legte, „so darf wohl auch ich als Mutter mein letztes Wort vor Dir aussprechen. Und dieses lautet: schon, als das allererste Menschenpaar geschaffen worden, war auch die Mutterliebe, als heiligste aller Liebesarten, mit ihm zur Welt gekommen. Und wenn vielleicht nach ebensoviel Millionen von Jahren die Zeit gekommen sein wird, wo die allerletzten Menschenfamilien aussterben werden, erst dann wird diese selbe Liebe mit dieser letzten Mutter vergehen. Mit dieser selben allmächtigen Liebe werde nun auch ich an unserem Sohne, der für Dich schmachvoll gestorben ist, als Mutter festhalten bis zu seinem oder meinem letzten Todesseufzer. Meinem Herzen lebt er noch, so würdig als

je zuvor, und sein wahrhaftiges ideales Lebensglück gilt mir mehr, als alle Majoratsgüter der Welt. Sie waren Jahrtausende zuvor noch nicht vorhanden, als die Mutterliebe längst schon gelebt, und nach neuen Jahrtausenden werden sie eben so lange schon aufgehört haben. Doch jene wird noch immer weiterleben. Und danach werde ich als Erich's Mutter handeln."

„Und was gedenkst Du dann zu thun?" fragte der Majoratsherr, der jetzt zum ersten Mal ihr in's Auge sah, zwar noch immer finsteren, aber doch schon etwas unsicheren Blickes.

„Das weiß ich selber noch nicht," entgegnete die Mutter mit gleicher Entschlossenheit und gleicher Milde, „keinesfalls aber etwas, was meiner unwürdig wäre, oder was ich vor meinem Gewissen und meiner Frauenpflicht gegen Dich nicht verantworten könnte."

„So weit also hat es dieser Herr Sohn schon gebracht," fuhr der Majoratsherr jetzt wieder in schmerzvollem Tone fort, „soweit, daß er Vater und Mutter, die nun schon so lange voll Eintracht und Liebe zusammengehalten, jetzt zu Gegnern macht?"

„Zu Gegnern, lieber Mann?" rief Gabriele in noch schmerzlicherer Frage. „Welches Wahngebilde Deiner erregten Phantasie! Glaubst Du wirklich, daß ich je vergessen könnte, welch' gutes und edles Herz in Dir schlägt, und wie Dein ganzes Leben nur Rittersinn und Wohlthun offenbart? Und einen solchen Edelmann, der mich einst aus Armuth und höfischem Frohndienst durch seine hochherzige Liebe zu sich emporgehoben: dem könnt' ich je danklos und feindselig gegenüberstehen? Nein, Eberhard, vor solcher Verirrung bewahre mich Gott! Aber weißt Du, wie ich Dir

jetzt entgegenstehe? Nur Deines friedlosen Zornes Gegnerin will jetzt meine sanftmüthige Liebe sein; nur Deiner übereilten Ungerechtigkeit gegen unseren Sohn will ich mit dem Schilde der Wahrhaftigkeit entgegentreten und nur ringen will ich mit jenem Dämon in Dir, der dann und wann in Deinem besseren Selbst das Auge verdunkelt und das Herz verhärtet! O, siehe, mein Eberhard, so nur will ich Deine Gegnerin werden, und kann ich Dich besiegen, dann hast ja Du selber mitgesiegt!"

Stürmisch umschlang sie jetzt seine mächtig sich hebende Brust und rief:

„Zerreiß' dieses herz- und gottlose Blatt, dieses Todesurtheil für unseren Sohn, das nur Dein Jähzorn gefällt wie ein leichtfertiger Richter! Zerreiß' es, Vater, sonst könnte Dein Sohn wirklich dadurch ein Todter werden auf dem Felde der Verzweiflung! Nur Dein eigenes Urtheil hättest Du dann Dir selbst gesprochen, das auch an Dir vollzogen würde vom unerbittlichsten aller Henker: von der Reue, die zu spät kommt."

Und wieder ließ sie seine Brust los, griff mit zitternden Fingern nach dem Blatt auf dem Tisch und stammelte: „O komm, komm! was die Hartherzigkeit geschrieben: laß es die Liebe wieder zerreißen!"

„Thu's!" war seine ganze, tonlose Antwort.

Hei, wie ihre Hände da gierig das Blatt zerfetzten! Und dankbar fiel sie ihm um den Hals: „Ach, Eberhard, wie soll Dir's meine Liebe vergelten!"

Doch immer noch war sein Blick finster, und gallig war sein Wort:

„Daß Du mich aber nicht mißverstehst, Gabriele! Nur in

der Form gebe ich Dir nach, nicht auch in der Sache. Gott bewahre mich vor solcher erbärmlichen Schwäche! Nein, nie, niemals!"

Und er redete sich wieder in einen neuen, heftigen Zorn hinein.

„Gut denn, so will ich ihn als meinen noch lebenden Sohn ansehen, aber nur als einen solchen, der sich eigenmächtig von allen Traditionen und Pflichten seines Hauses losgerissen hat. Drum bleibt ihm auch mein Haus und Herz so lange verschlossen, bis er all' seinen Umsturzideen entsagt und, gleich dem verlorenen Sohn in der Bibel, wieder reuig um Einlaß bittet. Und buchstäblich, mein Wort zum Pfand, so und nicht anders wird meine definitive Antwort an ihn lauten. Pah, was ihm auch viel daran liegen wird? Er ist ja jetzt durch jenes Testament ein ganz wohlsituirter Monsieur geworden und kann's prestiren, auf eigenen Füßen draußen herumzuvagabundiren. Aber auch mir soll's nichts weiter verschlagen. Ich kann's abwarten, bis er klein beigiebt, und noch heute des Tages werde ich meine Einladungen zu unseren Herbstjagden herumschicken lassen. O meine Gutsnachbarn sollen's schon an mir erfahren, daß auch ich noch zum Schlage jener Wartenberger gehöre, die in meinem Ahnensaale droben über und über in Eisen stecken. Und auch Du, Gabriele, hörst Du's? Das bist Du mir und unserer Gastfreundschaft schuldig: auch Du wirst als Hausfrau mithelfen, daß unsere Jagdgäste nicht im mindesten zu ahnen bekommen, was bei uns unterdessen daheim vorgefallen ist. Der junge Monsieur ist für unbestimmte Zeit auf Studienreisen gegangen! Mit diesem Pretext sind alle skandalsüchtigen Mäuler gestopft. So triff nun auch Du

Deine Arrangements als Burgfrau, wie ich als Jagdherr! Und jetzt von diesem ungerathenen Jungen kein Wort mehr! — Nun, Gabriele, hast Du vielleicht jetzt wieder etwas einzuwenden? Nach Deiner Miene möchte ich es fast argwöhnen."

„O ja, mein lieber Eberhard, sehr viel habe ich dagegen einzuwenden," erwiderte die Gräfin, die nur mit aller Mühe ihre Fassung bis jetzt bewahren konnte.

„Nun, was, was? Heraus damit!" polterte der Graf, auf den Boden stampfend.

Mit um so größerer Ruhe jedoch erwiderte sie:

„Eberhard! Jedes Opfer, das mit meiner Frauenwürde, dem Recht und der Wahrheit zu vereinigen ist, bin ich bereit, Dir zu bringen. Zur Heuchelei jedoch wirst Du mich nie, niemals bewegen! Mit fröhlichem Gesichte soll ich Deine Jagdgäste bewirthen, während das allertiefste Leid mein Herz beschwert? Nein, in solch' unwürdiger Komödie werde ich nie und nimmer eine Rolle übernehmen. Gut denn, Eberhard! Du zählst zu dem starken Geschlecht, und gar noch zu dem der erzgepanzerten Männer, wie Du Dich erst vorhin gerühmt! So halte Du denn Deine Jagden ab, während Dein Zorn unseren Sohn draußen zum verwundeten Wilde macht! Mich aber, die Mutter, laß jetzt der Schwäche meines Frauengeschlechtes rühmen und mich unterdessen auf unser einsames Monrepos, den Wartenbergischen Wittwensitz, zurückziehen! Dort will ich weinen und beten, auch für Dich, mein Eberhard! damit, wenn Dein Halali durch unsere Wälder gellt, wie eine Verhöhnung meines Mutterschmerzes, damit meine Thränen und Gebete dann ein wenig den Frevel sühnen helfen, den Du in diesen Tagen der Trauer unseres

Hauses begehst! Uebe Du in fröhlicher Jagdlust, wenn Du's kannst, Dein Vaterrecht aus! Ich thue, was mir als Mutter geziemt. — Schreibe Du an Erich in Deinem Sinn, ich werde es in dem meinigen thun. Und noch heute fahre ich nach meiner Einsiedelei von Monrepos, obgleich ich auch dort keine Ruhe finden werde."

Der Majoratsherr stand danach buchstäblich wie erstarrt vor ihr. Man sah's seinen Zügen, seinen Augen an: der lichte Engel des Friedens und der Versöhnung kämpfte jetzt in ihm mit dem Dämon unnachgiebigen Starrsinns. Aber nur ein paar Sekunden verflogen, und die nächtigen Schwingen des einen hatten die glänzenden des anderen überwältigt. Alles flüchtige Licht war aus dem Antlitz des Grafen gewichen, tiefe Schatten lagerten sich über sein Auge, und er sprach mit dumpfer Stimme:

„So sei's, wie Du gesagt! Geh' denn auch Du noch fort von mir! Ein Mann meines Schlages ändert seine Meinung nicht im Handumdrehen." Dann fuhr er in bitterem Tone fort:

„Also noch ein neuer Skandal zu dem alten! Ja, es wird sich ganz prächtig ausnehmen, wenn meine Gäste kommen und die Hausfrau ist davongegangen! Aber was thut's? Auch dies wird sich ja mit Klugheit arrangiren und auch maskiren lassen."

„O jawohl, lieber Eberhard, ganz gut," erwiderte die Gräfin mit verhaltener Verzweiflung. „Unsere Elsa ist ja nun alt genug, um meine Hausfrauenstelle zu vertreten, und von mir sagst Du eben Deinen Gästen, daß ich plötzlich krank geworden sei; dann lügst Du nicht einmal! Siehst Du wohl, es läßt sich ganz prächtig arrangiren."

Dann aber schlug ihr herber Ton wieder in einen weichen um, und sie sprach:

„Sollte jedoch, während Du hier ohne mich bist, vielleicht eine geheime Stimme, mächtiger als die meine, zu Dir reden, bittend und mahnend: o dann, mein lieber Eberhard, höre recht andächtig auf sie! denn sie kommt von Gott. Und dann laß auch die Stimme dieser irdischen Blätter hier, die Du erst zerknittert und zerstampft, mit jener anderen himmlischen in Dir zusammenklingen! Und vielleicht dankst Du mir's doch noch auf dem Todtenbette, daß ich sie ruhig wieder aufgehoben! Sieh' her, mein Lieber, hier sind sie!"

Sie nahm sie vom Seitentische hinweg, legte sie ihm in die Hand, die sie krampfhaft umschloß, und fuhr dann fort:

„Bewahre sie ja recht sorglich auf! Vielleicht holst Du sie noch hervor in stiller Nacht, wenn die Sterne scheinen! Und auch Dein Herz wird wieder ein Sternenhimmel werden voll Klarheit und Frieden." —

Der Majoratsherr hielt die Briefbogen noch immer wie mechanisch in der Faust. Mit einem einfach herzlichen: „Guten Morgen, lieber Eberhard!" verließ die Gräfin dann voll ruhiger Würde das Zimmer. Der erzgewappnete Mann jedoch brach jetzt trotz all' seiner Hünenkraft auf dem Stuhle zusammen.

* * *

So unnatürlich der Entschluß der Gräfin, sich gerade jetzt von ihrem Gemahl zu trennen, auch genannt werden mochte: sie selber dachte doch nicht im Ernste daran, ihr Wort nun auch wirklich zur That zu machen. Sicher hoffte sie darauf, der Graf würde noch im Laufe des Tages von

seinen beabsichtigten Jagdeinladungen abstehen. Aber der halsstarrige Mann war zu ihrer tiefsten Betrübniß schon den ganzen Morgen mit dem Forstmeister beschäftigt, die Listen der Jagdgäste zu entwerfen. Hätte er doch durch irgend welche Nachgiebigkeit geglaubt, seine Manneswürde vor ihr verscherzt zu haben! Er hatte ganz im Gegentheil nach dem recht trübseligen Mittagessen sie gleichgültig gefragt: wann sie abfahren, und wie lange sie wohl ausbleiben würde, als handle es sich blos um einen harmlosen, kleinen Ausflug, und nicht um eine tiefernste Scene in dieser Tragödie des eigenen Hauses.

Was war darum der armen Frau übrig geblieben, als auch ihr nun einmal ausgesprochenes Wort zur Ausführung zu bringen, wenn sie nicht sofort alle Waffen vor ihm strecken wollte?

Aber — das war ihr felsenfester Glaube — nur diese einzige Nacht würde sie ihrem Hause fern bleiben, denn sie konnte sich's gar nicht anders denken, als daß der Graf selber sie dann schon am anderen Morgen persönlich wieder heimholen, und alle Anordnungen für die Jagden rückgängig machen würde. Und diese einzige Nacht, die sie fern von ihm verleben sollte, genügte ja vielleicht, daß er durch den ruhigen Einblick in Erich's und ihren Brief auch zu einem gerechteren und milderen Urtheil kommen würde. Und so wollte sie denn auch gern diese Nacht außer deren Hause zum Opfer dafür bringen, damit aus deren dunklen Schooße vielleicht das Licht des Friedens hervorleuchte.

Auch der lieben Elsa, die höchst verwundert von der plötzlichen Abreise der Mutter hörte, war der Abschied dadurch nicht zu schwer gemacht, daß diese sie mit der Ver-

sicherung tröstete, schon nach ein paar Tagen zurückzukehren, sobald ihre kranken Nerven in der kräftigen Waldluft etwas gestärkt sein würden. Ueberdies lag auch für die zukünftige junge Frau, die sich schon seit ihrer Verlobung mit allem Eifer ihren hauswirthschaftlichen Vorstudien hingab, ein besonderer Reiz in dem Gedanken, nun während dieser Zeit in eigener Person das Hauswesen führen, und dem mütterlichen Vorbilde gewiß alle Ehre machen zu dürfen. Von den Jagden selber sprach die Mutter gar nichts zu ihr, weil sie überhaupt nicht daran glaubte, und sie auch das harmlose Kind nicht ohne Noth in das traurige Familiengeheimniß einweihen wollte.

Und so stieg die edle Frau noch vor der Dämmerung, wieder nur im Geleit ihres treuen Stephan, in den Wagen, an dessen Schlage der Majoratsherr ihr mit einem Gemisch von Schmerz und Scham, aber im alten Starrsinne, schweigend die Hand gab, während Elsa mit ihren lustigen Scherzen über ihre nunmehrige Hausfrauenwürde diesem seltsamen Abschied den düsteren Ernst benahm, ohne zu ahnen, welche Wohlthat sie dadurch der Mutter erwies.

Noch hielt sich die Gräfin gefaßt, so lange menschliche Blicke auf sie gerichtet waren. Als sie aber draußen im Park nur das Himmelsauge der untergehenden Sonne vor sich sah, sank sie in den Wagen zurück und weinte nicht minder bitterlich, als wie damals, da sie vor zwei Jahren mit dem gleichen Begleiter nach Frankreich von hier ausgefahren war. —

Schon eine Stunde zuvor war der andere alte Kammerdiener Joseph mit dem Abendzuge wieder heimgeeilt und hielt als unbewußter Hiobsbote in seiner Rocktasche zwei Briefe

geborgen. Von diesen lautete der eine, vom väterlichen Zorn geschriebene:

„Zur Antwort.

Kehre augenblicklich hierher zurück, um von Deinem Wahnwitze zu genesen, oder mein Haus und Herz bleibt Dir für immer verschlossen.

Dein Vater."

Und der andere, vom Geist der Mutterliebe diktirte:

„Ach, mein liebster Erich, und von jeher schon Kind meiner Schmerzen und Sorgen! Was soll ich Dir zum Troste sagen? Noch bin ich völlig machtlos gegen den lieben Vater, der schwer Dir zürnt. Und doch, auch er ist ja in seinem besten Rechte, und Dein Verlangen ist allzu riesengroß. Denke Dich nur einmal so recht in seine Lage, seine Anschauungen und Hoffnungen auf Dich als seinen Majoratserben! Ich weiß darum wahrhaftig nicht, wen ich mehr bedauern soll: Dich oder den armen Vater? Was frommte Dir jedoch nun mein mütterlicher Segen, wenn der des Vaters und Familienhauptes Dir fehlt? O, darum beschwöre ich Dich bei all' Deiner Kindesliebe: entsage, wie Margarethe selber Dich darum schon so hochherzig gebeten! Nur jetzt entsage! Gott mag's wissen, ob dann auch für immer. Aber, hast Du Deine Mutter so lieb, wie sie Dich, dann kehre zu uns zurück, wenn ich Dich rufe! Daß Du jetzt schon heimkommst, könnte ich selber Dir nicht rathen. Dein Begegnen mit dem Vater wäre noch allzu peinlich und gefährlich. Sein Herz muß erst etwas in Ruhe kommen. Es ist ja doch so edel und gut im innersten Grunde. Und so bleib' in Gottesnamen noch eine Woche im Sterbehause der seligen Tante! Auch Dir wird diese Einsamkeit wohl=

thun und gar vieles in Dir abklären. Aber dann sei meines Rufes gewärtig! Auch ich, weiß es Gott, leide schmerzlich um Deinetwillen. Drum thu' auch das Deinige mir zu lieb! Ich hatte heute eine unsäglich schwere Kampfesstunde mit dem armen Vater. Mich sehnt nach Ruhe, drum fahr' ich noch heute nach dem stillen Monrepos, indeß der Vater seine Jagden abhalten will, wenn er es vermag, aber ich glaube nicht daran.

Hast Du mir in diesen Tagen etwas zu schreiben, dann weißt Du, wo Dein Wort mich heimlich und sicher treffen kann, am besten durch den treuen Bergdirektor. Und so küsse ich Dich unter heißen Thränen und schließe Dich an mein angst- und gramvoll klopfendes Herz. Bleibe brav und Deinen Eltern gehorsam, als unser guter, edler Sohn! Mit Gottes Hilfe wird Alles noch gut werden, wenn nur auch wir in geduldiger Liebe ehrlich zusammen helfen, und nur das Rechte, Gottgefällige wollen.

Lebe wohl und sei nicht allzu traurig! Auch ich will mir darum Mühe geben.

Deine schwer besorgte, treue Mutter."

* * *

Schon zwei Tage weilte die Gräfin in Monrepos. Es war ein, im vorigen Jahrhundert erbautes kleineres, im Rococostil gehaltenes Lustschloß mitten auf einer waldumsäumten Haidefläche. Das unterste Stockwerk bewohnte der Forstverwalter mit seiner jungen Frau Helene, die einst als Vorgängerin jenes Fräuleins von Gillen die von Elsa noch heute geliebte Gouvernante gewesen. Drum konnte auch die

Gräfin von vornherein der sorglichsten Verpflegung sicher sein, und es waren wahre Festtage für diese Familie, ihre Herrin mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit leiblich gut zu versorgen. Hätte sie nur auch ihrem Herzen Gleiches erweisen können! Aber dieses ward gerade in der Waldeinsamkeit, wo es auszuruhen hoffen durfte, von Stunde zu Stunde nur immer ruheloser, und die melancholische Stimmung, die ohnedem schon über der ganzen Landschaft lag, ward immer mehr die elegische Genossin der Gräfin.

Was frommte ihr denn auch die, sie Anfangs so hoch erfreuende Kunde, daß, wie ihr der Forstverwalter sagte, alle schon ergangenen Jagdeinladungen plötzlich wieder zurückgenommen worden? Sie harrte ja dennoch umsonst nach dem erlösenden Worte des Gatten, das sie wieder heimrufen sollte. Wenn sie nur von ferne die Räder eines Holzfuhrwerkes den Wald durchknarren hörte, hoffte sie stets, daß der Graf selber sie nun heimzuholen käme; aber jedesmal war es eine schmerzliche Täuschung.

Das tägliche liebe Briefchen Elsa's, das ihr vor der Dämmerung wie ein trauliches „Gute Nacht“ von der Botenfrau überbracht wurde, enthielt zwar herzliche Wünsche für die Genesung und sehnsuchtsvolle Fragen nach der Wiederkehr. Vom Vater hingegen wußte die Tochter jetzt schon zweimal nur das Eine zu berichten, daß er tief verstimmt sei, oft für den ganzen Tag in den Wald hinausreite, um erst in der Nacht heimzukehren; und doch führe sie den Haushalt sehr geschickt und versuche auch Alles, um den armen Vater etwas aufzuheitern, aber immer vergeblich.

„Ach, mein herziges Mütterchen, was ist das nur?“ schloß ihr heutiger Brief. „Ich habe oft eine solche Angst

in mir, Du kannst es gar nicht glauben! Und doch weiß ich nicht, warum? Ist wohl mit dem lieben Erich etwas vorgefallen, und warum kommt er denn jetzt nicht heim? O Du hast mir gewiß etwas verheimlicht, irgend einen schweren Kummer, der Dich so krank gemacht hat. Aber ach, warum, wenn es so ist, verheimlichst Du mir's? Bin ich denn jetzt nicht schon alt genug, um Dich trösten zu können? — Ja, und denke Dir nur! Heute Nacht stand ich an unserem See, es war ein schweres Gewitter und — o, welch' ein häßlicher Traum! — da stieß der liebe Papa den armen Erich in's Wasser, Du aber stürztest ihm nach! Ich schrie und schrie, brachte jedoch gar keinen Ton heraus, und ganz entsetzt fuhr ich auf.

Aber nein, gewiß, lieb Mütterchen, nicht wahr, das Alles kann ja ganz unmöglich einmal wahr werden, sondern war nur ein recht garstiger Traum! O, wenn Du doch wieder bei uns wärest! Mir thut das Herz um Dich gar so weh. Aber am Sonntag kommst Du doch gewiß zurück? O Du liebes, armes Mütterchen, wüßte ich doch nur, wie ich Dir helfen könnte! Sind Deine Nerven denn noch immer nicht besser? O diese bösen Nerven!“ —

Und wie's schon oft so geht im Leben, daß, wenn auch der Leidenskelch schon bis zum Rande gefüllt ist, die Hand des Schicksals zu stets neuem Ueberlaufen doch immer noch herbere Wermuthtropfen nachgießt, so ging es auch heute.

Kaum hatte die Gräfin unter hellen Thränen Elsa's kindlichen, wehmüthigen Brief gelesen, da kam — sie erkannte ihn schon von weitem aus dem Fenster — der Bergamtsdiener über die Haide gegangen. O gewiß, der bringt Nachricht von Erich! Und seine Ankunft gar nicht ab-

wartend, eilte sie ihm in's Freie entgegen, nahm den Brief, den er wirklich bei sich hatte, ihm hastig ab und, noch zwischen Ginstersträuchern stehend, verschlangen ihre Augen Zeile um Zeile, wie ein halb Verdürstender einen Trunk Wasser, aber welch' tödtlicher Trunk war das!

„Liebste, engelsgute Mutter!

Erschrick nicht allzusehr! Bis Du diese Zeilen liesest, bin ich schon auf dem Wege nach England.

Ach, Dein eigener Brief, den ich zuerst las, war ja wie ein Wundenbalsam für mein schwerkrankes Herz, aber das Wort des Vaters, das stach mir's wieder mittendurch. O, weißt Du's, was er mir schrieb? Wahnwitz schilt er meine heilige Liebe, Wahnwitz all' mein Sehnen nach Glück! Nein, nein, ganz unmöglich! Ich kann so nicht heimkommen, nicht jetzt und nicht in acht Tagen! Darf ich mich wie einen unwürdigen, entarteten Buben mißhandeln lassen? Bin ich nicht auch schon ein erwachsener Mann, der von Jugend auf nach den höchsten Zielen des Lebens gerungen, wenn ich auch immer noch dabei der Sohn meines Vaters bleibe?

Nein, Mutter, ich muß fort, weit fort, wo der für mich tödtliche geistige Ruthenhieb des Vaters mich nicht mehr erreichen kann. Und Klarheit muß es jetzt werden zwischen mir und Margarethe! Eine unwiderrufliche That muß ich zwischen uns schaffen. Die englischen Gesetze machen's ja leicht. Ob mir's aber dennoch bei ihr gelingen wird ohne Euren Segen? Doch wenn nicht, nun dann ein anderes fait accompli! — Nur nicht dieser lebende Tod und nicht dieses erstorbene Leben! Ach, Mutter, Mutter, wenn ich nur Deinen Segen habe! Er wird uns genügen!

Ich schreie nach ihm, verwehr' ihn mir nicht! Fürchte Dich auch nicht vor ihm, denn Du kannst ihn verantworten, wenn auch nicht vor dem Vater, so doch vor Deinem eigenen Herzen und auch vor Deinem Gewissen!

Ach, Mutter, daß ich Dir solchen Schmerz, solche Qual und Beängstigung schaffen muß, ich, dessen Herz nur ein flammender Opferherd voll Liebe für Dich ist! Doch auch den Vater, Gott weiß es, wie ich auch diesen nur lieben und dankbar verehren wollte! Hab' ich aber nicht schon von Kindesbeinen bei ihm mir immer erbetteln müssen, was ich für all' mein Ringen und Sehnen von ihm als Hilfe gebraucht? Ach, er hat mich nie völlig verstanden und auch nie so recht von Herzen geliebt. Und warum nicht? Weil ich keiner von den aristokratischen Dutzendmenschen war, sondern meine eigenen Wege ging. Aber ich will ihm ja dennoch auch für diese mindere Liebe noch von Herzen dankbar sein, und ich will ja dessen treuer Sohn bleiben in alle Zeit. Nur fort muß ich, fort! Es muß zu einem Abschlusse kommen, sonst wird mein Geist noch wirklich von den schwarzen Flügeln des Wahnsinnes überschattet. Wenn ich das Meer nur erst rauschen höre, dann wird mir's leichter sein.

Am 27. Abends bin ich in Cowes auf der Insel Wight. Nur eine Viertelstunde davon, dicht am Meeresstrande, wohnt jetzt Margarethe. Vom Testamentsvollstrecker der Tante Clemence habe ich, ohne danach zu fragen, ihren Aufenthalt erfahren. War das nicht auch wie ein Wink des Himmels? Zum mindesten war es doch seltsam. Also in Cowes, Hôtel de l'Isle, dahin bitt' ich Dich flehentlichst um Deine Antwort; ist es Dir irgend möglich, durch Telegraph. Ich lechze danach, laß mich nicht verschmachten! Und jetzt lebe

wohl, beste, treueste aller Mütter, verzeihe mir Alles, Alles, und segne Deinen Schmerzens- und Sorgensohn

Erich!"

Mit diesem Brief in der Hand schleppte sich die arme Mutter jetzt nach dem Hause und sank dann völlig erschöpft in ihrem Zimmer auf dem Sopha nieder.

Und wieder las sie Satz um Satz. In welches Meer von Schmerz und Wirrsal ward jetzt ihr Mutterherz versenkt! Und was soll sie nun thun? Hinter dem Rücken des Vaters ihrem fast zur Verzweiflung getriebenen Sohn ihren Muttersegen schicken und sich am Ende mitschuldig machen an einer allenfallsigen heimlichen Ehe mit Margarethe? Aber wird diese denn auch darein einwilligen, oder muß sie nicht zuletzt willenlos dem Ansturme seiner Leidenschaft erliegen?

In bitterlichem Weinen sprach sie dann: „Auch Dir, gleich armes, bedrängtes Geschöpf, thut ja meine rettende Hand so noth! Ach, und Du, Erich, mein Sohn, so wenig hattest Du auf mein Mutterwort geachtet, das Dich so flehentlich zum Entsagen oder doch zum geduldigen Warten gemahnt, so wenig, daß Du nun daran denkst, auch das letzte Band des Gehorsams und der Pietät zwischen Dir und dem Vater gewaltsam zu zerreißen? Hab' ich das um Dich verdient? Und wie soll ich Dich noch fürbittend ferner schützen vor dem dreimal verdienten väterlichen Zorn, ja sogar vor dessen Fluch?"

O grausamer Zwiespalt, vom namenlos geliebten Sohn ihrem Herzen bereitet! Verdient er's denn noch, daß sie um seinetwillen sich opfert? Und doch, und doch — verwehrt sie ihm jetzt den Segen: o Himmel! in dem einzigen Satze

seines Briefes: „Nun dann ein anderes fait accompli!“ was steckt darin, welch' ein Aeußerstes, Entsetzliches, hier und dort nicht wieder gut zu machen? Ist es aber nicht grenzenlos grausam, ja gottlos, die Mutter solch' unglückseliges Ende auch nur ahnen zu lassen?

„Ach, Erich,“ rief sie laut hinaus, „bist Du's jetzt noch werth, daß ich auch Dich nun heimzuholen gehe, wie einst Deinen verlorenen Bruder?“

So stürmte es, wie Meeresbrausen, in ihrem Herzen auf und nieder; bald in dunkler, bald in lichter Welle, und wieder verschlang eine die andere, und hoch über ihrem Haupte zusammen schlug der schäumende Gischt.

„Ich muß hinaus in Gottes freie Luft, hier erdrückt sie mich!“ — Sie sprang auf und wankte hinab und hinaus wieder auf die dämmernde Haide.

Und mit zum Himmel gerichteten Blicken und Armen rief sie hinauf:

„Heiliger, barmherziger Gott da droben, wende Dein Antlitz auf mich ärmste der Mütter! Mein Kopf ist wirr und Deine ewigen Gesetze reichen nicht mehr aus, um mir den richtigen Weg zu zeigen. Was hilft jetzt noch mein geschriebenes Wort? Erleuchte Du mich, Allweiser, und thu' mir's kund: was soll ich thun oder lassen? Soll ich zum Vater halten oder zum Sohne? Soll ich ihn preisgeben seinem selbstgeschaffenen Wirrsal oder soll ich ihm nachfahren auch durch das wildeste, finsterste Meer im Rettungsboote und mit dem Lichte der Mutterliebe?“

Lange starrte sie so hinauf zu dem vom Herbstabendwinde hingejagten Gewölk, als wollte sie darin in flammender Schrift die himmlische Antwort abwarten.

Die Dämmerung brach mit Macht herein. Die Forstverwalterin, die vom Fenster aus ihre Herrin barhäuptig auf der Haide stehen und ihr Kleid im Winde flattern sah, getraute sich nicht, sie vor der Nachtluft warnend, hereinzubitten. Bange Gedanken über ein schweres heimliches Leid im Wartenbergischen Schloß waren ihr schon bei der räthselhaften Ankunft der bleichen Gräfin aufgestiegen. Jetzt mußte sie erst recht bei deren Anblick daran glauben.

Und siehe, jetzt hält sie die Hände himmelwärts! Bedeutet das Freude oder Leid?

Nein, nur überirdische Freude der Erlösung war's. Zwar sah sie nicht die erflehte Flammenschrift im finsteren Gewölk, aber zutiefst in ihrer Seele spürte sie mächtig den Geist der Mutterliebe wehen. Und rauschte es jetzt nicht wie unsichtbare Engelsschwingen über die abendliche Haide? Alles Dunkel ward plötzlich Licht in ihr und triumphirend rief sie:

„Ja, nun weiß ich, was ich muß! Ich komme, mein Sohn! Ich komme, Margarethe!"

In siegesfreudiger Stimmung trat sie den Rückweg durch die Dämmerung an. Voll namenloser Hast und Erregtheit schrieb sie dann noch dem Grafen ihren, ihm wohl vorerst unglaublich klingenden Entschluß. Ihr Herzblut war die Tinte dazu. Jede vorherige Anfrage bei ihm mußte ihr ja sinnlos erscheinen. Nur die vollendete That konnte hier noch helfen und retten. Auch Erich's erschütternden Brief legte sie bei. Ob das gut oder schlecht, thöricht oder weise war, was lag ihr noch daran?

Die Amtskasse des Forstverwalters schoß ihr das nöthige Reisegeld vor, und in längstens einer Woche wollte sie wieder daheim sein. Ob mit dem Sohn, ob ohne ihn? Wie

wußte sie das und wer Anderer wollte ihr's prophezeien? Nur das einzige Ziel stand klar vor ihren Augen: Alles, Alles, nur keine heimliche Ehe! Denn dann war auch beim Vater Alles verloren.

Kaum eine Stunde darauf, es war schon finstere Nacht, schwankte waldeinwärts zur nächsten, von Wartenberg weit abgelegenen Bahnstation eine leichte Jagdkalesche. Fröstelnd in ihren Herbstmantel gehüllt, saß darin die gräfliche Frau, auf dem Bocke, neben dem Kutscher, der alte treue Stephan.

Sie zogen mit einander, wie vor bald zwei Jahren, zum zweiten Male jetzt in das weite fremde Land hinaus, und noch über's Meer hinüber, auf die gleiche Suche nach dem andern, wenn auch nicht sterbenden, doch gleich verirrten und ihres Mutterherzens gleich bedürftigen Sohne.





Viertes Kapitel.

Auf der Insel Wight.

Als daheim ich fortgezogen
Vor der Lieb' auf scheuer Flucht:
Wie hatt' ich mein Herz betrogen,
Da's den Frieden hier gesucht!
Nur den Grüßen wollt' ich lauschen,
Die der Freund der Freundin bringt:
Ach, und jetzt nur Liebe klingt,
Hör' ich hier die Meerfluth rauschen.

Nicht, wie mildes Licht der Sterne,
Rein, wie Frühlingssonnengluth —
Solche Liebe nur von ferne
Braust mir zu die mächt'ge Fluth.
Wer will auch sein Herz betrügen?
Ob die Woge steigt, ob fällt:
Hoch von Liebe bleibt's geschwellt,
Und zur Ruhe bringt's kein Lügen.

O, wie soll's noch mit mir enden?
Denn so bleiben kann es nicht,
Und mit aufgehob'nen Händen
Ring' ich oft um Ruh' und Licht.
Hätt' ich ihn doch nie gesehen!
Ach, und doch, da ich ihn sah,
Wie mir auch drum Leid's geschah:
Segn' ich's, daß es so geschehen.

Wird sich diese Nacht noch lichten?
Ach nein, nie! sie bleibt mir Nacht.
Doch möcht' ich nicht drauf verzichten,
Wie sie auch mich elend macht.
Müßt ihr Wogen auch zerstieben,
Die ihr mir von Liebe rauscht:
Selig doch mein Herz euch lauscht.
Lieber leiden, als nicht lieben! —

Die Stimmung dieser, erst gestern Nacht niedergeschriebenen Verse klang noch im Herzen Margarethens nach, als sie eben jetzt, spät Nachmittags in ihrer Erholungsstunde, längs des Seestrandes auf- und niederging, ganz einsam zwischen Bäumen und Buschwerk. Kaum hundert Schritte davon lag das Pensionat, ein noch neuer Bau im gothischen Stil mitten in einem Ziergarten, so recht das Bild idyllischen, weltentrückten Friedens.

Ja, wer im eigenen Innern diesen schon hierher mitgebracht, der könnte gewiß ihn auch hier sich erhalten. Die ganze Natur stimmte hierzu. Die Großartigkeit des ewig ab- und zufluthenden Meeres halfen über jede allzu kleinliche Sorge hinweg und seine Weisen, gleich majestätischem Choral, durchschauerten die Seele mit immer neuen erhabenen Gedanken.

Wie wäre nun erst Margarethens Herz und Geist dazu angethan gewesen, sich mit dieser hehren Natur Eins zu fühlen! Auch im Pensionat hätte ihr's recht behaglich sein können, denn schon ihr kurzes Hiersein genügte, um ihr, von der Directrice bis herab zur jüngsten Schülerin, die Herzen zu gewinnen. Ihr liebes, bescheidenes Wesen mit dem elegischen Zug im etwas bleichen Gesichte machte sie Allen sogleich sympathisch. Und wenn sie des Abends in freiem Phantasieren ihr Herz ergoß, hörten gern ihre Schülerinnen voll Andacht zu, ohne zu ahnen, was ihr Spiel sagen wollte. Und doch auch hier konnte sie den Frieden nicht finden.

Jetzt setzte sie sich auf eine Ruhebank, die von zwei Buchen umrahmt war. Und welche Gedanken und Fragen durchzogen auch heute wieder ihre Seele! Wird Erich nun wirklich schon mit der Prinzessin verlobt und ihr eigenes Bild in ihm zerronnen und vergessen sein? Um seinetwegen möchte sie's ja gerne wünschen, und dennoch war ihr's ganz unmöglich, daran zu glauben. Dann gedachte sie wieder des gestrigen Briefes der Mutter, der ihr das seltsame, ergreifende Leichenbegängniß der ehrwürdigen Gräfin Clemence beschrieben. Und „ach," seufzte sie jetzt, „wenn auch ich einst mit ihm auf solch' einsamem Dorfkirchhofe wenigstens im selben Grabe vereint ruhen dürfte! Im Leben kann ich ihn ja doch nie und nimmer besitzen."

Da, mitten in ihrem elegischen Sinnen, tauchte in ihrem Rücken die Gestalt eines Mannes auf, die vorsichtig spähend vorwärts schlich. Schon war sie der Bank ganz nahe gekommen, das Rauschen des Meeres aber übertönte jeden Fußtritt. Jetzt wandte sie sich plötzlich — und „Margarethe!" klang's wie der Ton einer Geisterstimme.

Ein einziger Blick! ein Aufschrei! und sie sank wie leblos in die Lehne der Bank zurück.

Mit zitternden Händen griff jetzt Erich nach ihren Schultern, um sie wieder zum Bewußtsein aufzurütteln, und ungestüm, mit dem brausenden Meer um die Wette, rief er sie an:

„Margarethe! Ich bin's, Dein Erich, kein Geist! Komm zu Dir! Sieh' mich doch an, berühre mich! Fleisch und Blut bin ich! Erkennst Du mich denn nicht mehr?"

Ja, ja, das war seine Stimme, die sie auch noch aus dem Tod erwecken könnte! Und die Augen schlug sie wieder auf, starrte groß und vergeistert ihn an, als ob er doch nur ein Schemen wäre, und von Angst durchrieselt fragte sie: „Erich — Herr Graf! — Was wollen Sie hier, und wie haben Sie mich hier finden können?"

„Was ich hier will?" rief er mit gleicher Leidenschaft und faßte sie bei beiden Händen. „Bist Du mir nicht entflohen, Margarethe, und mußte ich Dich nicht hier suchen kommen? Ja, siehst Du? trotz all' Deinem Verschweigen fand ich Dich doch. Der Himmel hat mir's verrathen, wo Du bist!"

Von seinen Händen machte sie sich gewaltsam los, erhob sich in ihrer vollen jungfräulichen Würde und in schmerzlichem Tone fragte sie ihn: „Haben Sie meinen letzten Abschiedsgruß nicht gelesen?"

„Ja, ja," betheuerte Erich in fliegender Hast. „Aber was soll er mir? Schöne, rührende Verse! Du bist ja darin Meisterin! Doch den Brand in meinem Herzen löschten sie dennoch nicht aus, nein, nur noch mächtiger fachten sie ihn an. O Margarethe, belüge Dich nicht! Auch Du selber

glaubst nicht daran, nur meine Freundin sein zu wollen! Ha, in unserer Jugend auch nur kühle, besonnene Freundschaft! O dieses Truges! Solche zwei Herzen, wie die unserigen, können nur glühend lieben, und müßten sie sich auch verzehren darüber. Ja, selbst Deine jetzige Angst vor mir ist ja nur Liebe. An Deinem Auge seh' ich es, und ich spür's an Deinem hochklopfenden Herzen. Was willst Du mir's leugnen, Margarethe? Es ist nun einmal so, und wir können nicht anders."

Aber noch immer mit dem gleich angstvollen Blick starrte sie ihn schweigend an, und in weiterem Wortterguß, der Meeresbrandung vergleichbar, überhastete er sich:

„Ich bin unterdessen völlig selbstständig geworden, Margarethe! Tante Clemence hat mich zum Universalerben eingesetzt, auf mein Majoratserbrecht verzicht' ich, und o, um Deinetwillen wie leicht und gern! Professor will ich werden, hier oder daheim, wo Du nur willst! O, nur jetzt sage Ja dazu und ich führe Dich zum Altar, gleich hier in England. Hier geht es ja leicht. Ist Dir das Alles noch nicht genug oder widerstrebst Du mir noch immer? Nein, nein, Du kannst gar nicht anders! Du mußt! Du mußt! Mein warst Du, mein bist Du, und auf ewig mußt Du mein bleiben!"

Und schon wollte er sie umfassen, an's Herz drücken und küssen. Mit aller Gewalt jedoch hielt sie ihn von sich zurück und weinte hinaus:

„O, Herr Graf, sagen Sie jetzt zu mir: stirb, dann rettest Du mich! Und ich bin zum Sterben bereit. Sagen Sie zu mir: geh' als Bettlerin von Land zu Land, denn nur so kannst Du mir das Glück verschaffen! Und ich gehe, dies Glück für Sie zu erbetteln. Nehmen Sie mir Ruhe und

Frieden, bringen Sie mich um mein ehrlich verdientes Brot! Aus Liebe will ich Ihnen Alles vergeben. Nur zwei Schätze lassen Sie mir, die mich auch in meiner Armuth reich machen, ohne die ich nicht leben kann und nicht lieben: meine Ehre und mein gutes Gewissen!“

„Deine Ehre Dir nehmen, Margarethe?“ rief Erich fast beleidigt, „Deine Ehre? Was sinnst Du mir an? Wann hätte ich je an solches Bubenstück gedacht? Und bist Du meine eheliche Frau geworden, habe ich Dir dann Deine Ehre genommen?“

„Um des Himmelswillen, Graf Erich, mißverstehen Sie mich nicht!“ bat Margarethe inständig. Dann aber fragte sie ihn strenge: „Wo ist der Segen Ihres Vaters, Ihrer Mutter? Haben Sie auch diesen mir hierher mitgebracht! O gewiß nicht! sonst schwiegen Sie jetzt nicht davon! Und ach, wär's denn nicht ehrlos von mir: hinter dem Rücken ihrer Eltern Ihre heimliche Frau zu werden und mich wie eine Verworfene in Ihr Haus einzuschwärzen? Wär's nicht treulos und himmelschreiender Undank, Ihre Mutter so schmählich zu hintergehen und das Band der Pietät zwischen Ihnen und Ihrem Vater für immer zu zerreißen? Und habe nicht auch ich eine zärtlich geliebte Mutter, die mich nur segnen kann, wenn erst Ihre eigene mich gesegnet? Soll ich sie vielleicht als heimliche Frau Gräfin in's Grab stoßen? Nein, Graf Erich! Haben Sie Erbarmen mit mir! Lieber elend an meiner Liebe zu Grunde gehen! Nur nicht die Schuld und Schmach einer heimlichen Ehe! — Ich kann nicht, ich darf nicht!“ —

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm da. Und jetzt auf einmal durchzuckte ihn die bitterste Reue darüber, daß er

in solch' sinnloser Ungeduld hierhergestürzt, ohne erst die Antwort seiner Mutter abgewartet zu haben. War er aber nicht schon ganz verzweifelt über das Ausbleiben jeder Nachricht? Hatte er in seinem stürmischen Verlangen nicht gehofft, daß der elektrische Blitz den mütterlichen Segen noch vor seiner Ankunft hierher vorausgesendet hätte? Und ward er nicht hierher getrieben, wie von einer inneren, unwiderstehlichen Macht?

Jetzt stand er da, der sonst so selbstbewußte ritterliche Mann, beschämt, wie gebrochen. Und doch war Margarethe durch ihre heroische Weigerung noch unendlich vor ihm gewachsen. Noch unüberwindlicher, als je zuvor, war sein Entschluß geworden, sie für immer zu besitzen oder gleichfalls unterzugehen. Und sich zur möglichsten Ruhe zwingend, sprach er jetzt zu ihr:

„Margarethe, wär's möglich, daß ich noch heißer Dich liebte, als schon zuvor, dann hätte gerade Deine Weigerung das an mir zu Stande gebracht. Gut denn! so verlass' ich Dich jetzt und dringe nicht weiter in Dich. Aber, glaube mir's, früh oder spät komm' ich wieder und bringe Dir dann auch als meiner rechtmäßigen Braut den Segen meiner Eltern mit, oder als Geist komm' ich zu Dir, um Dich wo anders hin heimzuholen. Belächle mich nicht darum! Ich bin kein großsprecherischer Romanheld, sondern ein ernster, wenn auch heißblütiger Mann, und ich werde Wort halten, so oder anders, darauf verlaß Dich!"

Wie weich und doch so stürmisch klang nun noch seine letzte Bitte:

„Nur Eines, Eines gieb mir jetzt noch auf den Heimweg mit, Eines, was doch auch Du selbst weder ehr- noch ge-

wissenlos nennen kannst — nur ein Zeichen, daß Du mir vergiebst und mich dennoch in alle Ewigkeit lieb haben willst! Nur einen einzigen freiwilligen Kuß!"

Wortlos sank ihr Haupt an das seine zu diesem einzigen, herzinnigsten Kuß. Auch sie konnte jetzt nicht anders.

Dann ließ er sie los, drückte ihr noch einmal stumm die Hand und stürzte hinweg.

Sie selber brach schluchzend auf der Bank zusammen und barg ihr Gesicht in die Hände.

Arme Margarethe, armer Erich! Wie gut war's doch, daß das Meer so mächtig gebraust und auch die stärksten ihrer Worte noch übertönt hatte!

* * *

Beschämt und zerknirscht eilte nun Erich wieder die kurze Wegstrecke längs des Strandes nach Cowes zurück. Ihm war's, als ob das ganze Meer brausend hinter ihm hergefluthet käme. Dort angelangt, rief er dem, eben unterm Thore stehenden Portier des Hôtels entgegen:

„Noch immer kein Brief für mich da? Auch kein Telegramm? Gar nichts?"

„Nein, Herr Graf," erwiderte der Gefragte phlegmatisch, setzte aber dann, wie sich erst besinnend, hinzu:

„Doch richtig, eine Dame ist vor einer halben Stunde hier angekommen, die dringend nach Ihnen gefragt hat."

„Eine Dame?" fragte Erich, wie plötzlich erstarrt. „Wer ist, wie heißt sie? Jung oder alt?"

„Ziemlich alt, aber sehr distinguirt," war die gleich lakonische Antwort, „hat auch einen alten Diener bei sich. Doch sehen Sie, Herr Graf, hier kommt eben der Zimmer-

kellner mit dem Fremdenbuche die Treppe herab; vielleicht hat sich die Dame schon eingeschrieben."

Ueberhastig riß Erich dem herabsteigenden Kellner das Buch aus der Hand. Mit einem verschlingenden Blicke starrte er auf den zuletzt eingeschriebenen Namen. Er lautete: „La comtesse de Wartenberg."

Laut aufschreien hätte er jetzt mögen, aber mit all' seiner Kraft nahm er sich zusammen und fragte nur noch:

„Welches Zimmer bewohnt diese Dame?"

„Nummer zweiunddreißig, über einer Treppe den Salon," gab der Kellner Bescheid. „Die Frau Gräfin hat sogleich bei ihrer Ankunft sehr dringend nach dem Herrn Grafen gefragt; ist wohl die Frau Mutter. Doch eben schläft sie ein wenig. Sie kam sehr ermüdet hier an. Oder soll ich hinaufgehen und Sie ihr melden?"

„Nein, um Gotteswillen nicht; aber führen Sie mich sogleich zu ihrem Diener!"

Erich ging mit gepreßtem Herzen dem Kellner nach und hatte nur den einen Gedanken: „Gott, meine arme Mutter! Bis über's Meer habe ich sie hierher getrieben und ist ihre Liebe mir nachgegangen! — Warum sucht sie mich hier?"

Keine Minute verstrich, und er stand im Zimmer des alten Stephan, der, durch's Anklopfen aus seinem Halbschlummer aufgeschreckt, völlig angekleidet von seinem Bette jählings aufsprang mit dem freudigsten Ausrufe: „Gelobt sei Gott, gnädiger Herr, daß wir Sie jetzt hier gefunden haben!"

Heiße Thränen entstürzten seinen ehrlichen Augen, und es hätte nicht viel gefehlt, da wäre der Alte an Erich's Hals gefallen.

Dieser drückte ihm herzlich die Hände und fragte: „Ach, alter Stephan, wie geht's meiner armen Mutter?"

„Na, na, junger gnädiger Herr," sagte dieser, „es geht ja schon so, wenn's auch freilich eine gar traurige Reise war, fast gerade so traurig, wie die von Anno siebzig in's Franzosenland. Aber Sie sind ja doch noch gesund, und der selige gnädige Graf Kurt lag dort im Sterben. Das macht doch so ein bischen Unterschied aus. Und die gnädigste Frau Mutter sind auch noch so ziemlich bei Kräften. Nur die Ueberfahrt war eben gar schlimm, und darum muß sie jetzt ein wenig ausruhen."

„Gleich nebenan schläft die Gnädigste," fuhr er jetzt mit plötzlich gedämpftem Tone fort. „O, wenn wir sie nur nicht schon aufgeweckt haben! Drum nicht wahr, gnädiger junger Herr, reden wir jetzt recht sachte zusammen! Dieser Schlaf thut der Frau Gräfin jetzt gar noth."

„Gewiß, lieber Alter, ganz leise," hauchte nurmehr jetzt Erich, „doch sag' mir nur noch: meinst Du wohl, daß die Mutter recht böse auf mich sei?"

„Ach, böse, gnädiger Herr Graf," tröstete der Alte wieder im Flüsterton, „wo denken Sie hin? Gott bewahre! Wie wäre denn die Gnädigste sonst bis hierher Ihnen nachgereist, so Tag und Nacht ohn' allen Aufenthalt und alle Ruhe? Das kann ja doch nur eine Mutter thun, die ihren Sohn bis zum Sterben lieb hat! Drum seien Sie nur nicht verzagt! Es wird Alles ja noch wieder gut werden!"

Wie ein Lechzender sog Erich diese Trostworte des Alten ein, dann fragte er wieder hastig: „Und weißt Du auch was von meinem Vater."

„Leider Gottes, auch rein gar nichts," entgegnete Stephan

mit bedauerndem Kopfschütteln, „wir sind ja sogleich von Monrepos in derselben Nacht fortgefahren, wie wir Ihren Brief bekommen hatten. Nur die Jagden hatte der gnädige Herr Vater schon dazumal wieder abbestellt. Das weiß ich, sonst aber nichts. Doch ganz gesund war er auch noch, wie wir fortgereist sind. Das hatte die liebe Comtesse Elsa uns immer geschrieben."

Dann schloß er mit einem etwas erzwungenen Humor:

„Na, und die Gesundheit ist doch immer die Hauptsache. Damit kann man schon einen tüchtigen Puff aushalten. Nicht wahr, mein lieber, junger, gnädiger Herr?"

Da plötzlich klang der Ton einer Schelle vom Salon herein. Wie Erich davon zusammenfuhr! Zitternd stand er da, und doch war die Hand, die diese Schelle erklingen ließ, die gütigste Hand seiner eigenen Mutter.

„Sogleich, gnädigste Frau Gräfin," rief Stephan gegen den Salon, fuhr sich noch schnell über sein noch etwas struppiges Haar und seine Kleider, um doch mit Anstand vor seiner Herrin erscheinen zu können. Dann öffnete er leise die nicht abgesperrte Thür zum nebenanstehenden Salon.

Die Gräfin saß eben auf dem freistehenden Sopha. Nur noch ein starrer Blick Erich's! Dem alten Kammerdiener voranstürzend, lag der Sohn mit dem Aufschrei „Mutter, Mutter!" ihr zu Füßen und tief in deren Schooß verbarg er sein Gesicht.

„Ach, Erich, mein Sohn!" rief nun auch sie, neigte sich zu dem vor ihr Hingesunkenen nieder, umfing mit ihren Armen sein Haupt und bedeckte dies zugleich mit Küssen und Thränen. Der Alte schlich ins Nebenzimmer.

Ein paar Sekunden lang ward es jetzt todtenstill im Salon.

Endlich wagte Erich, das Haupt zu erheben, und die Augen zu denen der Mutter aufzuschlagen, und er sprach:

„Ach, Mutter, welch' ein Opfer hast Du mir gebracht! Es drückt mich zu Boden, so schwer will's mir erscheinen. Doch ach, sage mir auch: kommst Du mit Deinem Segen oder mit Deinem Fluche zu mir? Beides nehm' ich voll Ehrfurcht von Dir hin, denn ich bin Dein ungehorsamer Sohn gewesen und habe mehr Deinen Zorn verdient, als Deine Liebe. Ich bekenne meine Schuld vor Dir."

Die Gräfin aber, ohne auf diesen stürmischen Ausbruch zu antworten, zog Erich zu sich herauf, und da er dann neben ihr saß, erwiderte sie, ihre Hände und Augen in den seinigen:

„Ach Erich, noch nicht meinen Segen brachte ich Dir her, aber auch nicht schon meinen Fluch. Weit über Land und Meer trieb mich die Mutterliebe zu Dir her, um Dir vorerst beizustehen mit Rath und Trost. Dann werde ich auch segnen, was ich vor Gott segnen darf, doch fluchen werde ich Dir nie, trotz aller Verirrung, in der Du mein Bitten und Mahnen daheim nicht beachtet hast! Zu gut, mein Sohn, weiß ich ja die Leidenschaft der Jugend von der Bedächtigkeit des Alters zu unterscheiden. Und selbst in Deiner Schuld noch erkenne ich soviel Hohes und Edles, daß ich sie Dir nur verzeihen kann."

Als hätte jetzt ein überirdisches Wesen zu ihm gesprochen, so andächtig belauschte er jedes ihrer Worte, dann rang sich aus der Tiefe seines Herzens die neue bange Frage hervor:

„Aber segnen, Mutter, könntest Du mich nicht! Nur mir verzeihen?"

„Du fragst mich darum zu frühe, mein Sohn!" wehrte

sie noch immer gleich milden Tones ab. „Erst sage Du mir das Eine: warst Du schon bei Margarethe, und, wenn das so ist, wie mir ahnt, wie weit kamst Du mit ihr? Darauf antworte mir ritterlich und wahr, wie Du immer gegen mich gewesen, dann will auch ich als Mutter Dir auf Deine Frage Bescheid sagen."

In sprudelndem Wortstrome begann nun Erich ihr Alles und Alles, auch jedes von ihm und Margarethe erst vor einer Stunde gesprochene Wort, zu berichten, völlig wahrhaft und unverhüllt. Und die Mutter sprach in gehobenem Tone:

„Nun wohl, mein lieber Erich, so sage ich Dir gleich offen: ich als Deine Mutter segne Deine Liebe zu Margarethe, denn sie hat es um mich verdient."

„Mutter!" schrie er jetzt auf, und ein langer inbrünstiger Kuß erstickte jedes weitere Wort.

„Aber, mein lieber Sohn," fuhr sie nun fort, da er wieder ruhig vor ihr saß, „was nützt Dir und ihr mein alleiniger Segen, wenn Ihr den anderen des lieben Vaters noch entbehren müßt?"

Schmerzlich zuckte jetzt Erich zusammen, und dumpf sprach er vor sich hin: „Ach ja, mein Vater, mein Vater!"

„Doch sei ruhig, verzage nicht, lieber Sohn!" tröstete sie ihn wieder, „Alles nehm' ich auf mich, alle Schuld und auch alle Verantwortung vor dem Vater. Zwar weiß ich's im Voraus: noch viel schweren Kampf, viel Herzeleid und Vorwürfe wird es mich bei ihm kosten. Aber ich vertraue darauf: derselbe allmächtige Gott, der mir Kraft und Muth zu dieser weiten Reise gegeben, der wird mich in seiner Barmherzigkeit auch nicht im Stiche lassen, wenn ich mich darum

mühen werde, auch den Segen des Vaters für Euch zu erlangen."

Einen Augenblick hielt sie inne. Statt allen Dankes drückte Erich ihre Hand an die Lippen. Dann sprach er:

„Und was soll ich selber nun thun oder lassen, um für all' diese Liebe mich dankbar zu erweisen?"

„Das ist sehr einfach, mein guter Sohn!" erwiderte die Mutter, „Du fährst noch heute Nacht mit mir zum Vater zurück, und, wie schwer er Dir daheim auch noch zürnen sollte, Du bittest ihn voll aufrichtiger Reue um Verzeihung und wartest es dann voll Geduld und Ergebung ab, bis mir mein Versöhnungswerk daheim gelungen ist! Und wird Dir diese Rückkehr zum Vater auch noch so sauer, bedenke, mein lieber Erich, welch' schweren Kummer Du auch ihm bereitest hast! Willst Du das Alles thun, mein Sohn?"

„O gewiß!" betheuerte Erich. „Alles will ich ja gerne thun. Nur Eines noch, Mutter, laß mich Dich fragen: was soll nun mit Margarethe geschehen? Darf nicht auch sie von Deinem hochherzigen Plane wissen und Deinen Muttersegen schon im Voraus empfangen, oder soll sie in dieser bitteren Qual, in der ich sie heute verlassen, noch länger in's Ungewisse hier fortleben?"

„Auch ganz ungefragt hätte ich Dir das gesagt, lieber Erich, und Dich gewiß nicht ohne diesen Trost mit mir abreisen heißen. Ich werde an Margarethe sogleich ein paar liebe Trostworte schreiben, ihr einen Wagen hinausschicken und sie herzlich bitten, sogleich mich hier besuchen zu wollen, damit ich auch mit ihr Alles in Frieden besprechen kann. Bist Du es so zufrieden?"

„Ach, engelsgute Mutter!“ rief Erich. „Margarethe wird wie im Himmel sein.“

„Und jetzt, Erich,“ fuhr die Mutter sichtlich ermüdet fort, „bitt' ich noch um ein wenig Ruhe. Meine Kräfte sind fast aufgezehrt, und Margarethe soll nur heitere Augen an mir zu sehen bekommen. Doch den Brief an sie will ich noch schnell schreiben.“

Dann rief sie in's Nebenzimmer nach Stephan und dem rasch Hereintretenden befahl sie:

„Bestell' einstweilen einen Wagen und komm' in fünf Minuten wieder zu mir zurück! Dann wirst Du Fräulein Bluhme an dem Dir angegebenen Orte hierher abholen!“

Der alte Stephan entfernte sich.

Die Gräfin schrieb rasch an Margarethe. Als dann der Diener wieder eintrat, um den Brief in Empfang zu nehmen, sank sie auf's Sopha und sie sagte nur noch: „Ach, und jetzt ein wenig schlafen, wie einst auch dazumal mit Deinem todten Bruder im Geleite!“

„O ruhe sanft, beste Mutter,“ sprach Erich, dann zog er sich auf sein Zimmer zurück, um dort sein neues Glück sich völlig auszudenken. Und die todmüde Mutter lehnte sich zum Schlafe zurück.

* * *

Kaum noch eine volle Stunde verlief, da sah Erich auch schon von seinem Eckzimmer, wie der geschlossene Wagen wieder zurückkam. Wird sie auch mitgekommen sein? Fast gar zu eilig wollte ihm die Rückfahrt dünken. Hastig riß er das Fenster auf und bog sich weit von der Brüstung hinaus, um ihre Gestalt darin zu erspähen. Aber umsonst. Der

Glanz der Kutschenscheiben wehrte ihm jeden Einblick. Doch sieh', o Gott sei Dank, winkt jetzt nicht der treue Stephan auf dem Bock ihm gar freudig und verständlich zu? Ja, kein Zweifel mehr! Sie ist gekommen! Soll er jetzt sogleich zu ihrem Willkomm hinunterstürzen? Nein, Ruhe noch und Geduld! Erst muß er die Mutter wecken. Leise trat er in ihr Zimmer, neigte sich über das Sopha, darauf sie noch im Schlafe lag, und glückselig flüsterte er ihr zu: „O Mutter, wach' auf! sie ist da!"

„Wer ist da?" fragte sie noch halb schlaftrunken und befremdet sich umschauend: „Und wo bin ich denn nur?"

„Bei mir bist Du, liebste Mutter, weit fort von der Heimath, auf der Insel Wight! Und die jetzt zu Dir kommen wird, heißt Margarethe. — Findest Du Dich nun wieder zurecht, Mütterchen?"

„O gewiß, lieber Erich," erwiderte sie, nun erst ganz zu sich kommend. „Aber wo ist sie? Bring' sie mir doch her! Ich hatte so schön von ihr geträumt."

Bevor aber Erich noch zur Thüre trat, hatte sie der alte Stephan leis erschlossen und mit schüchternem Blick, sichtlich zitternd, trat Margarethe herein. Die Mutter erhob sich. Weit streckte sie die Arme gegen sie aus, und diese sank ihr schluchzend an's Herz. Erich sah erschüttert auf dieses Bild.

Die Gräfin hatte sich von ihrer Umarmung wieder losgemacht; aber Margarethe hielt den Kopf vor ihrer Herrin bange gesenkt und weinte noch immer.

„Nicht Ihr liebes Gesicht so scheu und tief vor mir verneigen, meine Gute!" beruhigte die Gräfin die Zagende. „Denn wahrlich, Sie haben ein Recht dazu, mir muthig

in's Angesicht zu schauen. Nichts ist mir von Ihnen verborgen geblieben. Sie bewiesen sich gegen uns ehrfurchtsvoll und dankbar auch in der heutigen, allerschwersten Stunde, die Sie mit Erich verbracht! Wahrhaftig, Sie, liebes Kind, sind ja völlig schuldlos an Allem!"

Sie nahm sie darauf bei der Hand. Wie verloren ließ sich Margarethe an's Sopha führen, wo Beide neben einander sich niederließen. Dann fragte die Gräfin mit einem tiefen Blick in ihr verweintes Auge:

„Daß Sie Erich herzlich lieben, nicht wahr, das darf ich doch wohl von Ihnen glauben?"

„O gewiß, gewiß, bis in den Tod lieb' ich ihn," hauchte sie mehr, als sie sprach, und ihr Gesicht sank auf der Gräfin Schulter.

„Gott sei gelobt!" sprach Erich vor sich hin, und die Mutter nahm nun abermals das Wort, da sie zugleich Margarethens Antlitz mit der Hand gegen das ihrige aufrichtete:

„So hören Sie denn, mein liebes Kind, was ich mit Ihnen vorhabe! Ich und Erich reisen schon heute wieder heim. Auch Sie kehren jetzt voll vertrauensvoller Ruhe vorderhand in Ihr Pensionat zurück und warten darin geduldig die Zeit ab, bis ich Ihnen von Wartenberg aus schreiben werde. Noch gar Vieles bleibt mir bei Erich's Vater in's Reine zu bringen, doch am besten ist's: ich schweige von Allem, bis mein Werk daheim vollendet sein wird. Nur das Eine, liebe Margarethe, sollen Sie schon heute wissen: ich, als Erich's Mutter, segne Ihre und seine reine Liebe. Ob ich Sie bald auch als Erich's Braut gleich freudig segnen kann? Ich will es zu Gott für Euch Beide hoffen! Sie

sind aber gewiß mit mir einverstanden, daß ich es erst dann thun kann, wenn auch Erich's Vater Eure Verlobung gutheißen wird. Dieses aber glaube ich schon jetzt vor Gott und meinem Gemahl verantworten zu können, daß ich Dich jetzt schon bitte, Magarethe, mich Mutter zu nennen. Und so heiße mich jetzt auch so!"

„Mutter, Mutter!" das war der Beiden jubelnder, thränenreicher Dank, mit dem Margarethe und Erich nacheinander sie umarmten. Andere Worte konnten sie jetzt nicht finden.

Die Tragödie des Hauses Wartenberg schien damit in der Hauptsache zu Ende gegangen, denn die Gräfin rechnete mit gläubiger Zuversicht auch auf den Segen des Vaters daheim. —

Zu Ende gegangen! — Ja, so schien es nach menschlicher Berechnung. Das höhere Schicksal jedoch hatte noch einen tragischen Schlußakt, den auch der größte menschliche Scharfsinn nicht vorausahnen konnte, im fernen Schlosse Wartenberg in Scene gesetzt.

Der feierliche Ton der vorigen Scene wollte eben in einen leichteren umschlagen, da war Stephan mit einem Telegramm in der Hand hereingetreten. Hastig griff die Gräfin danach, angstvoll erbrach und überflog sie es. Aber, o Gott, welcher Schrei des Schreckens entrang sich ihr jetzt! „O du armseliges Leben," rief sie, „auch dieses noch? Hilf mir, mein Gott, sonst muß ich erliegen."

Das Blatt entsank ihrer Hand und sie fiel durchschauert auf das Sopha zurück. Zagend hob Erich das Telegramm wieder auf, und nun las er mit stockender Stimme:

„Schon vorgestern Abend der arme Vater auf der Hirschjagd schwer verletzt. Verzeihe, daß ich Dir's erst jetzt telegraphire. Aber Du warst ja noch nicht in England aufzu-

finden. Jetzt aber bittet er Dich inständig: augenblicklich wieder heimzureisen. Auch Erich soll mitkommen, und auch Margarethe sollst Du sogleich mitbringen. Vater will es durchaus, will auch Alles, Alles vergeben und Erich mit Margarethe segnen. Ich pflege ihn sehr gut, ach, und er ist auch jetzt so weich und sanft. Habe nur keine zu große Angst auf der Reise. Es geht gewiß noch Alles ganz gut. Doktor hat mir's bestimmt versichert. Aber kommt ja recht schnell! und nochmals: auch Margarethe soll mitkommen. Vater kann Ankunft kaum erwarten.

Deine sehnsuchtsvolle
Elsa."

Wie zwei Bildsäulen starrten Erich und Margarethe einander sich an. — Erst Liebesglück und banges Hoffen, dann unerwartet rasche Erfüllung, um tiefste Trauer erkauft! Dies Gemisch von Angst und Freude war ja gar nicht zu fassen.

Die Gräfin aber richtete sich jetzt wieder auf mit der ganzen Kraft ihrer Seele.

„Muth, meine Kinder! Wer den Kopf über dem Herzen verliert, der taugt nicht für dieses wechselvolle Leben, und ich, gottlob, bin zum Ueberstehen solcher Katastrophen schon eingeschult. Erst um Mitternacht fährt unser Schiff. Jetzt ist's sieben Uhr, somit noch überlange Zeit genug, um Alles in Ordnung zu bringen."

Und sogleich rief sie den Stephan aus dem Nebenzimmer und befahl ihm, daß der Wagen wieder vorfahre.

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden!" klang dessen bekümmerte Antwort, und man sah ihm die Ahnung an, daß ein neues großes Unglück über sein Haus hereingebrochen sei.

Als er wieder draußen war, sagte die Gräfin zu Margarethe:

„Ich fahre sogleich mit Dir in Dein Pensionat zurück, um Deine sofortige Abreise mit uns bei der Directrice zu erwirken. Unterdessen bringst Du schnell Deine Sachen in Ordnung, fährst mit mir wieder hierher zurück und dann ohne Aufenthalt heim nach Wartenberg! Deiner Mutter telegraphirst Du noch zuvor ganz einfach: ‚Als Erich's Braut mit der Gräfin von Wartenberg heute heimgereist, Alles andere brieflich von dort.' Das wird sie zwar hoch überraschen, aber ebenso auch erfreuen."

„Ach", brach sie darauf wieder in Thränen aus: „Nur durch sanftmüthige Liebe wollte ich das Herz des armen Vaters überwinden, nicht so, wie's nun so gewaltsam gekommen ist. Nein, nein, ich trage gewiß keine Schuld an diesem Unglück."

Um so unruhiger fiel ihr Erich in's Wort:

„Aber ich, Mutter, ich bin mitschuldig am Unfall des armen Vaters. Wie kann ich's jemals wieder an ihm gut machen?"

„Nein, mein Sohn," klang wieder ihr erhabener Trost, „auch Du mache Dir keinen Vorwurf! Du hast ja Deine Schuld schon bereut und wolltest den Vater um Vergebung bitten! Wer will denn auch das Walten des göttlichen Schicksals begreifen oder allzu bitter beklagen? — Tragen, dulden und ergeben sein, das ist Alles, was jetzt in unserer menschlichen Macht steht. Alles andere ist vom Übel und vermehrt nur unsere Schwäche."

Trotz dieser mütterlichen Mahnung konnte sich Margarethe vor bitterlichem Weinen kaum fassen. War auch sie selber

die Schuldloseste von Allen, so vermochte sie doch nicht den Gedanken los zu werden, daß ohne sie und Erich's Liebe zu ihr das Haus Wartenberg, statt jetzt in so schwerer Drangsal, im tiefsten Frieden leben würde.

Jetzt meldete Stephan den bereitstehenden Wagen. Schnell schrieb die Gräfin zuvor noch ein Telegramm nieder, das lautete:

„Liebster, ärmster Eberhard, wir kommen und, wie Du's gewollt, auch mit Margarethe. Noch heute um Mitternacht reisen wir. Gott stehe Dir bei und errette Dich uns als den treuesten Vater! Innigsten, tausendfachen Dank schon im Voraus, daß Du Erich verziehen und mit Margarethe segnen willst! Sie hat alle Feuerproben hier herrlich bestanden. Wie wird sie Dich einst als Tochter glücklich machen! Leb' wohl, geliebtester Mann! Wir kommen, wir kommen. In namenloser Sorge

Deine treueste Gabriele."

Fünf Minuten darauf fuhr die Gräfin mit Margarethe in's Pensionat. Erich blieb zurück, von tausendfachen Gedanken und Empfindungen durchstürmt.

Um Mitternacht, im Geleite von Liebe, Angst und Hoffen, fuhren die Drei sammt dem alten Diener über's Meer zurück in die ferne schlesische Heimath.



Fünftes Kapitel.

Letzter Kampf und Friede.

Und wie war's unterdessen auf Schloß Wartenberg? Wie wohl und weise hatte doch Gräfin Gabriele daran gethan, damals all' jene vom Grafen auf den Boden geworfenen Blätter wieder demüthig aufzuheben und sie ihm wie einen theuren Schatz in die Hand zu drücken!

Schon in der ersten Nacht, welche die Gräfin im Schlößchen Monrepos sorgenvoll durchwacht, war auch in des Majoratsherrn Auge keine Stunde lang der Schlaf gekommen. Neuer Zorn über den Sohn, Reue wegen der durch ihn fortgetriebenen Gattin, hatten sein Innerstes durchwühlt. Und doch, wie kam's nur? Schon in dieser Nacht ward er aus seinem Bett an den Schreibtisch hingezogen, wie von einer übernatürlichen Gewalt, und auch zum Durchlesen von Erich's Briefen hatte es ihn getrieben, er mochte noch so sehr widerstreben. Aber nur erst bis zur Hälfte war er gekommen, wo der Sohn ihm seine Liebe zu Margarethe gestand. Schon

fing sein Herz höher zu schlagen an, und seltsame Wärme ergoß sich darüber.

„Zum Teufel!“ schrie er dann plötzlich, „soll dieser Wisch mich zum weichherzigen Schwächling machen?“ — Und wieder warf er den Briefbogen ungestüm zu Boden.

Am anderen Morgen, noch in der Dämmerung, hob er Blatt um Blatt wiederb auf. Aer, was wollte er jetzt damit? — Schon flammte die Kerze vor ihm. Schon wollte er diese unseligen Fetzen Papier daran zu Asche werden und ihren Inhalt für immer vergehen lassen. Doch, wie geschah ihm nur? Als ob eine Geisterhand die seinige von der Flamme hinwegzöge: er konnte das Papier nicht in Brand setzen, so sehr es ihn auch innerlich dazu verlockte.

„Vermaledeites Gekritzel!“ Mit diesem Fluche schloß er den ganzen Bündel Briefbogen wieder ein und schritt dann ungewöhnlich früh aus dem Schlafgemache.

Kaum, daß er, eine Stunde später, Elsa's lieben verschüchterten Morgengruß beachtete und dann und wann in ihr immer verzagter werdendes Geplauder einen kurzen Satz wie verloren hinwarf!

Und was war's dann ein ruheloser, trübseliger Tag! Bald hatte der Majoratsherr die Einladungen zur Jagd seinem Forstmeister befohlen, bald wieder zurückgenommen. Dann war er in den Wald hinausgesprengt ohne Plan und Ziel. Aber rechts und links, vor und hinter seinem dampfenden Gaul jagten, gleich gespenstigen Schatten, Zorn und Liebe, Starrsinn, Zweifel und Sorgen mit ihm in die Wette! Das Herz schlug ihm an die Rippen und dicke Schweißtropfen rannen von seiner Stirn. Er selber war ein gehetztes Wild geworden.

Als er dann wieder in's Schloß heimgeritten kam, mit welch' neuem Grausen in den wie ausgestorbenen Hallen glotzte das unheimliche Gespenst der Vereinsamung ihn an! — Keine Frau im Hause, und durch seinen eigenen Starrsinn fortgetrieben, zum ersten Male während seines bald dreißigjährigen Ehestandes! Wem hätte er jetzt sein von Schmerz und Sorge übervolles Herz ausschütten sollen? Taub, hohläugig und herzlos starrte die Verlassenheit ihn an und nurmehr mit seinem eigenen zerrütteten Innern konnte er düstere, trostleere Zwiesprache halten.

Was frommte der armen Elsa alles Schmeicheln und Plaudern? Der eigentliche Grund seines Streites und Unmuthes konnte ja zwischen Vater und Tochter gar nicht besprochen werden, wenn auch diese schon Alles ahnte. Auch, wie sie ihm am Abend etwas vorspielen wollte, wies er es ab. Er konnte keine Musik mehr hören.

Und auch in der folgenden Nacht der gleiche Kampf zwischen Zorn und Liebe in seinem geängstigten Vaterherzen. Wieder mahnte es ihn unwiderstehlich, Erich's Brief hervorzuholen. — Nun las er auch dessen zweite Hälfte. Und wieder stritt ein dunkler und ein lichter Geist mit und in ihm. Als er dann aber auch jene Stelle vom Sternenhimmel gelesen, wie machten da auf einmal diese Worte von der Ewigkeit der göttlichen Dinge und der Nichtigkeit aller irdischen sein Herz erschauern!

Mitten in der Nacht trieb es ihn wieder aus dem Bette heraus, auf dessen Kissen ja doch kein Schlaf seiner harrte. Er mußte sich ankleiden und in die Nische des Thurmerkers treten, wo er die Fensterflügel weit aufriß. Die Nacht, die himmlisch, hehre Sternennacht, zog ihn jetzt draußen mit

magischer Zauberkraft zu sich hinan. Staunende, fragende Umschau nach oben hielt sein Auge. Eine neue geistige Welt ging ihm auf in den Millionen von Sternen. So oft er dann auch seine Klagen und Verwünschungen über den ungerathenen Sohn und sein häusliches Unglück zum Himmel hinaufgesendet: immer wieder kamen sie von dort gemildert zurück und zuletzt klangen sie noch gar als Segenssprüche zu ihm nieder.

Jetzt stellte er auch noch die Lampe auf den kleinen Tisch im Erkerrund, setzte sich und las in Erich's Brief jene Stelle von der Unermeßlichkeit des Weltalls und der ganz unmeßbaren Winzigkeit seines eigenen Besitzes auf der verschwindend kleinen Erde. Von Minute zu Minute ward seinem Geiste klarer, wie unendlich beschränkt bisher sein Gesichtskreis gewesen, und immer leuchtender ging in seinem Herzen das Verständniß auf von der Göttlichkeit der Liebe und dem höheren menschlichen Glück.

Immer dunkler trat der strenge Majoratsherr in seinem Bewußtsein zurück, immer klarer der liebende Vater hervor.

„Ach," seufzte er jetzt, „nun lese ich's ja mit meinen eigenen Augen: mein Erich ist mir dennoch ein guter, edler Sohn geblieben, und keines seiner pietätvollen Worte thut mir wehe. Wie konnt' ich ihn nur für verloren geben?"

Ja, jetzt verlangte ihn sogar, auch die Verse Margarethens zu lesen, noch Angesichts derselben Sternennacht. Wie diese drei Gouvernantenlieder aus England seltsam seine Seele bewegten! Erst jetzt stand Margarethens geistiges Bild in seiner ganzen, reinen Schönheit vor ihm. Beim Refrain des zweiten Gedichts: „O Mutter, wie mich friert!" da ging auch durch sein eigenes Herz ein eisiger

Schauer, und zugleich ward es auch wieder erwärmt von Mitleid für dies damals so ergeben duldende Kind, das Mutter und Brüder noch miternähren geholfen.

Das früher so starre Eis war nun einmal in ihm aufgethaut, und, gleich einer Frühlingsblume, sproßte seine bessere Natur aus dem Grunde seines ehrlichen, ritterlichen Wesens.

Jetzt las er auch ihr viertes, schon hier gedichtetes Lied, darin ihre verehrungsvolle Dankbarkeit gegen das gräfliche Haus so glaubwürdig ausgeklungen. Sein Auge ward feucht dabei und sein Herz sang mit: „Gott erhalte mir dies Haus!“

In dieser weicheren Stimmung verlangte es ihn, auch von ihren zwei anderen, unmittelbar an Erich gerichteten Liedern sein Herz umklingen zu lassen. Als er damit zu Ende war, blieb er lange in sich versunken am offenen Thurmfenster sitzen, und nun schaute sein Geist ihr Bild in greifbar rührender Gestalt vor sich erscheinen. In's tiefste Innere sah sie ihm mit ihren seelenvollen, bittenden Augen und die Hände hielt sie zu ihm gefaltet. All' ihre heimliche, gleich schmerzenreiche, wie hochherzige Liebe ward er in dieser Nachtstunde jetzt inne.

Und wie er so träumend dasaß — welch' greller Gegensatz in seinen Phantasien! — Zerronnen war Margarethens Duftgestalt. Er hörte den Hochwald rauschen. Halli, Halloh und Hundegebell umgellte sein Ohr. Auf schnaubendem Zelter kam die Prinzessin von Asen gegen ihn heraufgesprengt, amazonenwild mit erhitztem Gesicht und fliegendem Haar. Vorüber, vorüber! — Und wieder, die Büchse im Arm, stand sie vor ihm lauernd auf dem Anstand. Ein schneeweißes

Reh sah, von ihren Blicken gebannt, um Erbarmen flehend aus dem lichten Gehölz. Aber, piff, paff! ha, wie es jetzt getroffen hinsank, und unter gellendem Lachen der Schützin das Blut über sein blendendes Fell hernieder troff! Doch, wie geschah ihm denn jetzt? Heiliger Gott, das war ja kein Reh, nein, röchelnd lag nun vor ihm auf dem Rasen: Margarethe! — Welch' ein herzzerreißendes Bild!

Und aufsprang aus seinem Traume jetzt der Graf, als spürte er sich von einem Hexensabbath umbrodelt, und er rief geängstigt: „Hinweg von mir, Du verlockendes Zerrbild des Weibes mit Deinem lüsternen Blick! Und Dich hab' ich meinem Sohn aufdrängen, aber die Andere ihm verwehren wollen? Deßhalb hab' ich ihn verstoßen und seine Mutter aus dem Hause vertrieben? O, hab' ich nicht mein Vaterrecht drum schon ganz verscherzt? Aber nein, nein! Noch bin ich der Vater, doch ein anderer, als der ich war! O, jetzt nur ausruhen von all' diesem grimmigen Seelenstreit! O so kommt her, ihr lieben, frommen Lieder, kommt und singt mich in den Schlaf, und ihr ewigen Sterne da droben haltet Wacht über mich! O Gabriele, Erich, Margarethe! daß ihr jetzt doch Alle bei mir wäret als meine guten Geister! Denn auch der alte Lichtgeist des Friedens ist wieder bei mir eingekehrt!“

Er warf sich wieder, noch völlig angekleidet, auf's Bett, stellte die Lampe davor zurecht und las nun nochmals in tiefster Sammlung Strophe um Strophe von Margarethens zwei Liedern an Erich. Wie ferne Kirchenglocken läuteten sie versöhnend durch seine Seele. Und doch, wie lange riefen sie nicht den ersehnten Schlaf herbei! Endlich fielen ihm die Augen zu, doch auch jetzt noch nicht zu friedlichen Träumen.

Wilde Phantasiegebilde marterten ihn noch fort und fort, allzu heftig waren seine sonst stahlharten Nerven erregt. Und als er dann, ganz ermattet, wieder gegen Morgen auffuhr und sich sein Frühstück heute ganz allein in seinem Zimmer auftragen ließ — o welche doppelte Botschaft, schon gestern Nacht von Monrepos angekommen, doch von der klugen Elsa bis zum Morgen zurückgehalten, versetzte den Majoratsherrn jetzt in eine wahre Raserei! . . .

Erich im Uebermaße seines trotzigen Ungehorsams nach England entflohen und die Mutter ihm nachgereist! — Tod und Teufel, wie er auf einmal wieder all' seine frühere Versöhnlichkeit als mannesunwürdig und feig verwünschte! Am liebsten hätte er jetzt diese neuen Briefe sammt den anderen und allen Liedern zerrissen und in den Herbststurm hinausgeschleudert, damit dieser in alle Himmelsgegenden sie fortwirbelte mitsammt dem Namen und Gedächtniß seines treuvergessenen Sohnes!

Und doch trotz alles Zornes gebrach es ihm auch jetzt wieder an Muth hierzu. Wieder verschloß er alle Papiere und stürzte zur Wohnstube hinüber. Elsa, die den Vater mit ihrem gewohnten Morgenkuß begrüßen wollte, wich scheu vor ihm zurück, mit solch' finsterem Blick wehrte er sie wortlos von sich ab. Und schon wenige Minuten später war er wieder hinausgestürmt, als ob hinter seinem Gaul ein noch viel grimmigerer Zorndämon hetzend einherflöge.

Nicht einmal zum Mittagessen war er wieder heimgekehrt, so angstvoll auch Elsa auf ihn gewartet. Bis auf die fernsten Vorwerke des Majoratsgutes war er hinausgeritten, planlos von einem zum anderen fliegend, und überall mit ganz ungewohnter Barschheit das Gesind anherrschend, daß sie Alle

nach seinem Fortreiten mit bedenklichen Gesichtern ihm nachsahen.

In einer abgelegenen Forstwartei, tief im Walde, ließ er sich endlich den frugalen Tisch decken, und auch hier machten sich der alte Förster und seine Frau heute sehr seltsame Gedanken über ihren sonst so besonnenen, und heute so verstörten gnädigen Herrn.

Fast kein Wort hatte er während des Essens, das er kaum berührte, geredet. Schon nach einer Viertelstunde war er wieder aufgesprungen und saß auf dem noch dampfenden Gaul, der vor'm Forsthause angebunden war.

„Gegen Abend komm' ich zurück zur Birsch," rief er noch vom Pferde herab dem alten Förster zu. „Sorge mir für den besten Auswechsel! Heute muß es ein Zwölfender sein!" Und wieder sprengte er fort, diesmal zu den Kohlengruben, die er sonst fast nie besuchte, und auch jetzt nur, um ein Ziel zu haben für seinen gehetzten Ritt, der den Sturm in seinem Innern verscheuchen sollte.

Noch vor Sonnenuntergang war er auch schon wieder zum Jagdhause zurückgekehrt und gar bald darauf verlor er sich unter'm Geleite des Forstwarts im tiefen Waldesdunkel. Ein Schweißhund folgte, von dem letzteren geführt.

An eine riesige Tanne gelehnt, stand der gräfliche Schütze nun da, und lauernd bestrich sein Blick eine von Jungholz bestellte Lichtung, die einen weiten, halbversumpften Wassertümpel einschloß. Das Wetter war am Abend dunstig geworden und weiße Nebel stiegen aus dem Moorgrund auf, phantastische Gestalten formend. So stand der Graf, die Büchse schußgerecht haltend, und den Hirschfänger an der Hüfte. Der Forstwart mit dem Hunde harrte an fünfzig Schritte

davon entfernt des Augenblicks, der sein und seines Thieres Eingreifen nöthig machen würde.

Aber wie dem sonst so kalten, scharfsichtigen Waidmanne jetzt das Blut kochend bis zum Gehirn emporstieg und sein Auge trübte! O dieser Unfriede in ihm, dessen gehetztes Opfer nun sein eigenes Vaterherz war! — Und, siehe nur, kommen denn dort von jenem Sumpftümpel her nicht zwei gespenstige Nebelgestalten immer näher auf ihn hergewandelt? Herrgott, wie zwei wandelnde Geister! Wenn das Kurt und Erich wären! Am Ende ist auch dieser zweite Sohn schon todt, vom eigenen Vater in's Grab getrieben, und es kommen jetzt die zwei brüderlichen Geister, um ihn rächend anzufallen! Hatte denn Erich in seinem letzten verzweifelten Brief nicht auch vom möglichen Selbstmord verdächtig gemunkelt? — O welches Schicksal für ihn, den Vater! — Läge nur auch er schon tief unter der Erde! . . .

Und — knick — knack — war das nicht Hirschentritt? Ja, richtig! — Ein gewaltiger Zwölfender. Der alte, schußgewandte Jäger erwacht im Grafen wieder blitzesschnell. Und er drückt ab. Ha, wie das sitzt und auch schon schweißt! — Im Feuer stürzt das Thier zusammen! Und nun ungestüm losgestürzt zu dem hingesunkenen Wild! Schon hat er den Hirschfänger gezogen, schon holt er damit aus, um ihm den letzten Fang zu geben. Doch, alle Teufel! Wie der Jäger eben den Stahl verwirrt und geängstigt in das Opfer hineinrennen will — da plötzlich, ganz unversehens, parirt der todwunde Hirsch mit gewaltigem Ruck seines Gehörns den Stoß! Der Stahl fliegt aus des Grafen Faust, er selber strauchelt. Und jetzt — ha sieh, der Hirsch springt jählings auf, nimmt den Schützen an, und in der letzten Todeswuth mit

niedergebücktem Kopfe setzt er die Zacken auf des Majoratsherrn Leib!

„Satanas, weich' von mir!" schrie dieser noch wüthend hinaus. Aber, was hilft es ihm? Sein Athem vergeht. Das Wild wird zum Jäger, der Jäger zum Wild! Immer rasender bohrt sich die Bestie in die Glieder des Dahingestreckten ein! — Jetzt noch ein Meisterschuß des herangeeilten Försters auf den Kneuel von Mensch und Thier, und dieses sank todt über den Grafen, der halb sinnlos die Glieder streckte.

Die zwei vorigen Dunstgeister waren im Nebel zerronnen ...

Arme Elsa, nun nimm daheim all' deine junge Kraft zusammen! — Die Mutter ist dem verirrten Bruder bis über's Meer suchend nachgegangen. In ein paar Stunden werden sie dir nun auch noch den Vater heimgetragen bringen als einen todwunden Mann, gebrochen an Leib und Seele!

* * *

Und schon waren drei Tage vorüber, düster und beklemmend für Alle im Schloß und Dorfe Wartenberg, aber doch am ärgsten für die arme, einsame Elsa.

Die Aerzte glaubten zwar, daß der Majoratsherr trotz der schweren inneren Verletzung noch immer einige Zeit zu leben habe, der Tochter wollten sie sogar jede Gefahr wegleugnen, aber ihr liebes Kinderherz litt doch unsägliche Qualen um den schwer leidenden Vater. Dazu noch ihre Angst um Mutter, Bruder und Margarethe! Und doch, wie sie trotz ihrer Jugend standhaft ausharrte und in kluger Pflege Alles besorgte! — Der Mittelpunkt des Hauses war sie jetzt geworden, so recht die würdige Tochter ihrer Mutter.

Wenn ein Trost sie dabei aufgerichtet, so war es die rührende Zärtlichkeit, mit welcher der Vater nun an ihr hing, der sich nur von ihr tagsüber verpflegen lassen wollte. Noch nie hatte dessen Liebe ihr so wohlgethan und sie vergalt es ihm bis auf den letzten Pfennig, den sie aus dem Schatz ihrer Kindesliebe ihm allstündlich auszahlte.

Als sie aber alle Briefe des Bruders und der Mutter, wie auch alle Lieder Margarethens, dem Vater auf seinem Schmerzenslager wieder allmählich vorlesen mußte, da fühlte sie erst jetzt so recht ihre, wenn auch kindlich harmlose Mitschuld, in der sie einst jenes Gedicht für Erich heimlich abgeschrieben. So war es ja sie, die Schwester, die in des Bruders Herzen zu allererst die Liebe zu Margarethe wachgerufen, die jetzt für ihr ganzes Haus so hochtragisch geworden.

Wie glücklich machte sie aber auch der Trost, daß gerade nun auch sie dazu berufen war, an der Versöhnung des Vaters und Erich's mithelfen, und auch den Segen für ihre Margarethe miterwirken zu dürfen!

Und wieder einmal hatte Elsa am Bette des Vaters ihm Erich's Brief vorlesen müssen. Wie harmonische Musik war ihm nun jeder Satz darin erklungen, und ihr Schwesterherz zitterte zugleich mit ihrer sympathischen, glockenhellen Stimme. Auch dessen zweiten verzweifelten Brief an die Mutter und deren eigenen wollte er jetzt aus Elsa's Munde hören. Große Thränen perlten ihm dabei über sein nun gar bleiches Gesicht und er sprach dazu:

„Ach, Elschen, hast Du eine Engelsmutter, die viel, viel besser ist, als ich, Dein Vater! Denn siehe, bis über's Meer ist sie dem Verirrten nachgegangen, um ihn wieder heimzu-

holen in's Vaterhaus, während ich darin zornig gegen ihn getobt. Aber jetzt hat mich unser Herrgott in gleichem Zorne hingeworfen, um mich mürbe zu machen, und ich bin es nun auch."

„Ach, mein armes Väterchen," tröstete sie ihn, „sprich doch nicht so! Es war ja gar nicht der liebe Gott, der Dich so jämmerlich zugerichtet, sondern nur ein Unfall, wie er oft auch den Gerechtesten trifft. Und war's denn für Dich selber nicht auch furchtbar schwer, die Bitten des lieben Erich alle zu erfüllen, besonders seinen Verzicht auf unser schönes Majorat, für das Du so unendlich viel gethan?"

„O gewiß, gewiß, Du mein einsichtsvolles Kind, ganz unsäglich schwer war's für mich," fiel der Majoratsherr mit einem tiefen Seufzer ein. „Hatt' ich doch auch mein altes, heiliges Hausrecht schützen müssen! Aber nun will ich ja selbst dies äußerste Opfer bringen."

„Und warte nur, lieber Vater," erwiderte Elsa und fuhr ihm mit der Hand über die heiße Stirn, „Du wirst auch den Segen Deines Opfers noch lange Jahre voll freudigen Glückes genießen!"

„Ach, ja wohl, vielleicht! — Aber als ein dann zeitlebens siecher Mann," klagte er, zaghaft wie noch nie zuvor.

Mit einem Mal überkam ihn eine fieberhafte Ungeduld; er erhob sich etwas und sagte:

„Doch jetzt heißt es noch Alles in Ordnung bringen, bevor die Anderen von der Reise heimkommen. So schreib' an Alphons wie an Adele, und bitte sie, schleunigst zu mir zu kommen, denn ich sei schwer krank und habe ihnen unendlich Wichtiges mitzutheilen!"

* * *

Und schon waren die Zwei, vom Majoratsherrn so sehnsüchtig zu ihm Herbeschiedenen auf dem Schlosse gastlich eingekehrt: der Husarenrittmeister Graf Alphons von Wartenberg von der Seitenlinie Wartenberg-Rippurg und die Gräfin Adele, seine, einem gleich alten Grafenhause entsprossene Gemahlin.

Beide saßen jetzt ergriffen vor ihres majoratsherrlichen Vetters Krankenbett und man sah diesem den schweren Seelenkampf an, als er, mühsam sich etwas aufrichtend, zu ihnen sprach:

„Ihr wißt nun schon durch Elsa, meine Lieben, was selber Euch Alles mitzutheilen, ich leider zu schwach bin. Auch Erich's hochwichtigen Brief an mich, sowie Fräulein Bluhme's Lieder an ihn, hat sie Euch bereits lesen lassen, und somit seid Ihr auch schon im Klaren darüber, zu welchem Zweck ich Euch zu mir herbitten ließ! Nun aber hört auch mich, damit, wenn meine Frau mit Erich und Margarethe hieher zurückkehrt, zwischen uns Dreien hier schon Alles in Ordnung ist!"

Die Beiden horchten stumm auf sein Wort. Und nun verkündete ihnen der Majoratsherr mit schwacher Stimme, doch mit der vollen Würde des Familienoberhauptes, seinen entscheidenden Willen:

„Graf Erich, mein einziger Sohn, verzichtet also nach meinem Tode, der mich gar bald erlösen wird, auf sein Majoratserbrecht, und ich, als Vater und Haupt unseres Geschlechtes, genehmige hiermit diesen Verzicht. Drum wirst Du, mein lieber Vetter Alphons, nach unserem Hausgesetze mir nachfolgen als Majoratsherr auf Wartenberg. Du, liebe Cousine Adele, wirst als hiesige Burgfrau an Gabrielens

Stelle treten, deren sämmtliche Wittwenrechte durch Euch ihr gewahrt bleiben sollen, wie auch meinem Sohn Erich alle Bezüge der Secundogenitur."

Dann ergriff der Majoratsherr die Hand seines nun zweiunddreißigjährigen Vetters, eines von Kraft strotzenden, schönen Mannes, und fuhr fort:

„Merke Dir's wohl, lieber Vetter! Nicht als ein hoch-aristokratischer Majoratsherr sanctionire ich diesen Verzicht meines Sohnes, sondern als dessen menschlich fühlender Vater, und ich hoffe: die Lieder dieses bürgerlichen Fräuleins haben Dir ein so durchaus würdiges Bild von ihrem Charakter gegeben, daß Du meinen Entschluß keinen unwürdigen nennen willst. Und so bleibt der alte historische Geist unseres Hauses derselbe, möge dieser nun in Dir, meinem Vetter, oder in meinem eigenen Sohne, künftighin fortleben und fortwirken. Daß Du aber den guten ehrlichen Willen hast, mir nachzufolgen in tüchtiger Gutsverwaltung und gewissenhafter Fürsorge für deine künftigen Gutsangehörigen: das gelobe mir jetzt vor Gott, bei Deiner Mannes- und Offiziersehre, in meine Hand!"

„So wahr mir Gott helfe! ich gelobe Dir's, Vetter, als Mann und Offizier!" betheuerte der Rittmeister.

Darauf wandte sich der Majoratsherr zu der Gräfin Adele, einer hohen, schlanken Frau von fünfundzwanzig Jahren, die bisher in tiefster Rührung vor sich hingesehen und er sprach zu ihr:

„Mir selber nachzufolgen wird Deinem lieben Manne leicht sein. Dir aber, liebe Adele, ist ein viel schwereres Amt zugefallen. Denn Du sollst in Deinem Denken und Handeln hier ähnlich werden einer der edelsten, klügsten und

hochherzigsten Frauen, die unser liebes Schlesierland noch jemals geboren hat! Und so frag' ich Dich: willst auch Du hier die Beratherin und Beschützerin all' Deiner zukünftigen Gutsangehörigen werden und die barmherzige Mutter aller Armen und Kranken? Willst Du das? So gelob' auch Du mir's, hier, auf meinem Kranken- und Sterbebett!"

„Beim Leben meiner zwei Knaben, insoweit meine Kraft und Einsicht ausreicht, ich gelobe Dir's!" flüsterte Gräfin Adele und sie neigte sich tief herab zur schon etwas abgezehrten Hand des Majoratsherrn, die sie voll Ehrfurcht küßte.

„Nun wohl, meine Lieben," begann er nun wieder, wie von einer losgewordenen Sorge tief aufathmend, „so ist auch dies Letzte noch besorgt, und ich kann in Frieden heimgehen als Majoratsherr, und auch als Vater."

Kaum war dieser Gelöbnißakt zu Ende, da ward dem Grafen Hans Eberhard von der hastig hereintretenden Elsa ein Telegramm hingehalten mit dem freudigsten Ausruf:

„Ach, Vater! noch heut' Abend kommen sie!"

„O Gott sei Lob und Dank dafür!" rief dieser, da er zugleich die paar Worte des Telegramms mit seinen Blicken verschlang.

Graf Alphons und Gräfin Adele entfernten sich darauf, ihrem Vetter nochmals die Hände reichend, und Elsa blieb nun allein beim Vater zurück.

Und auch diese Zeit der sehnsüchtigsten Ungeduld war endlich verstrichen. Die Dämmerung sank eben in's Land hernieder, da hörte man den schweren herrschaftlichen Wagen, der den Heimkehrenden zum Bahnhofe hinunter geschickt worden war, in den Burghof rollen.

Wie bei diesem Klange jetzt der Kranke zitterte, wie wenn ihn plötzlich ein Fieberfrost überfiele!

„O Väterchen, darf ich hinunter?“ fragte die liebe Elsa wie bittend. Da jedoch seine Augen auf einmal so unheimlich gläsern sie anschauten, setzte sie sogleich voll Besorgniß hinzu: „Aber ich bleib' auch recht gern bei Dir. Nur rege Dich nicht so sehr auf! Ach, nun ist Alles, Alles ja gut, denn sie sind gekommen, und Du hast's noch erlebt!“

„Nein, nein, geh' nur hinunter, mein Kind, und bring' sie mir herauf!“ stammelte der Graf. „Ich will mich indessen darauf vorbereiten, aber ganz allein mit mir und unserem Herrgott.“

Elsa flog athemlos hinab in den Burghof. Der nun ganz einsame Vater faltete die Hände und sprach vor sich hin:

„O Du mein Gott, wie dank' ich Dir für diese große Gnade, daß Du mich noch ihre Ankunft erleben ließest! Ach, nur für ein paar Tage wolle mir noch all' meine Sinne gesund erhalten! Dann magst Du mich zu Dir heimrufen! Ich bin bereit hierzu.“

Halb aufgerichtet im Kissen blieb er dann noch in andächtiges Sinnen verloren.

Und horch, horch! leise schleichen sie jetzt schon durch den Korridor. Nun erschloß erst Elsa vorsichtig die Thür und mit hereingestrecktem Kopfe fragte sie: „Vater, dürfen sie nun kommen?“

„Nicht Alle zugleich, mein Kind!“ belehrte sie dieser, von Sehnsucht ganz durchschauert. „Erst laß mich allein mit der Mutter! Und Du bleib' einstweilen bei den zwei Anderen!“

„Ganz recht, liebster Vater!“ erwiderte Elsa. „So wird's Dich auch viel weniger angreifen!“ Und sie zog sich zurück.

Bald darauf erschloß sich wieder die Thür. Aengstlich nach dem Krankenbette spähend, blieb die Gräfin erst auf der Schwelle stehen. Aber schon hat er ihr Nahen gehört, ihr liebes Bild erschaut, und „Gabriele — Frau — Mutter!“ ruft er ihr mit ausgestreckten Händen zitternden Tones entgegen.

Und „Eberhard, mein Eberhard!“ rief auch sie nun zutiefst aus dem Mutterherzen hinaus, stürzte sich, alle Vorsicht mißachtend, an sein Bett, und, . . Kopf an Kopf, Brust an Brust, mußte sie sich erst ausweinen, bevor sich ein weiteres Wort über ihre Lippen wagte.

War das jetzt eine lange, stumme, tiefschmerzliche Umarmung!

Endlich aber brach er selber das Schweigen, hob ihren Kopf auf und sprach:

„Was bist Du so ergriffen, meine Engelsfrau? Im Frieden findest Du ja mich wieder!“

„Ach ja, im Frieden!“ schluchzte sie noch immer, „aber, o Gott, um welchen schmerzlichen Preis? O wär' ich doch nie und nimmer von Deiner Seite gewichen! Ich müßte Dich dann gewiß nicht so jämmerlich daliegen sehen! Ach, Eberhard, kannst Du mir's vergeben, daß ich Dich verlassen? Und doch, ich hatte ja nicht anders gekonnt!“

„Nein, nein, gewiß nicht!“ suchte der Leidende sie zu beruhigen. „Aber mir, mir selber vergieb, Du heldenhafte Mutter, daß Dich mein Starrsinn fortgetrieben, um unseren Sohn aufsuchen zu müssen, den ich mit herzlosem Wort in die Verzweiflung hinausgejagt! Nein, Gabriele, was Du gethan, war recht, gut und gottgefällig. Aber, nicht wahr, auch mit mir bist Du jetzt zufrieden?“

„Zufrieden nur?" rief die Gräfin, sich wieder über ihn beugend und seine Hand an die Lippen führend. „Nein, die Vaterhand laß mich Dir küssen zum herzinnigsten Dank dafür, daß Du, trotz schwersten Kampfes, Dein Mannes- und Vaterherz uns Heimgekehrten so liebreich offen hieltest, und sie nun unseren Kindern zum Segen bereit entgegenstreckst! Und dürfen sie jetzt zu Dir kommen, daß Du sie auch leibhaftig segnen kannst? Denn, was Erich auch an Dir gefehlt: Margarethe hat's wieder an uns gut gemacht. O darf ich sie Dir jetzt bringen?"

„Gewiß, gewiß! Wie sehn' ich mich nach ihnen!" erwiderte der Majoratsherr. Mit energischem Ruck, dem Aufgebot seiner äußersten Kraft, hob er sich jetzt höher auf, um als Vater und Haupt seines Hauses die Beiden empfangen zu können, der auch jetzt wieder, wenn auch im tiefsten Leiden, erzgepanzerte Mann.

Leise schlich die Gräfin hinaus und trat sogleich wieder ein, Erich an der einen, Margarethe an der anderen Hand. Der Eine sah schmerzvollsten Blickes, die Andere halb gesenkten Kopfes mit scheuem Auge nach dem Krankenbette hin. Elsa folgte, mit wehmüthig freundlicher Miene der Empfangsscene harrend.

„O Kinder, meine Kinder," rief ihnen der Vater schon beim Eintreten mit ausgestreckten Armen zu.

Die Mutter sprach, mit den Beiden näher tretend: „Da bring' ich sie Dir. Sie bitten um Deinen heiligen Segen."

„Ach, und ich," brach Erich nun ungestüm aus, „ich, mein Vater, bitte Dich erst um Deine Verzeihung, denn schwer hab' ich mich gegen Dich vergangen!"

Dann sank er mit Margarethe vor dem Bette hin. Auch

die Mutter kniete zu ihnen. Elsa stellte sich mit gefalteten Händen an das Kopfende.

Mit großen, geisterhaften Augen sah der Majoratsherr jetzt auf sie hin, beugte sich zu ihnen hervor, ließ seine zitternden Hände auf ihrer Beider Haupt sinken und sprach in tiefster Bewegung:

„Meinen väterlichen Segen über euch Zwei und Dir, mein Sohn, meine volle Verzeihung! Und jetzt stehet auf und küsset euren Vater!"

Und die Beiden erhoben sich sammt der Mutter. Margarethe hatte kaum mehr die Kraft dazu, so war sie innerlich durchschauert; sie mußte von der Gräfin beim Aufstehen unterstützt werden. Dann noch ein langer, von Thränen begleiteter dreifacher Kuß, da die Zwei sich über das Bett des Kranken gebeugt.

Auch der Vater hatte seinen verirrten Sohn wiedergefunden und noch eine liebe neue Tochter dazu. Erst jetzt waren die Beiden, auch vom Vater Gesegneten, vor Gott und der Welt ein Brautpaar geworden.

Eine feierliche Stille trat nun ein. Elsa wischte mit dem Tuch über des Vaters Stirn, darauf kalter Schweiß getreten, und Alle sahen nun noch angstvoller auf sein ganz marmorbleich gewordenes Gesicht.

Die Gräfin brach eben klagend aus: „Ach, Eberhard, wie ist Dir jetzt?" Der Majoratsherr jedoch ermannte sich rasch wieder, richtete sich empor, als ob seine alte Eisenkraft wiederkehrte, und sprach:

„Habt noch keine Angst um mich, meine Lieben! Denn ich spür's: noch ist meine Stunde nicht da. Nur die Freude des Wiedersehens hatte mich schwach gemacht. Und auch sonst

klaget nicht zu sehr um mich! Wie's mit mir gekommen nach Gottes heiligem Rathschluß, so ist's auch gut für mich. Zwar hätt' er mich nicht so elend hinzuwerfen brauchen, um meinen Starrsinn zu brechen, wahrhaftig nicht! Aber daß er mich, nachdem ich euch, meine Kinder, gesegnet, nun so bald zu sich heimholen wird, das ist allweise und eine Gnade für mich. Denn so gehe ich heim im vollen Frieden mit euch und auch mit ganz reiner Lust an euerm Glück. Wär' ich aber noch länger leben geblieben: wer weiß, ob ich noch mit der alten, ungetrübten Lust hätte mein Majorat verwalten können. Zu gut kenn' ich meine Natur. So aber hab' ich Alles schon in Ordnung gebracht. Auch Alphons und Adele sind bereits hier und Alles ist zu ihrer Nachfolge von mir geregelt. Und so darf ich denn sterben als guter, liebreicher Vater, doch auch als altkonservativer Majoratsherr, der seinen alten Hausgesetzen nichts vergeben hat. — Frau! Kinder! Hab' ich Alles so recht gemacht?"

„Der barmherzige Gott wird Dir's lohnen in alle Ewigkeit!" rief die Gräfin und legte die Hand auf seine Stirn. Erich und Margarethe standen erschüttert und schwiegen, aber ihre Blicke, mit denen sie den Vater ansahen, sagten mehr, als alle Worte. Und als der neuen Tochter wunderbares Auge, von Thränen umschleiert, an dem seinigen hing, da überkam sein Vaterherz eine seltsam süße Freude. Er bot ihr die Hände hin und sprach: „O Margarethe, meine neue Tochter, hochadelig Du im Herzen und Geist — komm, küß' mich noch einmal und heiß' auch Du mich jetzt ‚Vater'!"

„Mein Vater, ach, mein Vater!" schluchzte sie und ihr Haupt sank zu seinem Mund und Herzen.

Dann wieder auf einmal sich aufrichtend und ganz ernst geworden, sprach er zu Erich:

„Mein Sohn, ich frage Dich noch: willst und wirst Du auch als einstiger Professor immer ein echter Wartenberg bleiben?“

„Immer, immer, mein Vater!“ betheuerte Erich voll Innigkeit. Des Majoratsherrn Augen und Stimme waren jetzt immer müder geworden. Kaum, daß er noch lallen konnte: „und jetzt, gute Nacht!“ Dann sank er einschlafend in's Kissen zurück.

„O kommt nun herunter zum Essen!“ flüsterte die liebe Elsa in hausfräulicher Geschäftigkeit. „Gott, wie werdet ihr hungrig und durstig sein und ach, wie müde! Kommt, 's ist Alles bereit. Ich selbst bleib' unterdessen beim Vater.“

Und sie schlichen auf den Fußspitzen leise hinaus, Glück und Trauer gleich voll gemessen in ihren Herzen. —

Das Trauerspiel im Hause Wartenberg war zu Ende, denn auch des edeln Hausherrn bald zu erwartender Tod hatte schon seinen schärfsten Stachel verloren.

Nur noch drei Tage währte seine Lebenszeit. So kurz aber auch diese gewesen: Alles, womit Frauen- und Kindesliebe das Herz eines todkranken Mannes zuletzt noch erquicken und verklären kann, das hatte er noch in reichster Fülle genossen. Schon in der zweiten Nacht nach ihrer mühseligen Heimfahrt waren die Gräfin und Margarethe nicht vom Krankenbette gewichen, und erst jetzt lernte der Majoratsherr so recht die schöne Seele seiner neuen Tochter erkennen.

Auch Walther von Schultzenburg war in den letzten zwei Tagen hergeeilt und versüßte gleichfalls, mit seiner Elsa abwechselnd, jede Stunde bei Tag und Nacht dem immer

schmerzlicher Leidenden, der als ein klagloser Held bis zum Ende standhaft ausgeharrt. Und erst dieser Kinder Mutter! Welchen Lobspruch gäbe es wohl für deren Gattenliebe?

Ja, wenn je noch ein Mann im vollen beglückenden Bewußtsein heimgegangen, daß er eine unübertrefflich treue, großherzige Frau sammt glücklichen, dankbaren Kindern auf Erden zurücklasse und daß sein Leben und Wirken ein reich gesegnetes gewesen: so hatte der Majoratsherr, Graf Hans Eberhard von Wartenberg, sich dieses neidenswerth schönen Todes rühmen dürfen.

Und so war er, nachdem er Tags vorher auch noch seinem religiösen Bedürfniß in tiefster Andacht Genüge gethan, kurz vor Mitternacht friedlich eingeschlafen, in den letzten Stunden völlig schmerzlos. All' seine Lieben, die noch kurz zuvor bei seinem vollen Bewußtsein den Sterbesegen und letzten Abschied empfangen, knieten weinend und betend vor seinem Todesbette. Selbst das ganze Schloßgesind und die gräflichen Beamten kamen beim Verscheiden hinzu.

Durch's Thurmfenster aber, das der Sterbende zuvor noch hatte öffnen lassen, schienen die ewigen Sterne zu ihm herein, bei deren Leuchten ihm in seinen letzten Lebenstagen, klarer, als je zuvor, die höchste Bedeutung des Lebens und Menschenglückes aufgegangen war.

* * *

Erst nach Abfluß des vollen Trauerjahres, nicht schon im Frühling, wie der sterbende Vater es gewollt, wurden Erich mit Margarethe, Elsa mit ihrem Schultzenburger, in der Patronatskirche des Dorfes Wartenberg zum ehelichen Doppelpaar eingesegnet. Der jetzige Majoratsherr mit Frau sammt

allen Mitgliedern des Wartenbergischen Geschlechtes waren bei dieser zwiefachen Hochzeit zugegen, aber auch Margarethens Mutter und Brüder. Die junge Baronin Elsa bezog mit ihrem Gemahl, der den Dienst quittirt, die prachtvolle Schulzenburg; Erich, der unterdessen zum außerordentlichen Professor der Geologie ernannt worden war, mit Magarethe sein zwar minder glänzendes, aber geschmackvoll trautes, eigenes Heim, und zwar in derselben anmuthigen Universitätsstadt, in der einst seine junge Frau die glückliche Jugend verlebt hatte. Die Gräfin verzichtete gern auf ihren Wittwensitz Monrepos, um dem Wirken ihrer Nachfolgerin ja nicht im Wege zu stehen, und zudem trieb sie ihr Mutterherz zu jenen Beiden, für deren Vereinigung sie vorher so viel zu leiden gehabt. Alle Träume, die Margarethens Brust einst nach der Flucht von Schloß Wartenberg ihre traurige Heimfahrt verklärten, sind vollauf zur Wahrheit geworden, und ihr Haus ist der Mittelpunkt für alle Kreise jener Stadt, die noch für echte Bildung, Wissenschaft und klassische Musik Sinn und Verständniß haben. Die Mutter wird von ihnen alltäglich neu auf den Händen getragen, und auch der alte Stephan genießt dort sein gar wohl verdientes Gnadenbrot.

Und welch ein reiches häusliches Glück! Schon sitzt manchmal ein prächtiger Junge, der kleine Hans Eberhard, auf dem Schooße der Großmutter, und Margarethe singt dessen kleines Schwesterlein Gabriele in den Schlaf.

Auch der Majoratsherr, Graf Alphons, hat sich bisher seines ritterlichen Vorbildes würdig erwiesen, und die neue Burgfrau, Gräfin Adele, streut dort Blumen der Liebe und der Barmherzigkeit, wie einst die „Schloßmutter“.

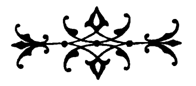
So ist der Widerstreit göttlicher und menschlicher Gesetze schon

lange versöhnt durch heilige Liebe und eine höhere Weltanschauung. Das Familienband zwischen dem Hause Erich's und seinem alten Geschlecht ist dennoch unversehrt erhalten geblieben. Alljährlich kehren im Spätherbste Mutter Gabriele, Erich und Margarethe, im Schloß Wartenberg ein, um in der Gruftkapelle die zwei Steinbilder des seligen Gatten und Vaters, Sohnes und Bruders, mit neuen Todtenkränzen zu schmücken. Doch auch Erich und Margarethe selber, gleich ihrer ganzen Nachkommenschaft, werden einst in dieser alten Familiengruft ihre letzte Ruhestätte finden.

Im Verzichtvertrage zwischen dem früheren Majoratserben und dem jetzigen Majoratsherrn lautet der letzte Paragraph:

„Nach dem Absterben meiner unvergleichlichen Mutter, der Gräfin Gabriele von Wartenberg, soll zu ihrem Andenken eine große Granitsäule im Wartenberger Schloßpark errichtet werden. Sie sei das Symbol ihrer mütterlichen Treue! Und nur der einfache Name der Verlebten mit Geburts- und Todestag soll auf der Rückseite verzeichnet sein! Der Südfront des Schlosses zugewendet jedoch sollen, beredter und verständlicher, als der schwungvollste Hymnus der Mutterliebe, in Erz die einzigen zwei Worte prangen:

„Einer Mutter."



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

26/10/84





